BRUDER JONATHAN

UND

SEIN LAND

VON

MAX O'RELL

UND

JACK ALLYN



STUTTGART

VERLAG VON J. ENGELHORN

1889



Bruder Jonathan

und

sein Land.

Die amerikanische Gesellschaft.

Von

Max O'rell

und

Jack Allyn.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Emmy Becher.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

An Bruder Jonathan!

Seit ich den Band „John Bull und seine Insel“ veröffentlicht habe, hast Du mich häufig gebeten, auch meine Eindrücke von Amerika und den Amerikanern niederzuschreiben, und die Zeitungen Deines Landes haben die Freundlichkeit gehabt, mir den Titel:

„Bruder Jonathan und sein Land“

sachte einzugeben.

Der Titel ist gut und ich nehme ihn an.

Was das Buch betrifft . . . Du hast es haben wollen, und hier ist es. Nur laß mich Dich warnen: Würde Dir je in Sinn kommen, in diesem kleinen Band eine tiefe und ernsthafte Studie über Dein großes Land und Deine liebenswürdigen Landsleute erblicken zu wollen, so wäre es um Deinen Ruf als Humorist für alle Zeiten geschehen.

Um mir meine Rechte in den Vereinigten Staaten zu wahren, habe ich mir einen amerikanischen Bürger als Mitarbeiter zugesellt.



I.

Amerika. — Bevölkerung. — Die Entdeckung von Amerika. — Eine Geschichte von der Sonne. — Wo ist der Mittelpunkt von Amerika? — Bruder Jonathan kann sich nicht fassen und ich auch nicht. — Amerika ist reine Zauberei. — Ein Brief von Bruder Jonathan läßt mich eine Reise nach den Vereinigten Staaten beschließen.

Amerika zählt heute sechzig Millionen Einwohner — der größere Teil derselben führt den Titel: Oberst.

Wenn die Welt auch klein ist, Amerika ist groß, und die Amerikaner — ungeheuer!

Dieser Riese unter den Ländern wurde im fünfzehnten Jahrhundert von Christoph Kolumbus entdeckt, der zuvor schon sein ungewöhnliches Erfindertalent dadurch, daß er Eier auf Tischen stehen machte, bekundet hatte.

Diese Entdeckung hat sich nach der Erzählung eines berühmten amerikanischen Humoristen folgendermaßen zugetragen.

Der König von Spanien plauderte eines Abends nach Tisch mit Kolumbus. Plötzlich stieg Seiner Majestät eine leuchtende Idee auf und er rief: „Kolumbus, warum machst du dich denn nicht auf die Sohlen und entdeckst mir Amerika?"

„Soll sofort geschehen, wenn Majestät mir ein Schiff ausrüsten wollen."

Christoph Kolumbus erhielt ein Schiff und segelte in der Richtung, wo er Amerika vermutete, von dannen. Nachdem sie einige Tage unterwegs waren, fingen die Matrosen zu murren an und erklärten, daß sie an dies sogenannte Amerika gar nicht glaubten.

Kolumbus hielt stand.

Lange Tage schwammen sie auf dem Meer, da meldete der Steuermann dem großen Seefahrer: „Kolumbus, ich sehe Land!“

„Das muß Amerika sein,“ rief Kolumbus.

„Weißt du das so gewiß?“

„Die Gewißheit werden wir uns leicht verschaffen können,“ versetzte Kolumbus mit Ruhe, „ich sehe, daß eine Menge Eingeborener am Ufer stehen, die wollen wir fragen.“

Sofort läßt sich Kolumbus von einigen Matrosen in einer Barke zu den Wilden hinüberrudern.

„He, ihr da!“ ruft er sie an. „Ist das Amerika?“

„Allerdings,“ erwidern die Rothäute.

„Und ihr seid vermutlich lauter Amerikaner?“

„So ist's.“

Dann tritt der Häuptling der Eingeborenen vor und fragt: „Und du, solltest du zufällig Christoph Kolumbus sein?“

„Der bin ich! Du hast es richtig erraten.“

Der Häuptling wendet sich an sein Volk und spricht: „Kameraden, wir können uns der Thatsache nicht verschließen: wir sind entdeckt.“

Hoch befriedigt über den Erfolg seines Unternehmens, kehrt Kolumbus nach Spanien zurück, um dem König Meldung darüber abzustatten.

Ein Engländer brüstete sich einst in Gegenwart eines Franzosen mit der ungeheuren Ausdehnung des britischen Reiches.

„Ja, mein Herr,“ rief er als Schluß seiner bombastischen Lobrede, „auf dem Gebiete Englands geht die Sonne nie unter.“

„Das wundert mich gar nicht,“ bemerkte der Franzose gelassen, „sie wird wohl wissen, daß man bei solch zweifelhaftem Gelichter die Augen offen halten muß.“

Wenn die Sonne heute ihre Reise von San Francisco nach New York macht, so beleuchtet sie auf ihrer ganzen Bahn ein freies Volk, das im Jahr 1776 die Engländer gebeten hat, sich hübsch um ihre eignen Angelegenheiten zu kümmern.

Amerika hat von Ost nach West eine Ausdehnung von mehr als zehntausend Kilometern, und es ist vielleicht am Platz, den Leser vor einer von Bruder Jonathans heimtückischen Lieblingsfragen zu warnen: „Wo ist der Mittelpunkt von Amerika?" Es könnte leicht der Fall sein, daß er sich einbildete, von New York ausgehend, und immer nach Osten fortwandernd, die Grenze Amerikas in San Francisco zu erreichen. Dessen versieht sich Bruder Jonathan, und wenn man ihm ein besondres Vergnügen machen will, so kann man gar nichts Besseres thun, als darauf hereinfallen und ihm Gelegenheit geben, uns über diesen Irrtum aufzuklären. Es scheint nämlich richtig zu sein, daß wir in San Francisco kaum halbwegs sind und daß der Mittelpunkt von Amerika in That und Wahrheit im Stillen Ozean zu suchen ist. Bruder Jonathan hat die Breite seines Kontinents um mehr als die Hälfte verdoppelt, als er im Jahr 1867 um die Summe von vier Millionen Dollars den Russen Alaschka abkaufte.

Nicht zufrieden mit der ungeheuern Wirklichkeit, macht es dem Amerikaner Freude, sein Land noch durchs Vergrößerungsglas anzusehen, und man kann einer Vaterlandsliebe, die bis zum Doppeltsehen geht, seine Bewunderung nicht versagen.

Bevölkerung, Fortschritt, Kultur, alles trägt hier Siebenmeilenstiefel. Die Städte scheinen wie Pilze aus der Erde hervorzuwachsen; an Stelle dieser Stadt, die zwanzigtausend Seelen zählt, ihre Kirchen, ihre Schulen, ihre Bibliothek und ihre Bankanstalten hat und in der die Pariser Mode so streng befolgt wird, wie in London oder New York, war vor einem Jahr oder zweien ein Sumpf, ein Wald.

In Amerika ist alles groß, gigantisch: Der berechtigte Stolz des Bürgers der jungen Republik zieht seine Nahrung aus der Höhe seiner Berge, der Größe seiner Seen, seiner Wasserfälle, seiner Hängebrücken und seiner babylonischen Städte.

Der Amerikaner ist sein Leben lang in Verzückung über alles, was amerikanisch ist. Er kann sich nie darüber fassen.

Ich komme von Amerika zurück, aber erholt habe ich mich auch noch nicht — ich bin noch außer Atem, noch gänzlich überwältigt. Es ist die reinste Gaukelerei, eine Fata Morgana, eine Zaubererscheinung . . . mitunter auch ein Höllenspuk, aber greifen wir nicht vor. Lassen Sie mir Zeit, Atem zu schöpfen und meine Gedanken zu ordnen. Dies Amerika trieft von „Unerhörtheiten". Das ist das einzige, was ich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen kann. In meinem armseligen europäischen Gehirn schießen die Gedanken Purzelbäume, es gibt nichts Unmögliches mehr und die tollsten Märchen sind nach dem, was ich gesehen, erfindungsarm und alltäglich. Alles ist groß, ungeheuer, riesenhaft, wird mit Dampf, mit Elektrizität betrieben, man bekommt Schwindel, und ich begreife vollkommen, daß in Amerika die Eigenschaftswörter überhaupt nur im Superlativ gebraucht werden.

Als ein Beleg für das, was ich hier vorausschicke, mag ein Brief dienen, den ich im Mai 1887 von einem Amerikaner erhalten habe, und der mich zum Entschluß geführt hat, die Vereinigten Staaten aufzusuchen. Der Brief stammt aus Boston.

„Geehrter Herr!

„Ich war schon im Begriff, mit dem heute mittag zwölf Uhr nach Liverpool abgehenden Dampfer hinüberzufahren, um einen Einfall, der mir gestern in Sinn gekommen ist, mit Ihnen durchzusprechen, da ich aber in diesem Jahr die Ueberfahrt zwischen Boston und Liverpool schon sechsmal gemacht habe und in vier bis sechs Wochen nach Rußland

und Japan abreisen und über Kalifornien und Mexiko zurückkommen muß, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich es schließlich doch vorzog, meinen Plan und dessen Ausführung brieflich mit Ihnen zu verabreden."

„Bruder Jonathan ist ein Prachtskerl, den muß man kennen lernen," sagte ich mir, und sobald die Umstände es erlaubten, packte ich meine sieben Sachen, nahm mir an Bord eines der herrlichen Boote der White Star-Linie einen Platz und machte mich auf, um Land und Leute überm Ozean in Augenschein zu nehmen.

II.

Bruder Jonathan und seine Kritiker. — Ein hervorragender Amerikaner erteilt mir heilsamen Rat. — Reiseeindrücke. — Womit der Leser sich zu begnügen hat. — Weshalb Bruder Jonathan keine Zuneigung für John Bull empfindet.

Einige Tage vor meiner Abreise von Amerika sprach ich mit Mr. Whitelaw Reid, dem höchst bedeutenden Hauptredakteur der New Yorker „Tribüne".

„Verfallen Sie ja nicht in den Irrtum, sich einzubilden, daß Sie in sechs Monaten Amerika gesehen hätten," sagte er mir.

„Es liegt mir gänzlich fern," erwiderte ich, „mir etwas derartiges anzumaßen, und ich mache mir über diesen Punkt keine Illusionen. Wenn ein Mensch mit leidlicher Fassungskraft von einer Reise im Ausland zurückkehrt, so bringt er eine gewisse Zahl von Eindrücken mit nach Hause, und diese seinen Freunden mitzuteilen, ist er voll berechtigt. Es sind Eindrücke, im Flug festgehaltene Bilder, am Weg aufgelesene Notizen, und wenn jemand in einem derartigen Band eine getreue Schilderung der Sitten und Einrichtungen des Volkes zu finden hofft, bei dem der Verfasser zu Gast gewesen, so ist es eben der Leser oder Kritiker, der einen Irrtum begeht.

Wenn es ein Land gibt, das man keinenfalls in sechs Monaten kennen lernen und beurteilen kann, so ist es ganz gewiß Amerika, und der Schriftsteller, der sich nach so kurzer Frist erlauben würde, Urteile zu fällen und sich als Aristarch aufzuspielen, müßte ein anmaßender Thor sein. In einem halben Jahr lernt man Amerika nicht kennen, man sieht es nicht einmal, man erhält höchstens ein paar Durchblicke, aber schon innerhalb einer Woche fällt einem dies und jenes auf und man merkt sich mancherlei. Studien und Reiseeindrücke sind zwei grundverschiedene Dinge, Mr. Reid, und wer eins fürs andre nimmt, auf dessen Seite ist der Fehler. Wenn Sie zum Beispiel meinen harmlosen Band beurteilen wollten und zeterschreien: ‚Der Verfasser kennt seinen Gegenstand nicht gründlich!‘ so würden Sie unrecht haben, und nicht ich, denn ich behaupte ja nirgends, daß ich ihn gründlich kenne, sondern gebe ganz ehrlich zu, daß dies gar nicht möglich ist. Wie sollte ich denn dazu kommen? Um von Amerika einen auch nur annähernd richtigen Begriff zu haben, muß man zwanzig Jahre hier gelebt haben, Amerikaner sein, und ich setze sogar hinzu, daß meiner Ansicht nach die besten Bücher, die über ein Land geschrieben werden, entschieden von Angehörigen desselben herrühren. Nie sind die Engländer besser dargestellt worden als von Thackeray; die Schotten hat keiner geschildert wie Ramsay, und um einen Tartarin fertig zu kriegen, war nicht nur ein Franzose, sondern ein Südfranzose, fast ein Tarasconer nötig. Ich führe das alles an, um Sie zu überzeugen, daß ein Buch über Amerika, welches ich nach meiner Rückkehr nach Europa möglicherweise herausgeben werde, nichts enthalten wird als Reiseeindrücke, und daß, wenn Sie etwas andres darin suchen, Sie zu tadeln sind, und nicht ich. Im übrigen verlasse ich mich auf die Einsicht der Amerikaner, die mir die Ehre erweisen werden, mich zu lesen — ich bin da in guten Händen."

„Sie haben vollkommen recht," sagte der Herausgeber der „Tribüne".

Man muß zugeben, daß einiges Mißtrauen gegen seine Beurteiler von seiten des Amerikaners berechtigt ist und auf schlimmer Erfahrung beruht. Das meiste, was über Amerika geschrieben worden, rührt von Engländern her, und der Engländer ist von allen Menschen der Welt derjenige, welcher, wo es sich um Amerika handelt, am meisten Schwierigkeit hat, sich seiner Vorurteile zu entschlagen. Daß die Amerikaner, seit sie ihre eignen Herren sind, viel zu stande gebracht haben, muß er ja wohl oder übel zugestehen, aber John Bull wird dabei einen Hintergedanken nicht los und vergißt nie, daß man ihn da drüben an die Luft gesetzt hat. Deshalb macht er immer ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Ja, ja, das ist ja alles ganz hübsch und ganz gut für eure Mittel, aber bedenkt doch, was aus diesem Land in meinen Händen hätte werden können!"

Er sieht sich alles von oben herab an mit jener Gönnermiene und jener ruhigen Anmaßung, die ihn, der zu Hause so liebenswürdig ist, auf Reisen unausstehlich machen. Ueber alles, was er zu Gesicht bekommt, spricht er sich mit der Unbefangenheit großer Herren unverhohlen aus, und an allem und jedem findet er etwas auszusetzen. Von vornherein ist er fest entschlossen, in Amerika nichts zu bewundern, und weiß er an nichts andrem zu nergeln, so stimmt er wenigstens ein Klagelied über Amerikas Mangel an Ruinen und alten Kathedralen an. Er würde Bruder Jonathan viel zu viel Ehre anzuthun glauben, wenn er seinen Frack aus dem Koffer nähme, und erscheint deshalb bei Tisch im Reiseanzug, kurz, er entwickelt seine Fähigkeit, sich unangenehm zu machen, in Amerika noch in weit höherem Maß als anderswo, und Bruder Jonathan, der eine kleine Schwäche für Schmeichelei und Lobeserhebungen hat, empfindet für den edeln Sohn Albions eine ehrliche, von Herzen kommende Abneigung.

Der Engländer seinerseits hat keine solche gegen den Amerikaner, er hat überhaupt keine Abneigungen, er verachtet kurzweg, aber haßt nicht, und das eben ist es, was

den Gegenstand seiner Beurteilung so außer sich bringt. Fühlt man sich einigermaßen als Mensch von Bedeutung, so fordert man Liebe oder Haß, stößt man auf Gleichgültigkeit, so ärgert man sich. Der Engländer sieht im Amerikaner den Emporkömmling, und sagt man ihm, daß Amerika eine Gesellschaft besitzt, die nicht nur geistvoll und glänzend, sondern genau ebenso abgeschliffen und wohl geschult ist, wie nur irgend eine europäische, so lächelt er ungläubig.

Diese hochnasige Verachtung reizt den Amerikaner und bringt ihn zur Verzweiflung.

Bruder Jonathan kann vergessen, daß der Engländer ihn einst unterdrückte, er verzeiht ihm den Krieg von 1812; er verzeiht, wenn auch ohne es zu vergessen, daß er im Jahr 1861 und 1865 Partei für die Sklaverei genommen hat, aber er verzeiht ihm nicht, daß er in grau karriertem Jackett zu ihm zu Tisch kommt.

III.

Bezeichnende Züge. — Weltmann und Flegel. — Verschiedenheiten in der Beurteilung einer Predigt. — Widersprüche und Gegensätze. — Irdisches und Geistliches. — Die Pokerspieler an Bord des Dampfers. — Ein demütiger und eifriger Jünger des Heilands. — Das: „Sesam, thu dich auf!" für New York, Boston und Philadelphia. — Das Kindliche im Wesen des Amerikaners. — Die drei unvermeidlichen Fragen. — Vorgefaßte Meinungen. — Eine Aufforderung von seiten der amerikanischen Presse. — Weshalb Franzosen und Engländer an die Fremden keine Fragen stellen.

Ein Volk, das als solches kaum hundert Jahre alt ist und sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, kann noch keine sehr ausgesprochene und bestimmte Eigenart haben.

Es gibt Amerikaner, aber der Amerikaner ist noch nicht vorhanden.

Der Bewohner des Nordostens der Vereinigten Staaten, der Yankee — eine Bezeichnung, die ausschließlich auf die Bevölkerung Neuenglands angewendet wird — ist vom Amerikaner des Westens oder Südens so grundverschieden, wie der Engländer vom Deutschen oder Spanier.

Nennt man zum Beispiel einen Yankee „Lügner", so wird er zum Zimmer hinausgehen und dabei sagen: „Damit, daß Sie das behaupten, mein Herr, ist die Sache noch lange nicht erwiesen." Geht man etwas weiter westlich und wirft einem pennsylvanischen Amerikaner einen „Lügner" an den Kopf, so gerät er außer sich und schlägt zu, wollte man sich aber einem Bewohner des Südens oder des Far West gegenüber dieses Ausdrucks bedienen, so würde er seinen Revolver herausziehen und den Beleidiger über den Haufen schießen.

Als ich eines Abends in New York im Theater gewesen war, fuhr ich in einem Pferdebahnwagen über den Broadway nach Hause. Es waren etwa sechzig Passagiere hineingepfropft. man stand natürlich, klammerte sich an irgend ein Geländer oder einen Riemen an und suchte sein Gleichgewicht zu erhalten, so gut es eben gehen wollte. Ein sehr gut gekleideter, vornehm aussehender Herr gibt dem Kondukteur das Zeichen, zu halten, und versucht, sich herauszuarbeiten. Mit Hilfe seiner Ellbogen gelangt er auch glücklich an die Thüre und er ist im Begriff hinauszuspringen, als ein Individuum, das tief empört ist, etwas gestoßen worden zu sein — es gibt ja Leute, die um fünfundzwanzig Centimes so bequem fahren möchten wie im eignen Wagen — ihn anschreit: „Sie sind ein Tölpel; ein Flegel sind Sie!"

Der Herr springt aus dem Wagen.

„Ein Tölpel sind Sie, sage ich," brüllt ihm der Kerl aus vollem Halse nach, „ein Flegel, hören Sie mich nicht?"

Der Gentleman, denn ein solcher war es wirklich, steht still, dreht sich um, lüpft den Hut und erwidert: „Ich habe Sie wohl verstanden, und Sie, mein Herr, sind ein vollendeter Weltmann."

Der „vollendete Weltmann" stand einige Sekunden wie festgenagelt da, und kaum waren wir ein paar hundert Schritte weitergefahren, als er den Wagen halten ließ und verduftete.

Wenn ein Geistlicher sich auf der Kanzel eine mehr oder weniger ketzerische Bemerkung erlaubt, so werden die Kirchgänger des Ostens sich begnügen, die Achseln zu zucken und am nächsten Sonntag ihre Andacht in einem andern Gotteshaus zu verrichten. Ist man mit seinem Lieferanten nicht zufrieden, so wechselt man einfach. Der Pennsylvanier dagegen wird in den Lokalblättern heftige Angriffe bringen und einen heißen Kampf eröffnen, während man sich in Kansas*) unter der Kirchenthüre aufstellen und das Heraustreten des Pfarrers abwarten wird, um ihm eine tüchtige Tracht Prügel angedeihen zu lassen.

In Bezug auf Widersprüche und Gegensätze ist der Charakter des Amerikaners dem englischen ungemein verwandt, nur daß dieselben bei jenem noch stärker und greller zu Tage treten. Gibt es zum Beispiel etwas Köstlicheres als die Art und Weise, wie Bruder Jonathan Irdisches und Göttliches zu verbinden und zu versöhnen weiß? Darin ist er John Bull noch überlegen, und vielleicht liegt darin mit eine Hauptursache seiner Erfolge.

An Bord des Dampfers, auf dem ich die Ueberfahrt machte, hatten wir fünf Amerikaner, welche die acht Tage auf hoher See vollständig mit „Poker"-Spielen ausfüllten. Von morgens bis in die Nacht erdröhnte das Rauchzimmer von den kräftigen Flüchen, die ein jeder, so oft er eine Karte auf den Tisch warf, auszustoßen für nötig fand, und es stand ihnen für diesen Zweck ein solcher Vorrat von Ausdrücken zu Gebote, daß selten ein und derselbe Fluch wieder-

*) Ich lese eben in einer New Yorker Zeitung unter der Aufschrift: „Kansas": „In Kansas wurde einem Geistlichen von einem Mitglied seines Kirchensprengels, das über eine Stelle in der Predigt empört war, die Nase abgebissen."

holt werden mußte. Am Sonntagmorgen setzte sich nach dem Frühstück ein junges Mädchen ans Klavier und fing an die eintönigen Melodieen von ein paar Kirchenliedern zu spielen. Was geschah? Sofort stellten sich meine fünf Spieler um das Instrument her und volle zwei Stunden lang sangen sie zur Erbauung der im Salon versammelten Mitreisenden fromme Lieder.

Ich war sprachlos.

In Frankreich gibt es Leute, die fluchen, und Leute, die Kirchenlieder singen, aber die angelsächsische Rasse ist die einzige, die es fertig bringt, das eine und das andre mit gleicher Gewandtheit und gleichem Eifer zu betreiben.

In welchem andern Land ließe sich eine Geschichte wie die folgende erzählen? Es ist das Amerikanischste, was mir in den Vereinigten Staaten zu Ohren gekommen ist, und die Anekdote soll, wie man sagt, von Mr. Chauncey Depew herstammen. Letzteres ist übrigens nicht so genau zu nehmen, denn jede gute Anekdote, die in Amerika im Schwang ist und Glück macht, wird entweder Mr. Depew, Mark Twain oder dem verstorbenen Artemus Ward zugeschrieben.

Ein Geistlicher war vor kurzem zum Seelenhirten einer kleinen Stadt in Kentucky ernannt worden und hatte nach seinem Amtsantritt nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Fenster seiner Kirche mit reich bemalten bunten Scheiben versehen zu lassen. Diese Neuerung rief bei verschiedenen Gemeindemitgliedern, die in dieser Kunstpflege eine Hinneigung zum Katholizismus zu verspüren glaubten, Widerspruch und Mißtrauen hervor. Man hielt ein Meeting und beschloß, den Geistlichen durch einige Abgesandte um Erklärung über seine Gesinnungen und womöglich Entfernung der bunten Scheiben bitten zu lassen.

An der Spitze der kleinen Gesandtschaft stand ein biederer alter Presbyterianer, dessen Strenge in Dingen der Kirche stadtbekannt war; er sollte den Sprecher machen.

„Herr Pastor,“ begann er, „wir kommen mit der Bitte,

daß Sie die neuen Scheiben aus den Kirchenfenstern herausnehmen und das alte Glas wieder hineinsetzen lassen möchten. Wir sind schlichte Leute von einfachen Sitten; so wie der liebe Gott das Licht gemacht hat, ist's uns gut genug und wir haben keine Freude dran, es durch farbige Bilder scheinen zu sehen."

Der Wackere hatte eine schöne Rede vorbereitet und war fest entschlossen, sie von A bis Z vom Stapel zu lassen, als der Geistliche ihm gereizt ins Wort fiel.

„Erlauben Sie, es kommt mir vor, als ob Sie sich ein wenig viel herausnähmen; wer sind Sie denn, um so mit mir zu sprechen?"

„Wer ich bin?" versetzte der stramme Presbyterianer. „Ich bin ganz einfach ein demütiger und eifriger Jünger unsres Heilandes. Und Sie, Herr Pfarrer, wer sind denn Sie, frage ich?"

Ohne sehr weit zu reisen, ja selbst ohne die östliche Küste von Amerika zu verlassen, nimmt man deutlich wahr, wie grundverschieden das geistige Wesen nah benachbarter Städte ist.

In New York zum Beispiel — ich schließe hier den litterarischen Kreis aus, auf den ich später zu sprechen komme — ist es sein Geld, welches dem Reisenden Thür und Thor öffnet, in Boston seine Bildung und in Philadelphia und Virginien seine Abstammung, sein Name. Wer also Erfolg haben und sich eine Stellung schaffen will, muß in New York seine Dollars klappern lassen, in Boston seine Talente und Fähigkeiten ins beste Licht stellen und in Philadelphia und Richmond mit seinen Ahnen Staat machen.

Die Amerikaner haben ausnahmslos eine ungemein kindliche Seite in ihrem Wesen. In einem knappen Jahrhundert haben sie alle Völker der Alten Welt überholt und sie sind selbst verwundert über das, was sie zu stande gebracht haben. Wie ein Kind sein selbstgemachtes Spielzeug mit

Stolz zeigt, fragen sie ohne Unterlaß: „Hm, sieh dir's mal an, ist es nicht schön, dies alles?“ Und wahrhaftig, jeder, der mit vorurteilsfreien Augen zu sehen im stande ist, wird zugeben müssen, daß ihr Werk ein wunderbares ist.

Die Amerikaner geizen nach Lob und sind sehr empfindlich gegen Tadel. Kaum ist ein Fremder an ihrer Küste gelandet, frägt man ihn, was er von dem Land halte, und von zehn Menschen, mit denen er in ein Gespräch kommt, werden neun ihn fragen:

1. „Sind Sie zum erstenmal in Amerika?“
2. „Seit wann sind Sie in Amerika?“
3. „Was halten Sie von Amerika?“

Es gibt sogar Leute, welche die Wißbegierde noch weiter treiben und die uns nicht einmal Zeit lassen, in ihrem Land anzukommen, ehe sie unsre Meinung über dasselbe verlangen.

Ich hatte mich eben an Bord des Germanic, mit dem ich die Ueberfahrt von Liverpool nach New York machen wollte, begeben, als der Kassierer mir einen Brief aus Amerika überbrachte. Der Inhalt war folgender:

„Mein Herr!

„Könnten Sie mir während der Ueberfahrt einen Aufsatz über die Vereinigten Staaten schreiben? Es wäre mir von großem Wert, die Vorstellungen, die Sie von Amerika und den Amerikanern mitbringen, kennen zu lernen und sofort nach Ihrer Ankunft in meinem Blatt zu veröffentlichen.“

Ich glaube keine Unzartheit zu begehen, wenn ich erwähne, daß der Brief die Unterschrift des liebenswürdigen und hochbegabten Hauptredakteurs der „Kritik“ trug; seine Zeitschrift ist das bedeutendste litterarische Blatt der Vereinigten Staaten.

Die Sache macht mich heute noch lachen.

Man hatte mir damals schon erzählt, daß der Droschkenkutscher, mit dem man in New York vom Hafen zum Hotel fahre, beim Oeffnen des Wagenschlags unfehlbar die Frage

stelle: „Nun, mein Herr, was ist Ihr erster Eindruck von Amerika?“ Daß man aber in Liverpool schon von mir wissen wollte, was für Vorstellungen über Amerika und die Amerikaner ich mitbringe, das überstieg das Maß meiner Erwartungen in diesem Punkt doch bei weitem.

Weder dem Engländer noch dem Franzosen wird es je in den Sinn kommen, einen Fremden zu fragen, was er von England oder Frankreich halte, und zwar schon deshalb nicht, weil beiden das Urteil des Ausländers höchst gleichgültig ist. Der Franzose kennt keinen Zweifel darüber, daß Frankreich unbedingt über jedem andern Land stehe; er setzt voraus, daß der Reisende von Bewunderung hingerissen ist, sich von seinem Staunen gar nicht erholen kann, und beglückwünscht ihn zu dem Einfall, demselben seinen Besuch abgestattet zu haben.

Der Engländer äußert das minder unbefangen und wird dadurch weit weniger liebenswürdig. Auch er ist so voll überzeugt, daß England die erste Nation der Welt sei, daß es ihm nicht einfällt, wissen zu wollen, wie der Fremde über diesen Punkt urteilt. Und wenn ihm jemand sagen würde, daß er über Englands Vorzüge abweichender Ansicht sei, so fände er das so lächerlich, so komisch und so abgeschmackt, daß von Empörung keine Rede wäre. Er würde den Krittler bemitleiden, und damit wäre die Sache abgethan.

IV.

Volkstypen. — Männliche Schönheit. — Der indianische Typus. — Die zweite Schönheitsperiode bei den Frauen Neu-Englands. — Was der Schönheit der Amerikanerinnen abgeht.

Die Amerikaner sind größtenteils mager und die Schönheit besteht bei ihnen in der Beweglichkeit und geistigen Belebung der Züge. Ich glaube nicht, daß man irgendwo anders

eine solche Vereinigung schöner Männer sieht, wie in dem Kreis, der sich jeden Sonnabend im Century Club in New York zusammenfindet. Es ist nicht Männerschönheit im Sinne der Griechen, aber es ist die männliche Schönheit, die im geistigen Ausdruck ihre Stärke hat. Das häufig sehr reiche Haar ist nachlässig behandelt, ja zuweilen etwas ungepflegt; der Anzug gewählt und fein ohne alle Zierbengelei, das blasse und ernste Gesicht von einem liebenswürdigen Lächeln belebt und erhellt: man hat die Empfindung, daß feste Entschlossenheit und Weichheit der Empfindung sich im Charakter der Amerikaner aufs glücklichste vereinen.

Das Gesicht ist knochig, die Stirn gerade, die Nase rechtwinkelig und häufig so schmal und scharf wie eine Rasiermesserklinge. Offenbar macht sich in dieser Bildung der indianische Typus etwas geltend. Die eingedrückten Schläfen, die hervorstehenden Backenknochen und die kleinen, tiefliegenden, scharfen, braunen Augen sprechen dafür.

Der Amerikaner der guten Gesellschaft erscheint mir als eine höchst glückliche Mischung des Franzosen und des Engländers; er ist weniger steif als dieser und natürlicher, ungezierter als jener.

Was die Frauen anbetrifft, so nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß sie im Osten, und zumal in New York, von den Französinnen kaum zu unterscheiden sind. Derselbe Typus, dieselbe Eleganz, dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe Erregbarkeit und dasselbe Ebenmaß der Formen.

Auch bei ihnen, so gut wie bei den Männern in Amerika, beruht die Schönheit weit mehr auf dem geistigen Ausdruck, als auf Regelmäßigkeit und Formvollendung der Züge.

Die Amerikanerinnen erfreuen sich größtenteils jener zweiten Jugend, welche die Natur auch den Französinnen in so vielen Fällen gewährt. Mit vierzig Jahren gewinnen sie eine stattliche Rundung; die Blume erschließt sich voll. Die Augen haben an Glanz und Reiz nichts eingebüßt, die

Zähne sind unversehrt, die Haut hat keine Falten, und Hände, Arme und Schultern sind so weiß und gut geformt wie je. Allerdings wird man hierzulande sehr früh grau, aber weit entfernt, die Erscheinung zu beeinträchtigen, verleiht das weiße Haar den noch jugendlichen amerikanischen Frauen etwas ungemein Vornehmes und Anziehendes.

Wenn die Amerikanerinnen von den Engländerinnen herstammen, so haben sie weder Zähne, noch Hände, noch Füße von ihren Urmüttern geerbt, denn ich habe drüben die niedlichsten Hände und die zierlichsten Füße gesehen, die unsre Phantasie sich träumen kann.

Die Damen von New York und Boston behaupten zwar, daß die Einwohnerinnen von Chicago ungeheure Hände und Füße haben. Ich ließ mir das auch geduldig weismachen und glaubte unverbrüchlich daran, bis ich selbst nach Chicago ging und die Frauen dort, und im Westen überhaupt, nicht minder hübsch und dabei frischer, blühender fand als die des Ostens, nur waren sie weit schlanker, um nicht zu sagen mager.

Was den Amerikanerinnen im Osten abgeht, ist die Frische der Farben. Die Haut ist matt und blaß und nach dreißig rettet sie nur das Stärkerwerden. Bleiben sie mager, so verblühen sie sehr rasch; die Haut wird pergamentartig oder erinnert an ein gekochtes Huhn und schrumpft ein wie bei einem gebratenen Apfel.

Wenn die Frauen in Amerika sich wie die in England mit körperlichen Uebungen befassen wollten, wenn sie viel zu Fuß gingen und statt der Gewächshaustemperatur, in der sie leben, immer frische Luft in ihre Zimmer lassen würden, so könnten sie sicher eine blühendere Farbe erlangen, und dann dürfte ihre Schönheit mit jeder europäischen siegesgewiß in die Schranken treten.

V.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, besonders in Amerika nicht. — Der Dollar als allgemeiner Maßstab. — Bruder Jonathan ist sehr positiv. — Wonach er den Menschen beurteilt. — Der beste Köter. — Talent ohne Geld, ein überflüssiges Möbel. — Boston und Kansas.

Bruder Jonathan bewundert alles, was glänzt, auch wenn es nicht Gold ist; in seinen Augen beweist der Erfolg das Verdienst, und einen Schwindel, der Geld einträgt und Aufsehen macht, schätzt er weit höher als Wissen und Können, das in der Dunkelheit sein Dasein fristet.

Der Dollar ist nicht nur die Einheit des Münzsystems, er ist der Maßstab, mit dem man alles mißt.

Ehe man sich über den Wert eines Menschen ein Urteil bildet, fragt man ihn in England: „Wer ist dein Vater?" in Frankreich: „Wer bist du?" und in Amerika: „Wie viel hast du?"

Wie der Professor Teufelsdröckh in Carlyles „Sartor Resartus" beurteilt Bruder Jonathan die Menschen mit einer Unbefangenheit und einer wirklich reizenden Unparteilichkeit. Für das Talent hat er große Bewunderung, weil es Geld einträgt, ein litterarischer oder künstlerischer Erfolg ist ihm nur dann ein solcher, wenn er auch der Börse des Künstlers zu gute kommt. Der Mensch hat in seinen Augen vor allem Handelswert, er gilt so und so viel, wird so und so hoch notiert. Diese oder jene Größe flößt ihm Ehrfurcht ein, nicht, weil sie dies oder jenes Geisteswerk geschaffen, sondern weil dasselbe ein Vermögen eingetragen hat. Man spricht in Amerika nicht von Adelina Pattis unvergleichlicher Stimme, sondern von dem vollen Haus, das sie immer macht.

Ich unterhielt mich einmal mit einem Amerikaner über den berühmten Oberst Robert Ingersoll.

„Er ist, soviel ich weiß, Ihr hervorragendster Redner?" sagte ich.

„Gewiß," gab er mir zurück, „Ingersoll kann jeden Tag das Opernhaus voll bekommen und die Einnahme beläuft sich auf fünftausend Dollars."

Sicher eine wunderliche Art, von einem großen Redner, Schriftsteller oder Denker zu reden.

Eine Schauspielerin wird von New York bis San Francisco größtes Aufsehen machen und ungeheuren Beifall finden, nicht weil ihr Talent unbestreitbar und einzig in seiner Art ist, sondern weil sie in einem ihr gehörigen prachtvollen Salonwagen, den sie sich eigens bei Pullmann & Co. hat bauen lassen, quer durch die Vereinigten Staaten reist.

Ich habe das Auftreten Minnie Palmers, einer talentvollen jungen Künstlerin, in amerikanischen Zeitungen folgendermaßen angekündigt gefunden: „Im dritten Akt wird Miß Minnie Palmer ihre sämtlichen Diamanten tragen."

Nachmittags wurde die Theaterkasse fast gestürmt und abends mußten eine Menge Leute abgewiesen werden. Sehr komisch war überdies, daß ein gutes Vierteil der Zuschauer nicht vor zehn Uhr erschien — sie wollten nur die Diamanten im dritten Akt sehen.

Diese Notwendigkeit, reich zu sein, ist die Schattenseite von Amerika, wo noch weit mehr als anderswo Talent ohne Geld ein unnützes Möbel ist.

Das Land leidet not unter diesem Umstand; die geistigen Kräfte müssen sich abmühen, Geld zu verdienen, statt sich der Hervorbringung von Werken zu widmen, welche den Gedankenschatz des Volkes bereichern und sein Streben veredeln würden.

„Ach! Mein Freund," sagte mir einst einer der anmutigsten Dichter Amerikas, indem er auf seine Stirn deutete, „es ist mir, als ob da drinnen etwas steckte, als ob ich das heilige Feuer besäße und durch meine Schriften der Menschheit etwas zuliebe thun könnte. Aber wie soll man

Gedichte machen, wenn in Wall-Street *) Gerüchte von Krach in der Luft liegen? ... Entschuldigen Sie mich, ich habe keine Minute übrig ... ich muß rasch nach der Börse!"

Die Schriftsteller Amerikas arbeiten größtenteils litterarisch nur in ihren Mußestunden, die Geschäfte gehen allem vor. Mark Twain ist Verlagsbuchhändler, Olivier Wendell Holmes Arzt, Edmond Clarence Stedmann Makler, Robert Ingersoll Rechtsanwalt, Georg Cable hält Vorlesungen und James Russel Lovell ist Diplomat. Die übrigen sind Journalisten, und von der Feder leben nur einige ganz vereinzelte Schriftsteller, denn Zeitungsschreiben ist in Amerika entschieden keine litterarische Beschäftigung.

Möglich immerhin, daß der Tag kommt, an dem ein Gesetz den amerikanischen Verlegern verbietet, die Erzeugnisse der europäischen Litteratur zu stehlen und zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Sobald der amerikanische Schriftsteller nicht mehr gegen diese unerlaubte, ungerechte Konkurrenz zu kämpfen haben wird, muß es ihm sicher gelingen, genügenden Absatz für seine Schöpfungen zu finden, um deren Urheber wie deren Hersteller zu befriedigen. Von diesem Tag an aber wird die amerikanische Litteratur, die auch unter den jetzigen ungünstigen Verhältnissen Meisterwerke hervorgebracht hat, einen hohen Aufschwung nehmen und sich in ungeahnter Größe entfalten.

In einem von Schutzzöllnern regierten Staate ist es eine seltsame Erscheinung, daß von allen Erzeugnissen des Heimatlandes nur die geistigen keinen Schutz genießen. Der Widerspruch in diesem Zustand ist ein zu schreiender, als daß derselbe lange Bestand haben könnte, und der gesunde Sinn und das Gerechtigkeitsgefühl dieses Volkes werden ihn sicherlich in kurzer Frist beseitigen. Boston wird über Kansas den Sieg davontragen.

---

*) Die Straße in New York, an der die Börse liegt.

VI.

Diamanten. — Wie durch einen Fehltritt Diamanten verloren und erworben werden können. — Weshalb die Amerikaner das Geld zum Fenster hinauswerfen und ihren Frauen an die Ohren hängen. — Der Geiz ein in Amerika nahezu unbekanntes Laster. — Was man auch sagen mag, Bruder Jonathan ist kein Sklave des Dollars.

Daß das menschliche Geschlecht erhalten wurde, um durch ausdauernde, zähe Arbeit Adams Schuld wieder gut zu machen, dafür liefert Bruder Jonathan den gründlichsten Beleg.

Er gräbt und pflügt und der Schweiß seines Angesichts fällt auf die Ohren seiner Frau und krystallisiert sich dort zu Diamanten.

Für Amerika ist der Diamant kein Luxusgegenstand, sondern ein Lebensbedürfnis. Eher würde eine englische alte Jungfer auf ihren Thee Verzicht leisten, als die Amerikanerin auf Diamanten.

Ach, diese Diamanten in Amerika! Wie man sie satt bekommt! Auf hundert kaum eine Frau, an deren Ohrläppchen es nicht flimmert und funkelt — entschieden ein Ueberbleibsel von den Wilden.

Abends, bei Licht, zur Balltoilette Diamanten, wohl und gut, aber Diamanten auf der Straße, zum einfachen Straßenkleid, zum Morgenrock beim ersten Frühstück, Diamanten in den Ohren, am Hals, auf dem Hutrand, am Handgelenk, an den Fingern, Diamanten immer und überall! Ja, ich habe am hellen lichten Tag, in einem Laden, Diamanten auf den Schuhen gesehen! „Die Frau," sagte ich mir im ersten Augenblick, „scheint keine Furcht zu haben, ihre Diamanten durch einen Fehltritt zu verlieren — am Ende ist sie gerade auf diese Weise zu denselben gelangt. Jedenfalls ist es keine Dame der guten Gesellschaft." Und dennoch war es eine solche und zwar eine aus der besten, wie ich annehmen mußte nach dem, was mir der Geschäftsführer

des Hauses, der mir eben die Kunstschätze desselben vorlegte, über sie mitteilte.

Wenn Vornehmheit darin bestünde, daß man nicht thut, was die gemeinen Massen thun, so müßte sie sich in Amerika darin äußern, daß man keine Diamanten trüge ... es müßte denn sein, daß auch dies eine Forderung des demokratischen Grundsatzes wäre.

Vornehme Damen, Bürgersfrauen, Ladenfräulein, Arbeiterinnen, Dienstmädchen, alles trägt in Amerika Diamanten, und begegnet man einmal einer schlecht gekleideten Frau ohne solche Ohrgehänge, so kann man sicher sein, daß dieselben im Leihhaus sind.

Natürlich ist auch in Amerika, so gut wie anderswo, nicht alles, was glänzt, ein Diamant.

Sieht man die glänzenden Steinchen im Ohr der Arbeiterin oder des Ladenmädchens, so sind es entweder ehrlich erworbene falsche, oder unehrlich erworbene echte.

Ich habe hübsche Frauen gesehen, die sich durch Ohrgehänge von unerhörtem Umfang vollständig entstellten; der Geldwert dieser um das Gesicht herbaumelnden Schmuckstücke war ungeheuer, der Kunstwert äußerst gering. Es scheint ein in Amerika allerorten verbreiteter Irrtum zu sein, daß der Wert eines Dinges sich nach der Quantität richte.

Auf Bällen habe ich in Amerika Damen gesehen, die im Haar, auf der Schulter, an den Armen und Fingern, in den Ohren und auf dem Kleid Diamanten im Wert von zwei Millionen trugen.

Die Liebe zum Weibe, die dem Amerikaner angeboren ist, bietet an und für sich keine hinreichende Erklärung für den Luxus, mit dem der Mann in den Vereinigten Staaten die Frauen umgibt und überschüttet. Amerika ist nicht das einzige Land, wo der Mann am Weibe hängt und bereit ist, jede ihrer Launen zu befriedigen, und der Franzose ist für den Zauber der Frau gewiß ebenso, wenn nicht in höherem Grade empfänglich als der Amerikaner.

Diese Verschwendungssucht hat andre Gründe.

In den Vereinigten Staaten wird das Geld leicht verdient und leicht ausgegeben; das ganze Geschäftssystem ist mehr Spiel als Handel und Bruder Jonathan ist genau in der nämlichen Lage wie ein Herr, den ich eines Tages einem Straßenbettler in Monte Carlo einen Hundertfrankenschein geben sah.

„Gewinn' ich an der Roulette," sagte er zu einem Bekannten, der ihn über solche Thorheit zur Rede stellte, „was sind dann hundert Franken? Ich kann mir dann wahrhaftig erlauben, einem armen Tropfen wohl zu thun, verliere ich, so ist wenigstens das aus den Klauen des Croupiers gerettet."

Wenn der Amerikaner seine Frau mit Diamanten behängt, so sagt er sich: „Gewinne ich, so kann ich meiner Frau ohne jedes Bedenken Vergnügen machen, verliere ich, so entgehen diese Summen dem Krach."

Und das ist noch nicht alles.

Der Gelddurst des Amerikaners entspringt nicht dem Verlangen nach Geld, sondern dem Verlangen nach all dem, was man sich durch Geld verschaffen kann. Mit andern Worten, der Geiz ist ein überm Ozean fast gänzlich unbekanntes Laster. Der Amerikaner erwirbt sein Geld nicht, um es zusammenzuscharren, damit zu liebäugeln und es nachzuzählen, sondern er trachtet nach Reichtum, um seine Stellung zu erhöhen und zum Glück all seiner Angehörigen beizutragen. Er gibt ebenso fröhlich aus, als er einsteckt, und zwar ganz besonders, wenn es sich darum handelt, seiner Frau oder seinen Töchtern, denen er überhaupt jede Aufmerksamkeit erweist, eine Freude zu machen. Kein Mensch sieht so klar ein wie er, daß ihre Leidenschaft für Diamanten abgeschmackt und kostspielig ist, aber er ist ein guter Kerl und denkt: „Wenn es ihnen Spaß macht, warum sollen sie es nicht haben?"

Man bildet sich in Europa sehr mit Unrecht ein, daß Bruder Jonathan nur an Geld denke und sein Leben auf

den Knieen vor dem „allmächtigen Dollar" zubringe. Das ist ein großer Irrtum, und ich glaube, daß er sich im Grund wenig aus dem Gelde macht. Ein Millionär flößt den Leuten drüben nicht um seiner Millionen willen Respekt ein, sondern der Thatkraft und des Talents halber, die er entfaltet hat, um solche zu verdienen. Einem Amerikaner, der sich nur seines Reichtums rühmen könnte, würden sich in England die Thüren mit Leichtigkeit aufthun, aber die Millionen allein würden nicht hinreichen, ihm Aufnahme in die gute Gesellschaft von Boston und New York zu verschaffen. Dort würde man ihn höflich ersuchen, noch andre Empfehlungen vorzuzeigen. Eine reiche Amerikanerin findet, auch wenn sie häßlich und dumm ist, immer noch einen englischen Herzog, einen französischen Marquis oder einen italienischen Grafen, der ihr seine Hand anträgt, aber es möchte ihr schwer werden, einen gebildeten Amerikaner zu finden, der ihre Mitgift als hinreichende Deckung der übrigen Mängel ansieht. In England wird bei öffentlichen Zweckessen dem Millionär ein Ehrenplatz aufgehoben, in Amerika ist ein solcher nur für den Mann von Talent zu haben, und sogar in der Politik bringt man es nicht durch Geld zur Auszeichnung.

Nein, die Amerikaner beten das goldene Kalb nicht an, wie wir in Europa es von ihnen behaupten, was sie reizt, ist das Geldausgeben.

Die Amerikanerinnen allerdings — aber von Bruder Jonathans Töchtern soll an andrer Stelle die Rede sein.

VII.

Notizen über die amerikanischen Großstädte — New York. — Boston. — Besuch bei Olivier Wendell Holmes. — Washington. — Mount Vernon. — Philadelphia. — Chicago. — Eifersucht zwischen diesen Städten. — Neckereien.

Die großen Städte machen das eigentliche Amerika nicht aus; um von dem Lande wirklich eine Vorstellung zu gewinnen, muß man die Hunderte, Tausende von blühenden kleinen Städten besuchen, die von heute auf morgen an allen Ecken und Enden des ungeheuren Weltteils aus der Erde schießen.

Für den Naturgenuß bin ich zu spät im Jahre nach Amerika gekommen und zu früh abgereist, die Bäume hatten die ganze Herrlichkeit ihres golden schimmernden herbstlichen Laubes schon abgeworfen und ich habe Wälder und Prärieen nur kahl und verdorrt gesehen. Die Sache hat aber nicht viel auf sich — wenigstens nicht für den Leser. Ich habe einen gründlichen Abscheu vor Beschreibungen und wäre meinem Gegenstand schwerlich gerecht geworden. Menschen sind für mich fesselnder als Gewässer, Steine und Bäume; ich bin kein Landschafter, sondern halte mich ans Genrebild, und von allem, was Natur heißt, ist mir die menschliche am anziehendsten.

Die großen Städte aber sind interessant, zumal in den Vereinigten Staaten, wo, mit einziger Ausnahme von New York, jede ihr eigenartiges Gepräge hat und zur Schau trägt.

Die Stadt New York ist auf einer Insel erbaut, die bei einer Länge von zwölf Kilometern an ihrem südlichen Ende einen halben und an ihrem nördlichen drei Kilometer breit ist und die Form einer Zunge hat.

Die Stadt ist ganz nach dem Grundriß eines Bienenkorbs angelegt: zwölf große Hauptadern laufen von Süd nach Nord und werden im rechten Winkel von einer Menge

von Straßen durchschnitten, die von Ost nach West gehen, wodurch zahllose Häuserquadrate entstehen.

Mit Ausnahme der eigentlichen Altstadt, in welcher sie besondre Namen führen, sind die Straßen numeriert, erste, zweite — bis zur hundertfünfundzwanzigsten. Die großen Längsstraßen heißen Avenuen und man zählt von eins bis elf unabhängig vom Broadway, der die Stadt in der Diagonale durchschneidet.

Selbstverständlich ist bei solcher Bauart das Auffinden einer bestimmten Straße und Hausnummer außerordentlich einfach, so und so viel Straßen, so und so viel Quadrate, und man ist an seinem Bestimmungsort; was aber ein ordentlich Stück Gedächtnisarbeit macht, ist, sich die Adressen seiner Bekannten zu merken: 15. Straße Ost Nr. 103; 26. Straße West Nr. 144; 33. Straße West Nr. 134; 48. Straße Ost Nr. 117; 72. Straße West Nr. 154; 5. Avenue Nr. 400. Man kann sich leicht einen Begriff von dem Seelenzustand des unglücklichen Fremden machen, der einige Tage nach seiner Ankunft ein paar Dutzend Besuche machen soll. So oft ich einen New Yorker mit sorgenvoller Miene und in Gedanken vertieft seines Wegs gehen sah, sagte ich mir: „Der wackere Mann gibt sich wohl die größte Mühe, seine Adresse nicht zu vergessen, und sagt sie sich unterwegs fortwährend vor.“

Monumentale Bauten im europäischen Sinne muß man in New York nicht suchen. Es gibt stattliche, solide Häuser, hübsche Kirchen, aber nichts, was uns fesseln würde. In den vornehmen Vierteln sind die Wohnhäuser nach englischer Art und in einem eintönigen bräunlichen Stein ausgeführt, in den dicht bevölkerten Stadtteilen in rotem Backstein mit grünen Läden.

Das Straßenpflaster ist hervorragend schlecht. Wenn ich in meinem Gasthaus am Madison Square zum Fenster hinaussah und den Platz überblickte, so machten sämtliche Wagen den Eindruck von Schiffen, die auf hochgehender See

hin und her schwanken. Trunkenbolde müssen sich hier entschieden bessern, sie kämen sonst nie nach Hause.

Drei schön angelegte Plätze unterbrechen die geradlinige Einförmigkeit dieser Anlage: Washington Square, Union Square und Madison Square, im Norden liegt der Zentralpark, der mit seinen Alleen, Hügeln, Seen und Teichen und der herrlichen Terrasse nach dem Hudson von hoher Schönheit ist, und zugleich der einzige Fleck, auf dem man Bäume, Rasen und Blumen erblicken kann, denn New York besitzt außer den drei genannten Squares nicht einen einzigen Garten.

Was den Fremden in New York überrascht und verblüfft, ist nicht die Stadt, sondern die fieberhafte Thätigkeit derselben.

Der Himmel ist von Telegraphen- und Telephondrähten förmlich verdüstert. Man berechnet die Gesamtlänge der Drähte, die über den Häuptern der Menschen und über ihren Dächern hingespannt sind, auf zwanzigtausend Kilometer, was genügen würde, um den Erdball zur Hälfte zu umziehen.

Die Dampffähren, die auf dem East River den Verkehr mit Brooklyn und auf dem Hudson den mit Jersey vermitteln, lassen den ganzen Tag und bis ein Uhr nachts ein Getöse vernehmen, das an das Geschrei wilder Tiere erinnert. Die Bestie brüllt unter dem Joch der Zivilisation und man glaubt manchmal, sich mitten in einer Menagerie zu befinden.

Durch jede oder doch nahezu jede Straße fahren minütlich Pferdebahnwagen. Es ist eine endlose Reihe, den Broadway allein befahren ihrer mehr als dreihundert: Diese cars, wie man sie in Amerika nennt, sind so märchenhaft wie alles übrige in diesem Lande: sie enthalten Raum für vierundzwanzig Personen — Imperiales haben sie nicht — nehmen ihrer aber sechzig und mehr auf. Ist kein Platz mehr da, so gibt es immer noch welchen, der Kondukteur verweigert niemand das Einsteigen. Man klammert sich an das Geländer neben dem Kutscher oder Kondukteur an, oder man

hängt sich, so gut es eben gehen will, an die schmalen Lederriemen, die an der Decke des Wagens angebracht sind, man erstickt beinahe, man hat die größte Mühe, zu seiner Tasche zu gelangen, um die fünfundzwanzig Centimes herauszuziehen, die man der Tramgesellschaft schuldet, aber der Kondukteur verliert seinen Gleichmut nicht und ruft in seinem näselnden Tone kaltblütig: „Zusammenrücken!"

Die Zahl der Droschken ist äußerst gering, was bei der Fahrtaxe derselben sehr erklärlich. Siebeneinhalb Franken für die Fahrt — da besinnt man sich ein wenig.

In der dritten und der sechsten Avenue fährt auf einem in der Höhe des ersten Stockwerkes errichteten eisernen Gerüste die Dampfbahn mitten durch die Straßen, und zwar befördern die Unternehmer mittels derselben Tag für Tag die fabelhaft klingende Zahl von fünfhunderttausend Passagieren.

Dabei erweisen sich diese sämtlichen Verkehrsmittel als ungenügend, und man spricht allgemein von dem Bedürfnis einer unterirdischen Linie. In Zukunft wird also in New York unter, auf und über der Erde gefahren werden. Arme Thoren, die das nec plus ultra aufgestellt — sie hatten ihre Rechnung ohne Amerika gemacht.

Im Winter ist das schmutzige, schlüpfrige Straßenpflaster nicht ungefährlich. Die Kutscher halten dem Fußgänger zulieb nicht an, legen aber auch nicht gerade Wert darauf, ihn zu überfahren, sie stehen also in der Mitte zwischen dem Londoner Kutscher, der dem zu Fuß Gehenden ausweicht, und dem Pariser, der auf ihn zielt.

An der Ecke jedes Häuserquadrats befindet sich ein kleiner Briefkasten. Hat man Zeitungen einzuwerfen oder Briefe, deren Umfang das übliche Maß übersteigt, so legt man sie ganz einfach oben auf den Kasten und verläßt sich vertrauensvoll auf die Redlichkeit der Vorübergehenden. Regnet es, so muß man's eben haben. Will man Briefmarken kaufen, so geht man zum Apotheker und läßt sich Pillen oder irgend eine Haarwuchstinktur anhängen, um bei der Gelegenheit

auch die Marken zu erstehen. Die Postämter sind äußerst dünn gesät.

Die dichtbevölkerten Stadtviertel, wie das chinesische, das italienische und das Judenviertel mit ihren Armenkasernen, den sogenannten „tenement houses“, habe ich einmal in Begleitung eines Herrn vom Gesundheitsamt besucht und mich dabei lebhaft der Schilderungen Dantes erinnert: das ist auch ein Hinabsteigen oder vielmehr ein Hinauffahren in die Hölle, und ich will den Leser mit den an diesem Tag empfangenen Eindrücken verschonen. Grauenvolle Zustände! Ein Pöbel, der sich aus dem Auswurf aller Nationen, Irländer, Juden, Chinesen, Italiener zusammensetzt, ein schmutziger Menschenknäuel, der sich in einer verpesteten Kloake wälzt und krümmt.

Hart neben diesem erschütternden Elend ist die fünfte Avenue mit ihren Palästen, ihrer Anhäufung von Reichtümern. Die ewige Leidensgeschichte aller Großstädte.

Wie in London zahllose Kirchen und zahllose Kneipen, die hier zwar „Biersalon“ heißen — die nämliche, unwürdige Mischung der Spirituosen und des Spirituellen.

New York ist wohl von allen Städten der Welt die am meisten kosmopolitische. Um davon einen Begriff zu geben, erwähne ich nur, daß hier Zeitungen in englischer, französischer, deutscher, russischer, italienischer, schwedischer, spanischer, holländischer, ungarischer, chinesischer und hebräischer Sprache erscheinen.

Man schickte mir einmal eine Einladung zu einer Versammlung von „Rittern der Arbeit“ zu, dieselbe war in sechs Sprachen gedruckt.

Die Straßen sind breit, lustig anzusehen, die Auslagen der Läden glänzend. Am Broadway und am Unionsplatz spielen Juweliere und Konditoren die erste Rolle; das Ganze erinnert mehr an Paris als an London, und ist doch keins von beiden, sondern etwas Eigenartiges.

Alles ist nur aus dem Groben gearbeitet, flüchtig hin-

gestellt, nichts mit Sorgfalt ausgeführt; um wirklich Erfreuliches zu sehen, muß man in das Innere der Häuser eindringen.

Boston ist eine durch und durch englische Stadt, die elegant und solid gebaut ist und in ihrem Mittelpunkt einen öffentlichen Park besitzt, der besonders abends von zauberhafter Wirkung ist.

Es ist die gelehrte, litterarische Stadt der Vereinigten Staaten, ein Mittelpunkt philologischer Gelehrsamkeit, wie wenige Städte der Welt.

Die Gesellschaft ist in Boston einfacher als in New York, die Frauen haben vielleicht weniger Schick, aber es kam mir vor, als ob sie frischere Farben und eine mehr in sich gefestigte Vornehmheit hätten.

Es gibt nichts Köstlicheres, als die Art, wie die Bewohner jeder großen Stadt in Amerika die der andern herunterreißen und keinen guten Faden an ihnen lassen. All diese erst im Werden begriffenen, gesellschaftlichen Kreise verfolgen sich untereinander mit brennender Eifersucht. In Boston wird einem zum Beispiel stets gesagt, daß die Einwohner von Chicago keine andre Beschäftigung kennen, als Schweine zu schlachten, Speck zu räuchern und zu verpacken und Würste zu machen, in Chicago dagegen hört man, daß Boston nichts als geistige Gecken und abgeschmackte Blaustrümpfe aufzuweisen habe.

Läßt man die Uebertreibung, die Karikatur beiseite, so enthalten diese Schilderungen immerhin ein Korn von Wahrheit.

In keiner andern Stadt Amerikas wird das Englische so rein gesprochen wie in Boston; die Stimmen sind weniger näselnd und die Sprache lange nicht mehr so: „vurry vurry amurrican“. Fühlt man sich bei einem Gang durch die Stadt schon äußerlich nach England versetzt, so wird die Täuschung vollkommen, wenn man Leute aus der guten Gesellschaft sprechen hört.

Was man in Amerika von Anekdoten über Boston er-

zählt, sind Satiren auf das Selbstbewußtsein und die Anmaßung der Bewohner, für welche ihre Stadt der Mittelpunkt des Weltalls ist.

Hier eine von Tausenden.

Ein Bostoner hat seine Frau verloren. Sobald die Telephonverbindung zwischen Boston und dem Paradies hergestellt ist, drückt er auf die Klingel und ruft: „Hallo!“

„Hallo!“

„Bist du es, Artemisia?“

„Ja.“

„Nun denn, meine Beste, wie findest du es da oben?“

„Nicht übel, aber, mein armer Junge, sie mögen sagen, was sie wollen — Boston ist es nicht!“

In Boston und Massachusetts überhaupt, dessen Hauptstadt dieser bedeutende Platz ist, findet eine Zusammenströmung der hervorragendsten litterarischen Größen Amerikas statt. Longfellow hat hier gelebt, Whittier, Lowell und Holmes leben hier.

Vor meiner Abreise von Boston ward mir die Freude zu teil, dem Doktor Olivier Wendell Holmes meinen Besuch machen zu dürfen.

Derselbe empfing mich in seiner prachtvollen Bibliothek, deren Fenster auf den Fluß hinausgehen, und von der aus er jenseits desselben seine geliebte Harvard Universität deutlich erblicken kann.

Mr. Holmes ist neunundsiebzig Jahre alt, aber der Ausdruck seines Gesichts ist immer noch jugendlich, sein Lächeln fein, anmutig und von einer hinreißenden, echten Fröhlichkeit. Er ist klein. Die dichten Wimpern verhüllen ein paar Augen, aus denen Geist und Witz hervorleuchten, die etwas vortretende Unterlippe verleiht den Zügen eine gewisse Festigkeit, die Vereinigung des Philosophen und Denkers, des Dichters und Humoristen spricht sich deutlich aus.

Wir unterhielten uns über Frankreich. Doktor Holmes erinnert sich mit Freuden der glücklichen Jugendzeit, die er

als Studierender der Medizin in Paris verlebt hat. Er war kürzlich aus Europa zurückgekehrt, wo er einen Aufenthalt von hundert Tagen genommen hatte. Sein armes Paris — was war daraus geworden?

Auch auf die französische Litteratur kam die Rede.

„Wer wird in Zukunft noch behaupten wollen, daß Frankreich keine Humoristen habe?“ bemerkte er. „Ich habe Alphonse Daudets Tartarin mit wahrem Entzücken wieder und wieder gelesen.“

Er bewundert Zolas künstlerische Begabung, aber er bedauert, wie jeder richtig fühlende Franzose, daß ein so bedeutender Schriftsteller sein Talent so tief herabwürdigt.

Im Begriff, das Bibliothekzimmer zu verlassen, zog eine aus der Londoner Sammlung Vanityfair herrührende Karikatur von Holmes selbst meine Aufmerksamkeit auf sich.

„Ich bin, wie Sie sehen, nicht eingebildet,“ sagte der Doktor mit herzlichem Lachen, „sonst würde ich das Greuel in den tiefsten Tiefen eines Schrankes verbergen.“

Eingebildet? Wahrhaftig nicht: Olivier Wendell Holmes ist die Verkörperung von Schlichtheit und Frohsinn.

Washington ist die einzige amerikanische Stadt, deren Bauten dem Europäer durch ihre Schönheit Eindruck machen können. Das Kapitol, die Ministerien, Museen und all die immer inmitten von herrlichen Gärten stehenden öffentlichen Gebäude fesseln den Blick des Reisenden.

Das ganz in weißem Marmor ausgeführte Kapitol nimmt mit seiner prachtvollen Kuppel und seinen majestätischen Hallen einen Raum von siebenhunderteinundfünfzig Fuß Länge ein, und ist eins der gewaltigsten, großartigsten Bauwerke der Welt. Die Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, die Schätze, die es enthält, machen es den Amerikanern teuer; es ist ein Denkmal, das alles Große der Vergangenheit ins Gedächtnis ruft und ihre Vaterlandsliebe kräftigt.

In einem Flügel befindet sich der Sitzungssaal der Repräsentanten, im andern der des Senats. Was die in demselben angehäuften Nationalreichtümer betrifft, so verweise ich den Leser auf die Reisehandbücher.

Um wenigstens einmal mit Fug und Recht ein Eigenschaftswort im Superlativ mit dem herkömmlichen „der Welt“ (in the world) dahinter gebrauchen zu können, haben die Amerikaner dem Gedächtnis Georg Washingtons einen Obelisk errichtet, der die ans Märchenhafte grenzende Höhe von fünfhundertfünfundfünfzig Fuß erreicht. Dies ist also das höchste Denkmal der Welt — ohne Anführungszeichen.

Die Stadt ist nach dem Grundgedanken eines Spinnennetzes äußerst anmutig gebaut; die Straßen sind breit, die Häuser zierlich und die Gärten, besonders der des Invalidenhospitals, wirklich wundervoll.

Die Politik ist das Lebenselement Washingtons; sind die Kammern vertagt, so ist alles tot, finden Sitzungen statt, so fiebert alle Welt.

Der Handel spielt keine oder nur eine ganz untergeordnete Rolle.

Man geht nicht nach Washington, ohne eine Pilgerfahrt nach Mount Vernon zu unternehmen, wo sich das Grab des Generals Washington befindet und das Haus, in welchem noch alles von dem erzählt, der „der erste im Krieg, auch der erste im Frieden und der erste im Herzen seiner Mitbürger gewesen ist“.

Man fährt von Washington in anderthalb Stunden zu Schiff nach Mount Vernon, und diese Fahrt ist entzückend. Bei jeder Wendung des Flusses — des Potomak — bieten sich neue, reizvolle Landschaftsbilder.

Das Haus, ein schlichter Holzbau mit einer an der ganzen Vorderseite entlang laufenden hübschen Terrasse, liegt auf einem Vorsprung, von dem aus sich ein weiter Blick auf den Fluß und die bewaldeten Hügel des Ufers eröffnet. Mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt uns dies großartige

Bild auf der Schwelle einer Zufluchtsstätte des Friedens, wie sie der Gründer der großen amerikanischen Republik sich einst geschaffen und die er bewohnt hat.

Von welch frommen Empfindungen und Erinnerungen man sein Herz erbeben fühlt, wenn man das Innere dieses Heims betritt! Hier hat der Mann, welcher der größte Held der modernen Zeit gewesen ist, gewohnt und gelebt wie der einfachste Bürgersmann.

Auf Kosten der dreiunddreißig Staaten, welche die Republik bilden, wird jeder Raum des Hauses im Stand erhalten; Möbel, Bücher, Kleidungsstücke, Reliquien, alles wird mit liebevoller Sorgfalt von Staub gereinigt und ausgebessert.

In der Vorhalle befindet sich der Schlüssel der Bastille, den La Fayette im Jahr 1789 „dem großen Freunde der Freiheit“ überreicht hat.

An den Festsaal knüpft sich eine der hübschesten, liebenswürdigsten Anekdoten. Der junge Marquis von La Fayette und einige andre französische Edelleute waren in Mount Vernon bei Washington zu Besuch und man wollte einen Ball geben. Der Saal war eben fertig geworden und die für denselben bestimmte Tapete angekommen, was aber nicht ankam, war der Tapezierer, und Frau Washington begann ernstlich besorgt zu werden.

„Nur nicht verzweifeln, gnädige Frau,“ sagte La Fayette, „wir drei jungen Leute sind Manns genug, die Geschichte auch ohne Handwerksmann fertig zu bekommen.“

Und ohne Umstände fing der Marquis mit Hilfe zweier französischen Edelleute und Washingtons selbst an die Tapeten aufzukleben, was ihnen auch trefflich gelang.

Das Grabmal des Generals gehört zu den denkbar einfachsten und erweckt doch so unendlich viel mehr Rührung, als Napoleons pomphafter Sarkophag im Invalidendom. Nie ist mir etwas mehr zu Herzen gegangen, als dieser Besuch von Mount Vernon.

Philadelphia, die ehemalige Hauptstadt der Vereinigten Staaten, hat neunhunderttausend Einwohner und ist, wie New York, in Quadrate eingeteilt. Das Rathaus ist nächst dem Kapitol in Washington das schönste Gebäude in Amerika, und nur das Bois de Boulogne hält einen Vergleich aus mit dem herrlichen Park von Philadelphia, dessen Alleen, wenn man sie sich aneinandergesetzt denkt, eine Länge von etwa zwanzig Meilen haben würden. Kommt man von New York und vom Westen her, so macht die Stadt einen etwas öden Eindruck, trotzdem besitzt sie Fabriken aller Art und in ungeheurer Zahl.

Am Ufer des Michigansees befand sich früher eine ziemlich unbedeutende, ganz in Holzbau aufgeführte Stadt von ein paar tausend Einwohnern. Das kleine Nest hieß Chicago.

Da ereignete es sich in der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 1871, daß eine Kuh, welche im Stall von einer Frau gemolken wurde, ausschlug und mit dem Huf die Erdöllampe umstieß, wodurch das nicht sehr solid gebaute Haus in Brand geriet. Das Feuer griff rasch um sich und am folgenden Tage war die Stadt vom Erdboden verschwunden — das einzige Haus, welches den Flammen entging, wird jetzt noch in Chicago gezeigt.

Heute zählt die ganz in massivem Quaderbau neu errichtete Stadt achthunderttausend Einwohner — ein ungeheures, lebendiges Sinnbild des Phönix, der sich verjüngt aus den Flammen erhebt. Das ist Amerika.

Ehe zwanzig Jahre vergehen, werden Omaha, Kansas, Denver und Minneapolis Chicago an Umfang und Bedeutung erreicht haben; bei Cincinnati, Saint-Louis und Louisville wird dies schon innerhalb vier oder fünf Jahren der Fall sein.

Chicago erscheint mir als das wahre Urbild der amerikanischen Stadt, als das schlagendste Beispiel für das, was der Amerikaner unter „go-aheadism“ versteht.

Die Straßen sind zweimal so breit wie die Pariser Boulevards. Die Geschäftshäuser haben acht, zehn und zwölf Stockwerke. Die Michigan-Avenue ist zehn Kilometer lang, man wohnt da Numero dreitausend und so und so viel.

Parkanlagen, Spazierwege, Statuen, öffentliche Gebäude, die durch ernsten Stil und große Solidität Eindruck machen, fehlen nicht; die Stadt hat glänzende Theater, schöne Kirchen, luxuriöse Klubhäuser, Riesenhotels, in welchen die vier größten Pariser Gasthöfe eine Quadrille tanzen könnten u. s. w.

Die Michigan- und die Prairie-Avenue sind von vollendeter Vornehmheit. Man denke sich die Avenue du Bois de Boulogne um zehn Kilometer verlängert — die Wirkung ist, namentlich bei Licht, wunderbar. Hier treibt die amerikanische Phantasie üppige Blüten und die Häuser sind in allen nur erdenkbaren Stilen gebaut, florentinische, englische, maurische Bauart wechseln miteinander. Einzelne erinnern an griechische Tempel, an kleine gotische Kirchen, andre an Miniaturfestungen und wieder andre an Moscheen. Es gibt Häuser nach Art der Villen von Enghien und Montmorency, dazwischen Schweizerhäuschen oder Paläste, wie ein Pascha sie am Bosporus baut. Jede Geschmacksrichtung kommt zum Ausdruck. Der Amerikaner kann excentrisch sein, oder was man ihm sonst nachsagen will, langweilig ist er nie.

Hat man Gelegenheit, diese Häuser von innen kennen zu lernen, so bekommt man schöne, nicht nur reiche, sondern auch wirklich geschmackvolle Einrichtungen zu sehen. Wo Reichtum ist, da entsteht Sinn für Kunst und Litteratur — möglich, daß das Geld auch noch Geschmack an der Einfachheit hervorbringt — und ich war keineswegs überrascht, in Chicago eine liebenswürdige, artige und wohlunterrichtete Gesellschaft vorzufinden. Es herrscht hier mehr Wärme und weniger Zwang als im Osten, man fühlt sofort, daß man die Grenzlinie des Puritanertums überschritten hat. Hier gibt jeder seinen Empfindungen freien Ausdruck, von Steif-

heit und Kälte keine Spur. Wenn ich sagen sollte, wo ich die willigste, wärmste, am meisten Anteil nehmende Zuhörerschaft gefunden, wo jedes Wort, jeder Blick, jede Handbewegung am rascheſten erfaßt und verstanden worden sei, so müßte ich den Kreis nennen, vor dem ich in Chicago die Ehre hatte, einen Vortrag zu halten.

Um sieben Uhr morgens ist hier ein jeder, sei er Millionär oder Buchhalter, an der Arbeit; in Chicago gilt nur der Müßiggänger nicht für einen anständigen Menschen.

Die Summen, die im Geschäftsbetrieb von Chicago umgesetzt werden, sind fabelhaft. Im Jahr 1887 belief sich der Umsatz auf fünf Milliarden sechshundertfünfundsiebzig Millionen Franken.

Zwei Millionen dreihundertzweiundachtzigtausend Stück Vieh sind geschlachtet worden und einhundertachtzig Millionen Hektoliter Getreide eingeführt. Chicago ist als Handelsstadt vermutlich die blühendste der Welt, und ich führe diese Ziffern auch deshalb an, weil sie beweisen, daß offenbar das Oeffnen der Theater und Konzertsäle am Sonntag den Zorn des Himmels nicht auf Chicago herabgezogen hat.

Zwanzig Eisenbahnlinien — die Stadtbahnen nicht mit eingerechnet — münden in Chicago. Der Reisende, der sich hier in den Zug setzt, kann nahezu vierzigtausend Kilometer in Amerika mit der Bahn zurücklegen.

Ich glaube nicht, daß man sich in Europa eine Vorstellung machen kann von der fieberhaften Geschäftigkeit, wie sie hier herrscht.

„Nächstens," äußerte ich einmal gegen einen Herrn aus Chicago, „werden sie eine Maschine erfinden, wo man den Hasen lebendig hineinschiebt und er am andern Ende als feierlicher Cylinderhut herauskommt."

„Das haben wir annähernd," erwiderte er und führte mich tags darauf in die berühmte Fleischwarenfabrik von Armour & Co.

Stellen Sie sich eine schier endlose Reihe von einzelnen Abteilungen vor. In der ersten werden täglich fünftausend Schweine gestochen, in der zweiten werden sie in kochendes Wasser getaucht und der Borsten beraubt; in der dritten wird ihnen der Kopf abgeschlagen, in einer andern sammelt man das Blut zu Blutwürsten, in einer weitern werden die Därme in Behandlung genommen und so weiter. Am andern Ausgang des Fabrikgebäudes wird einem das arme Borstentier in Gestalt von Schinken, Würsten und Sulzen wieder vorgezeigt, und diese Wandlung hat sich mit einer taschenspielerartigen Geschwindigkeit vollzogen.

Was werden sie in Chicago nicht noch erfinden? Solange ich dort war, sprach man davon, die Redseligkeit der Frauen als treibende Kraft bei der Nähmaschine zu verwerten! Setzt man das Kinn in unmittelbare Verbindung mit den Maschinenrädern, so hat sich das Ding.

Wie sollte ich mit Chicago abschließen, ohne der Abschiedsgrüße zu erwähnen, die mir eine Stunde vor meiner Abreise nach Kanada im Hotel zu teil wurden? „Kling, kling, kling," jeden Augenblick wurde ich ans Telephon gerufen.

„Hallo!"

„Auf Wiedersehen! Viel Glück!"

„Hallo!"

„Glückliche Reise!"

„Hallo!"

„Leben Sie wohl! Grüßen Sie John Bull!"

VIII.

Die amerikanischen Häuser. — Die Einrichtungen. — Der Luxus. — Die Klubhäuser. — Ein Abend im litterarischen Zirkel. — Ein Gegenstand des Abscheus, der in den Vereinigten Staaten für unerläßlich gilt. — Ein Schütze, der ins Schwarze trifft.

Die amerikanischen Wohnungen sind mit Ueppigkeit und gewähltem Geschmack eingerichtet, hier tritt der Einfluß der Frauen auf jede Einzelheit des Lebens deutlich zu Tage, und bei jedem Schritt hat man die Empfindung: das ist das Thun der Frauen.

Die Möbel sind, besonders in New York, dunkel gehalten, aber dauerhaft und künstlerisch in der Form. Was den Eindruck des Wohnlichen und Reichen in den Zimmern noch erhöht, sind die Thürvorhänge, die überall verwendet werden; selbst im Vorplatz sind die Thürflügel herausgenommen und durch Vorhänge ersetzt, was von äußerst glücklicher Wirkung ist. Ueberall begegnet dem Auge eine wohlthuende Ruhe, ob man nun den Möbeln, den Wänden oder der Zimmerdecke seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Fußböden sind reich mit Teppichen belegt und die Zimmerdecken unfehlbar geschnitzt oder mit Malerei geschmückt, beides stets in Uebereinstimmung mit Möbelstoff und Tapete.

Die Empfangsräume liegen im Erdgeschoß, welches nur zwei bis drei Meter über der Straße gelegen ist und drei, vier, fünf und sechs Zimmer enthält, die alle ineinander gehen und nur durch Thürvorhänge getrennt oder verbunden sind. Jeder Raum hat sein eigenartiges Gepräge. Ein Salon wird vielleicht dunklen Möbelstoff und dunklen Wandbezug aufweisen und hier werden Oelbilder, Kunstgegenstände von großem Wert und prachtvolle Gruppen tropischer Pflanzen sich entfalten, ein andrer in orientalischem Stil ist mit seinen runden Sofas, seinen Puffs, Kissen und zierlichen Windschirmen höchst verlockend, ein Plauderstündchen drin

zu halten; in einem dritten finden sich möglicherweise Bücher, Radierungen, Altertümer aller Art. Dann kommt ein Boudoir, in dem Nippessachen, Kunstgegenstände leichteren Genres, Aquarelle, zierliche Statuetten und derlei Dinge angehäuft und mit viel Geschick und Geschmack in scheinbarer Zufälligkeit angeordnet sind; ein Musiksalon wird dann immer ohne Teppich mit glänzend gebohntem Fußboden und fast kahlen Wänden sein, um seinen Zweck wirklich zu erfüllen. Auf Kamingesimsen, Tischen, Pianinos, überall stehen frische Blumen und verbreiten ihren lieblichen Duft, und wenn all diese Räume erleuchtet, die Vorhänge zurückgeschlagen sind, so ist der Eindruck wirklich entzückend. Finden sich dann etliche zwanzig hübsche, gut gekleidete, geistreiche Amerikanerinnen lachend und plaudernd hier ein, so kann ich aus Erfahrung versichern, daß man gar kein Bedürfnis hat, nach der Uhr zu sehen.

Welche Pracht bei großen Gesellschaften, Diners und Bällen entfaltet wird, spottet jeder Beschreibung. Bei einem Ball, der im Februar 1888 in New York gegeben wurde, waren die Wände vollständig mit Rosen bekleidet: man hatte nicht weniger als fünfzigtausend Franken dafür ausgegeben. Wenn man überlegt, daß natürlich Souper, Erfrischungen und alles übrige dementsprechend waren, so fragt man sich wirklich, ob man solchen Luxus bewundern oder verdammen soll. Ich habe einmal in New York im großen Saale des Restaurants Delmonico einem Diner beigewohnt, wo wir zu siebenundachtzig Personen um einen ungeheuren runden Tisch saßen, in dessen Mitte ein riesiger Blumenstern aus Rosen, Lilien und Heliotrop prangte. Die anwesenden Amerikaner schätzten dies Meisterstück der Gärtnerkunst auf nahezu vierzigtausend Franken, was mich nicht wunder nahm, wenn ich bedachte, daß man in New York im Winter für eine Rose einen Dollar, also mehr als fünf Franken, und für eine Orchidee zwanzig bis fünfundzwanzig Franken zahlt.

Bei einem andern Diner fand ich die Tischkarten mit

Ketten von Perlen und Diamanten befestigt, jede derselben hatte tausend Dollars oder fünftausendvierhundert Franken gekostet. Es waren zweiunddreißig Gäste bei Tische.

Die hervorragendsten Klubhäuser der großen Städte in Amerika sind fürstliche Paläste, in denen alles vereint ist, was der erfinderischste Geist zum Wohlbehagen des Menschen ersinnen kann. Die Klubs sind in Amerika so luxuriös ausgestattet wie in London, darauf beschränkt sich aber die Aehnlichkeit beider Einrichtungen. In den Großstädten Englands sind die Klubs steif, feierlich, trübselig, in den Großstädten Amerikas heiter und belebt. In New York, Boston, Chicago gehen die Herren nicht hin, um Zeitungen zu lesen und in Abwesenheit ihrer Frauen die Mahlzeiten einzunehmen, sondern um sich zu unterhalten, zu plaudern, Zerstreuungen aller Art zu finden. Die Mitglieder sind untereinander fast immer genau bekannt und befreundet.

Häufig werden die Thüren der amerikanischen Klubhäuser den Damen gastlich geöffnet, nur in Boston ist dies, soviel ich höre, nicht der Fall, man läßt sich dort nicht leicht eine Gelegenheit, „englisch zu thun“, entgehen. In New York habe ich einen prachtvollen, von den Mitgliedern des Union League Club gegebenen Ball mitgemacht, und in Chicago, wo der Union League Club mich aufgefordert hatte, einen Vortrag zu halten, fand ich unter den Zuhörern mehrere Hundert Damen aus der besten Gesellschaft.

Die Amerikaner wollen Vergnügen haben: die Frauen dürfen nirgends ausgeschlossen sein; die Engländer machen ihre Feste zu Trauergottesdiensten.

Die Gastfreundschaft der amerikanischen Klubs erstreckt sich großmütiger- und liebenswürdigerweise auch auf die Fremden. Ich war noch nicht vierzehn Tage drüben, als ich schon zum Ehrenmitglied eines großen Teils der New Yorker Klubs ernannt war, und auch in Boston, Washington, Chicago, überall begegnete ich derselben Zuvorkommenheit und Freundlichkeit.

Eine ungemein anziehende gesellige Vereinigung, die nun ihrerseits auf Luxus gar keinen Anspruch macht, ist der litterarische Klub in New York. Er verfügt nur über drei äußerst einfach ausgestattete Räume, in welchen die amerikanischen Schriftsteller zusammenkommen, ein bißchen „Künstlerkneipe" spielen, rauchen und plaudern. Alle vierzehn Tage findet eine Zusammenkunft statt, bei der dann um zehn Uhr ein ganz einfaches Abendbrot, gebratene Hühner, Kartoffeln, grüne Erbsen, Käse und Bier, aufgetragen wird. Mit dem Sekttrinken warten die Herren, bis der Kongreß den Vertrag über das geistige Eigentumsrecht mit Europa abgeschlossen haben wird, und der Speisezettel erscheint in diesem Kreise der amerikanischen Geistesaristokratie als etwas sehr Nebensächliches. Ich verdanke den Herren manch köstliche Stunde, die ich in ihrer Mitte zubringen durfte.

In der Sylvesternacht wird in diesem litterarischen Zirkel ein ganz eigenartiger Brauch geübt. Sämtliche Mitglieder sind verpflichtet, sich in ihrem bescheidenen Lokal in der 24. Straße einzufinden; ein paar Minuten vor Mitternacht werden die Lichter gelöscht und man verabschiedet das alte Jahr mit dem im Chor gesungenen: „Auld Lang Syne". Sobald es zwölf Uhr geschlagen hat, werden die Lichter wieder angesteckt und man heißt das neue Jahr mit dem Rundgesang von: „He is a jolly good fellow" willkommen, worauf man sich gegenseitig die Hände drückt und sich ein frohes Neujahr wünscht. Dann thut jeder seine Schleusen auf und gibt Erinnerungen, Abenteuer, Anekdoten zum besten und man bleibt bis zwei oder drei Uhr morgens beisammen. Als ich diesem Familienfeste beiwohnte, führte Mark Twain den Vorsitz, und ich brauche kaum zu versichern, daß der große Humorist seine Hausherrnrolle mit unversiegbarer Laune und hinreißender Frische durchführte.

Im Privathaus wie im Klub und in den öffentlichen Gebäuden kann man der scharfsinnigen Voraussicht und der wunderbaren Sorgfalt, womit für jedes Bedürfnis Sorge

getragen ist, seine Bewunderung nicht versagen. Die Bequemlichkeit scheint förmlich zum Studium erhoben zu sein und ich könnte mir nicht denken, daß in dieser Hinsicht irgend etwas zu wünschen übrig bliebe.

Wenn von amerikanischen Hauseinrichtungen die Rede ist, kann übrigens ein sehr widerliches Geräte, das unser Auge auf Schritt und Tritt beleidigt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Das unentbehrlichste Geräte und das am meisten in die Augen fallende ist in Amerika der Spucknapf. Jeder Raum ist mit diesem so überaus nötigen Gegenstand versehen; der Reisende findet ihn neben seinem Platz im Eisenbahnwagen, unter seinem Tisch im Restaurant, man kann keinen Schritt thun, ohne auf dies Möbel zu stoßen. In den Gasthäusern hält an jeder Thüre ein Spucknapf Schildwache, in den öffentlichen Gebäuden sind die Fußböden damit übersäet und auf den Treppen bilden sie Spalier. Die Amerikaner, die sich von frühester Kindheit an in dieser Art von Scheibenschießen üben, sind von einer fabelhaften Gewandtheit im Gebrauch derselben und fehlen ihr Ziel nie. Ich habe auf diesem Gebiet wahre Virtuosenstücke mit angesehen, unter anderm im Kapitol zu Washington.

Es war bei einer Sitzung des höchsten Gerichtshofes. In dem Augenblick, als ich in den Saal trat, entfaltete der Verteidiger eine donnernde Beredsamkeit, plötzlich hält er inne, sieht um sich, erblickt in der Entfernung von stark zwei Meter einen Spucknapf, spitzt die Lippen und ... „plü!" hat er ins Schwarze getroffen, dann nimmt er den Faden seiner Rede wieder auf. Ich war ganz darauf gefaßt, die sieben Richter und das Publikum Beifall klatschen und „bravo" rufen zu hören, es geschah aber nichts derartiges und der Vorfall blieb gänzlich unbeachtet. Vermutlich war unter allen Anwesenden nicht einer, der sich nicht hätte sagen können: „Das ist kein Hexenwerk! Das kann ich auch!"

IX.

Gesellschaftliche Anschauungen. — Die Geburtsaristokratie in den Vereinigten Staaten. — Die fashionable Gesellschaft. — Die Geldaristokratie. — Emporkömmlinge und Neulinge. — Die litterarischen und künstlerischen Kreise. — Das Kleinstädtische. — Alle Amerikaner haben zwei Familiennamen. — Oberst und Richter. — Die amerikanische Gastfreundschaft. — Landschildkröten und rohe Enten.

Vor allem ein Wort über die amerikanische Aristokratie. Wie das: Amerikanische Aristokratie?

Allerdings!

Ich kann Sie versichern, daß es in Amerika Heiligtümer gibt, zu denen man schwerer Zutritt erlangt, als zu den blaublütigsten, reinsten Kreisen im Faubourg St. Germain und den Herrenhäusern von Mayfair und Belgravia.

Es gibt in Philadelphia, in Boston (Beaconstreet), in New York (Washington Square, Nordseite), in Virginien und in New Orleans (rechte Seite der Canalstreet) Amerikaner, welche auf den gewöhnlichen Sterblichen weit mitleidiger herabsehen, als die Montmorencys in Frankreich und die Howards in England.

Da Amerika keinen König besitzt, der Adelsbriefe ausstellen und Grafentitel verleihen könnte, so haben sich die Amerikaner ihre Aristokratie selbst geschaffen. Dieselbe enthält vorderhand weder Herzöge, noch Marquis, noch Grafen, noch Freiherrn, aber das Blut ist offenbar da — holländisches Blut — und das ist natürlich die Hauptsache.

Wenn ein Europäer von Adel in den Vereinigten Staaten reist, so gibt die amerikanische Aristokratie jeder Stadt in dem Hotel, wo er abgestiegen ist, Karten für ihn ab. Vielleicht ist er nicht einem einzigen von ihnen persönlich bekannt, aber der Adel bildet gleichsam eine große Familie und man erweist sich damit eine internationale Höflichkeit. Der Adelige, welcher nach Amerika geht, um sich eine reiche Frau zu holen, wie dies nicht selten vorkommt, findet seine

Rechnung dabei und erwidert natürlich spornstreichs die ihm gemachten Besuche.

In New York sagte mir eine Dame, die in Dingen des Gesellschaftslebens für eine Autorität gilt, daß die „Gesellschaft“ der Stadt aus nicht mehr als vierhundert Personen bestehe. Außerhalb dieser heiligen Zahl ist man ein Nichts; ein berühmter Name oder ein großes Vermögen sind wohl im stande, dem einzelnen Zutritt zu verschaffen, aber dazu gehören wird er nie. Man kann dabei sein, aber man wird nie darin sein. Die Dame verbreitete sich eingehend über die feinen Unterschiede zwischen dem, was sie die „Gesellschaft“ und dem, was sie „Leute aus der Gesellschaft“ nannte, aber so deutlich sie auch die Worte unterstrich und mit so viel Anführungszeichen sie sprach, muß ich doch gestehen, daß ich diese haarspaltenden Schattierungen nicht recht erfaßt habe. Das eine nur wurde mir klar, daß die amerikanische Aristokratie nicht nur im Gehirn der Dazugehörigen, sondern auch in den Augen ihrer Mitbürger vorhanden, daß sie eine Thatsache ist.

Das Verlangen nach ererbtem Rang mußte sich bei den Amerikanern naturgemäß schon deshalb geltend machen, weil es so ziemlich das einzige zu sein schien, was durch Geld nicht zu erlangen war.

Die zweite Gruppe in der Aristokratie ist die des Geldes, die Plutokratie. Es genügt aber, wie ich mir sagen ließ, um dazu gerechnet zu werden, keineswegs, daß man Millionär ist, sondern man muß dies schon in der dritten Generation sein. Es sind dies die Astors, Vanderbilts und derlei Leute. Um vor diesem Kapitel Gnade zu finden, muß die Ahnenprobe wenigstens auf den Großvater zurückreichen. Die erste Generation erwirbt die Millionen, die zweite arbeitet sich herauf, die dritte erreicht das Ziel. Hunderttausend Franken Jahreseinkommen würde für Leute aus dieser Schichte Armut und Elend bedeuten, wer jährlich eine Million zu verzehren hat, ist eben nur wohlhabend.

Der dritte aristokratische Kreis ist der litterarische und künstlerische, in Wahrheit also der erste, der vornehmste.

Ich glaube nicht, daß man irgendwo eine Gesellschaft finden könnte, die es dieser an Höflichkeit, Freundlichkeit, Gastlichkeit, Geist und Glanz zuvorthäte, ja, daß man sich von einer solchen eine Vorstellung machen kann. Ich wollte, ich könnte mir eine Perlenkette von Eigenschaftswörtern über den Punkt erlauben, wie Frau von Sevigné sie anzureihen verstand.

Eine Wirkung der Stellung, welche die Frau in den Vereinigten Staaten einnimmt, ist, daß man in gebildeten amerikanischen Kreisen zu plaudern versteht.

„Wenn ich Königin wäre," rief Frau Récamier eines Tages aus, „würde ich Frau von Staël befehlen, den ganzen Tag mit mir zu sprechen."

Das möchte man auch sehr vielen Amerikanerinnen befehlen können! Die Unterhaltung mit ihnen versiegt nie und hält sich immer innerhalb der Grenzen der Plauderei; sie huscht leicht von einem Gegenstand zum andern, streift bald dies, bald jenes Thema, flattert umher wie ein Schmetterling, geht vom Ernst zum Scherz über, zuweilen auch ein wenig ins Schlüpfrige, ohne je alltäglich zu werden, erhebt sich wieder in die höchsten Regionen und verschmäht es auch keineswegs, ein bißchen Klatsch mitunterlaufen zu lassen — alles ungesucht und ungezwungen mit einem Zauber ohnegleichen und einer köstlichen Natürlichkeit.

Meinem Gefühl nach können sich im Plaudern nur die Französinnen mit den Amerikanerinnen messen, und ich muß sogar zu gunsten der letzteren noch zwei Dinge einräumen, einmal, daß die Frauen der gebildeten Gesellschaft in Amerika häufig weit natürlicher sind als die Französin, und daß sie weniger darauf ausgehen, zu gefallen, woraus hervorgeht, daß man hier liebenswürdig sein kann, ohne jemand den Hof zu machen, und daß man nirgends jene faden Schmeicheleien erwartet, die meiner Ansicht nach dem

vertraulichen Verkehr zwischen Mann und Frau so viel an Reiz benehmen.

Diese entzückenden kleinen Gesellschaften sind nicht nur wahre Feste für den Geist, auch das Herz geht nicht leer aus. Man wird mit solch warmer Herzlichkeit aufgenommen, daß man sofort das Gefühl hat, bei Freunden zu sein, bei Freunden, die bald verlassen zu müssen einem wirklich schmerzlich wäre, und mit denen man sein Lebenlang in Beziehung zu bleiben hofft.

Als der Dampfer, der mich nach Europa zurückbeförderte, aus dem New Yorker Hafen hinausrauschte, hätte ich kaum zu sagen vermocht, ob die Sehnsucht nach der Heimat oder das Weh der Trennung von Amerika überwiege.

„Ach!“ tröstete ich mich, „ich sage den Amerikanern nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen: sieben Tage auf dem Meer, und ich stehe eines schönen Tages wieder mitten unter ihnen.“

Die amerikanischen Städte, selbst New York, haben darin etwas kleinstädtisches, daß jeder sich um seinen Nachbar bekümmert, darin sind sie nicht wie Paris, geschweige denn wie London. Dank den unermüdlichen Topfguckern, den amerikanischen Zeitungsschreibern, die ihre Nase überall hineinstecken, werden die unbedeutendsten Vorgänge im Privatleben an die Oeffentlichkeit gezerrt und unmittelbar nach allen Seiten hin begutachtet. Man braucht sich nicht länger als zwei Monate in irgend einer Stadt der Vereinigten Staaten aufzuhalten, um jedermann dort zu kennen und über alles, was daselbst vorgeht, unterrichtet zu sein.

Bei den Amerikanern hält der Geist fortwährend die Ohren gespitzt, alles beschäftigt sie, alles interessiert sie, und immer findet sich etwas Neues, was dem Gespräch Nahrungsstoff liefert. Ist es kein soziales, politisches oder litterarisches Vorkommnis, so ist es vielleicht ein kleiner Skandal, eine neu auftauchende Religionssekte, der Spiritismus, die Heilung

von Krankheiten durch Gebet oder Willenskraft*); niemals erlischt das Gespräch aus Mangel an Brennstoff. Man mag die Achseln darüber zucken und dies alles gesteigert, übertrieben finden, und man wird darin vielleicht nicht unrecht haben, setzt man aber hinzu, daß es voll Lebendigkeit ist-so hat man entschieden recht. Das Dasein hier ist jedenfalls bei weitem anregender als das Provinzlertum in Frankreich, wie es der Dichter geschildert hat:

> Nach dem Erwachen steht man auf; man kleidet sich, geht aus,
> Kommt heim, ißt Mittag-, Abendbrot, legt sich zu Bett und schläft.

Die Amerikaner führen, und zwar ohne Unterschied der Lebensstellung, in der Regel drei Namen, einen Tauf- und zwei Familiennamen: Georg Washington Smith, Benjamin Franklin Jones, Wilhelm Tell Brown, und ich würde mich nicht im geringsten verwundert haben, wenn mir ein Herr Napoleon Bonaparte Robinson vorgestellt worden wäre! Die großen Männer entgehen dieser Sitte keineswegs: Henry Wadsworth Longfellow, John Greenleaf Whittier, Oliver Wendell Holmes, Thomas Bailey Aldrich, Richard Watson Gilder, Edmond Clarence Stedman, James Russell Lowell, Ralph Waldo Emerson, Henry Ward Beecher, Washington Irving zc. Kann man in dieser Doppelbenamung etwas andres erblicken, als das Verlangen des Vaters, dem Sohn, den er über die Taufe hält, einen Titel zu verleihen?

Jede Gesellschaft, die sich neu bildet, ist denselben menschlichen Schwachheiten unterthan — hat man bei uns nicht in den ersten Zeiten nach der Revolution die Kinder Epaminondas, Leonidas, Darius, Napoleon und so weiter getauft?

---

*) Letzteres Verfahren wurde zu Anfang dieses Jahres in Amerika entdeckt! Man braucht nur aus voller Seele zu sagen: „Ich will nicht krank sein!" und die Gesundheit ist wieder da. Man hat Versuche angestellt und dieselben scheinen gelungen zu sein.

Jeder Amerikaner, der ein bißchen auf sich hält, ist Oberst oder Richter; Amerika hat hundertmal soviel Träger des Obersttitels als wir Träger der Ehrenlegion besitzen.

Wenn man in einer amerikanischen Gesellschaft mit Herren zusammentrifft, deren Namen man bei der Vorstellung überhört hat, so braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen; man redet den Unbekannten einfach mit Herr Oberst an, zehn gegen eins ist er das. Sollte das Unglück wollen, daß man sich getäuscht hätte, so bedient man sich des Titels Richter und ist gerettet, wenn aber je auch dies nicht stimmen würde, so bietet der „Herr Professor“ einen sichern Ausweg. Ein Amerikaner lehrt immer etwas, sei es Kunst, Religion, Medizin, und man geht damit sicher nicht fehl.

Die amerikanische Gastfreundschaft verdient den Ruf, den sie in Europa genießt, vollauf, und der einzige Vorwurf, den man ihr machen könnte, ist vielleicht, daß sie sich in der Uebertreibung gefällt, aber wer wird so liebenswürdigen und zuvorkommenden Wirten gegenüber den Kritiker herauskehren?

Die Gastfreundschaft der Amerikaner ist fürstlich. Selbst in den besten Häusern, wo der tägliche Speisezettel schon verlockend genug wäre, wird man nie einen Gast zur Teilnahme an der Familienmahlzeit auffordern, man ladet überhaupt nie zu Tisch, sondern immer zu Festmahlen. Kann man ein solches nicht bieten, so bittet man überhaupt niemand zu sich.

Was man vorgesetzt bekommt, sind stets Leckerbissen: Austern, Suppe, hors d'oeuvre, Vorspeisen, allerhand pikante Plättchen, Halbgefrorenes, Braten, Geflügel, Ragout von Landschildkröten, junge Wildenten, Salate, fünf- oder sechserlei Schüsseln Gemüse, Süßigkeiten, Backwerk, Gefrorenes, Käse, Obst &c., dazu natürlich auserlesene Weine: Château Yquem, Xeres amontillado, frappierter Sekt, Château Lafitte und was weiß ich!

Die Küche ist in den guten amerikanischen Häusern ganz vorzüglich, man wird sie weder in London noch Paris besser finden.

Ragout von Landschildkröten ist das Lieblingsgericht der Amerikaner und darf bei keiner Gesellschaft fehlen, es hat aber einen so ausgesprochenen Geschmack, daß man es entweder leidenschaftlich gern ißt oder einen Widerwillen dagegen hat.

Soll ich Ihnen sagen, was ich davon halte?

Ein Amerikaner fragte mich einmal, wie mir die Landschildkröte schmecke.

„Mein Herr," erwiderte ich, „man muß sich den Sitten und dem Geschmack der Länder, die man bereist, anpassen. In den Vereinigten Staaten ißt man Landschildkröten, ich esse sie auch."

Die junge Wildente, „canvasback duck", ist eins der vorzüglichsten Gerichte, die ich kenne. Dasselbe ist nicht länger als ein paar Minuten am Feuer, und wenn man das bläuliche Fleisch zum erstenmal vorgesetzt bekommt, so sieht es nichts weniger als appetiterregend aus. Ich rate aber jedem Fremden, dieses Vorurteil zu überwinden — es ist der Mühe wert.

In Frankreich schwört man darauf, daß die Engländer das Fleisch blutig essen, und diese Vorstellung gehört zu der großen Zahl von Abgeschmacktheiten, die in bezug auf unsre Nachbarn in Umlauf sind, denn der Engländer ißt das Fleisch im Gegenteil sehr durchgebraten.

Man hat mir in Amerika erzählt, daß ein Engländer, vor den man eine Platte mit canvasback duck hinstellte, zu dem Bedienten gesagt habe: „Wollen Sie die Güte haben, die Ente noch einmal am Küchenfeuer vorüberzutragen."

X.

Die Milliardäre. — Verzeichnis einiger von den großen amerikanischen Vermögen. — Die Börse. — Das Haus eines Millionärs. — Wohlthätigkeit. — Die Fürsten der amerikanischen Republik. — Johann Jakob I., II., III. und IV. — Die Kapitalkönige. — Künftige Gefahren.

Wenn ich meinen Lesern den Mund wässerig machen sollte, so thut es mir herzlich leid, aber es muß sein!

Hier ein Verzeichnis amerikanischer Vermögen:

Namen:	Kapital: Franken	Jahreszins zu 5%: Franken
J. Gould	1 375 000 000	70 000 000
J. W. Mackay	1 250 000 000	62 500 000
C. Vanderbilt	625 000 000	31 250 000
J. P. Jones	500 000 000	25 000 000
J. J. Astor	450 000 000	22 500 000
W. Stewart	200 000 000	10 000 000
G. Bennett	150 000 000	7 500 000

Das sind die Fürsten im Lande des Dollars und daran reichen auch Englands Kapitalisten bei weitem nicht heran. Das Vermögen des Herzogs von Westminster beläuft sich auf etwa 400 Millionen Franken, das des Herzogs von Sutherland auf 150, den Herzog von Northumberland schätzt man auf 125 Millionen und den Marquis von Bute auf 100.

Mit Bergwerken und namentlich mit Eisenbahnbauten sind diese ungeheuren Reichtümer erworben worden, und das Wort Millionär ist demnach ganz ungenügend, um einen Begriff von amerikanischem Besitz zu geben, man muß schon zum „Milliardär" greifen, und das bisherige Fehlen dieses Wortes im Wörterbuch beweist wohl nur, daß die Herausgeber desselben sich keine Vorstellung davon machten, daß es Leute gäbe, die über eine Milliarde besitzen. Es wäre an

der Zeit, das Versäumte nachzuholen und etwa folgenden Absatz einzuschieben:

„Milliardär." Der oder diejenige, welche mindestens eine Milliarde besitzt. Diese merkwürdige Erscheinung kommt in Amerika vor.

Daß Mr. Gould mit seinen Tausenden von Millionen eine Großmacht ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Er hält die gesamte Börse der Vereinigten Staaten in der hohlen Hand und macht Regen und Sonnenschein, Hausse und Baisse. Er thut, was er mag, und die Spekulanten schätzen sich glücklich, wenn er ihnen gestattet, die Brosamen aufzulesen, die von seinem Tische fallen. Den Kampf gegen ihn aufzunehmen, wäre ungefähr dasselbe, wie wenn einer mit fünfzig Centimes die Bank von Monte Carlo sprengen wollte.

Die beiden Könige der amerikanischen Finanzwelt sind die Herren Vanderbilt und Astor, und zwar kommt ihnen die Bezeichnung als Könige weniger wegen ihres Reichtums als wegen des großmütigen Gebrauchs, den sie von demselben machen, mit Fug und Recht zu. Handelt es sich um Gründung eines Spitals, eines Museums, einer Bibliothek, so wendet man sich an diese Herren, und die Antwort samt dem beiliegenden Check läßt nie auf sich warten. Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Amerika hatte Mr. Vanderbilt 500 000 Dollars (sage 2 700 000 Franken) hergegeben, um ein Spital in New York zu gründen, und Mr. Astor hatte 225 000 Dollars (1 215 500 Franken) zu gunsten einer Klinik für Krebskranke gestiftet.

Das in der fünften Avenue in New York gelegene Haus Vanderbilt ist eine fürstliche Behausung, und eine vollständige Schilderung der darin aufgehäuften Schätze würde mindestens einen Band füllen. Wenn man nur die Bildergalerie und den Inhalt der Silberschränke bedenkt, so ist es klar, daß Millionen darin stecken. Die Galerie, die in zwei großen, vortrefflich beleuchteten Sälen untergebracht ist, enthält

hundertvierundsiebzig Originalgemälde hervorragender Meister: acht von Millet, darunter den Säemann, drei Rosa Bonheur, sieben Meissonnier, Turner, Gérome, Die Schlacht von Rezonville von Detaille, sieben Theodor Rousseau ꝛc. Diese Sammlung im Verein mit der, welche Mrs. R. L. Stuart besitzt, würde einen stattlichen Grundstock für die Anlegung einer öffentlichen Bildergalerie bilden. In der Vorhalle des Palastes hängt ein Porträt des ersten Vanderbilt, des Gründers der Dynastie.

Ich habe weder die Stadtwohnung noch das Landhaus Mr. Goulds gesehen, aber ich weiß, daß in letzterem die Gewächshäuser auf einen Gesamtwert von 1250000 Franken geschätzt werden, was hinreicht, um einen Begriff von dem übrigen zu geben. Ich kann dem Leser in diesen flüchtig und in Eile hingeworfenen amerikanischen Skizzen höchstens die Spuren dessen weisen, was man in Amerika zu sehen bekommt. Bei alledem möchte ich nicht dafür einstehen, daß Mr. Gould ein glücklicher Mensch ist.

„Ueber eine Million Dollars kann keiner in Frieden besitzen," äußerte einst ein geistvoller Amerikaner, als die Rede auf die großen Kapitalisten der Vereinigten Staaten kam. „Sobald die Summe größer ist, hat der Mann nicht mehr sein Geld, sondern das Geld hat ihn."

Ein Kuriosum ist, daß dieser Mr. Gould vor etlichen dreißig Jahren mit fünfundzwanzig Dollars in der Tasche nach New York kam — nach Paris kommt man in dem Fall mit vierzig Sous; das ist das Herkömmliche. Lange Zeit hat er sich von einem Handel mit Mäusefallen ernährt — jetzt fängt er keine Mäuse mehr, sondern Hochwild.

Die Amerikaner haben eine Republik, wenn sie aber keine Könige haben, so haben sie dafür die Millionäre, deren Joch sie tragen. Nichts Köstlicheres als die Genealogie dieser großen Namen, wie die Zeitungen sie bringen, so oft ein Mitglied solch hohen Hauses mit Tod abgeht. Solange ich in Amerika war, starb eine gewisse Mrs. Astor. Nach-

dem die Reize und Tugenden der Verstorbenen weitläufig erörtert waren, kam ein Verzeichnis sämtlicher John Jakobs, deren einer ihr Gatte gewesen war. Alle Astors haben Johann Jakob geheißen und sind in der Geschichte als Johann Jakob I., Johann Jakob II., Johann Jakob III. verzeichnet. Das jetzt regierende Haupt des Hauses, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, ist Johann Jakob IV. Sehr weit zurück reicht die Chronik des Geschlechtes nicht, da der erste Johann Jakob erst am Anfang dieses Jahrhunderts als einfacher Auswanderer herüberkam und sich des Pelzhandels befliß.

Die Art und Weise, auf die einzelne von diesen Millionären zu ihrem Reichtum gelangt sind, muß man sich nicht allzusehr in der Nähe betrachten, und man erzählt sich im Lande selbst wunderliche Geschichten über diesen Punkt. Ich erinnere mich unter anderm ein allerliebstes Theaterstück von Mr. Bronson Howard, „Henriette“, gesehen zu haben, in welchem ein junger Börsenspieler vorkommt, der alles daran setzt, seinen Vater zu Grunde zu richten.

„Ist das nicht ein bißchen stark aufgetragen,“ sagte ich zu einem Freunde, der mich hingeführt hatte, „mehr Karikatur als Porträt?“

„Keineswegs, die Geschichte ist vollständig nach dem Leben, nur daß die Rollen vertauscht sind, was die Dichtung noch etwas weniger widerlich macht, als der wirkliche Vorgang es war.“

Was das Vermögen der Eisenbahnkönige — so nennt man sie in den Vereinigten Staaten allgemein — anbelangt, so ist es aus dem Gelde von Tausenden von Unglücklichen, die heute im tiefsten Elend sind, zusammengetragen, und zu dem Palast des amerikanischen Millionärs haben nicht selten Ruinen die Bausteine geliefert.

Wenn von den amerikanischen Geldgrößen die Rede ist, so heißt es einfach, der und der „König“, namentlich werden die Hauptaktionäre der Eisenbahngesellschaften so bezeichnet.

„König" heißen auch jene Majestäten, die an der Spitze der Unternehmungen zur Ausbeutung von Bergwerken stehen, oder Monopole irgend welcher Art, wie man sie in den Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt trifft, innehaben. Diese Geldkönige sind thatsächlich Großmächte, und Großmächte, deren Herrschaft sich nicht nur auf den amerikanischen Märkten, sondern in allen Schichten der Gesellschaft fühlbar macht. Häufig genug erregt diese Tyrannei Entrüstung und erweckt unauslöschlichen Haß, und ich fürchte sehr, daß die Amerikaner, die sich über unsre Revolutionen lustig machen, sich selbst eine heranziehen, im Vergleich zu der das Jahr 1793, um mit Heine zu sprechen, „nur eine Idylle" sein wird.

XI.

Das amerikanische junge Mädchen. — Dessen Freiheit und Betragen. — Die Achtung vor den Frauen. — Jugenderinnerungen. — Die „Flirtation" in ihrer höchsten Vollendung. — Der „Boston". — Weshalb die junge Amerikanerin den Verkehr mit Männern sucht. — Aus dem Pfandleihhaus eingelöste europäische Wappenschilder werden neu vergoldet. — Die Amerikanerinnen im Faubourg Saint Germain. — Lady Randolph Churchill. — Alte Männer mit jungen Frauen. — Abgedroschenes Thema der amerikanischen Lustspiele. — Ein Engel. — Das Kollodium als Verräter. — Die Heldin aus „Abbé Constantin". — Was der jungen Amerikanerin an den Männern gefällt.

Die Engländer verwundern sich über die Freiheit, welcher sich die jungen Mädchen in Amerika erfreuen, genau ebenso sehr, wie die Franzosen über die der Engländerinnen erstaunt sind.

Sobald sie achtzehn Jahre alt ist, kann die junge Amerikanerin überallhin allein gehen; sie kann allein Einkäufe und Besuche machen, ins Theater oder Konzert gehen und reisen. Fast jede Freiheit wird ihr gestattet, die übrigen nimmt sie sich.

Sie verfügt über ein Taschengeld, das sie, je nach Geschmack und Laune, auf Näschereien, Bänder und Schmuckgegenstände verwendet; die Rechnungen von Schneiderinnen und Putzmacherinnen hat der Papa zu bereinigen. Wen sie empfängt und mit wem sie verkehrt, ist ihre Sache. Lernt sie auf dem Ball einen jungen Herrn kennen, der ihr gefällt — ich meine nicht, in den sie sich verliebt —, so sagt sie ganz einfach: „Ich bin den und den Tag zu Hause; besuchen Sie mich!“ Am folgenden Morgen kann er ihr ein Theaterbillet schicken und sie abends abholen und sie begleiten, wobei er ihr Blumen bringen, ihr im Zwischenakt oder nach der Vorstellung Erfrischungen anbieten und sie schließlich im Wagen nach Hause bringen wird. Das alles findet man in Amerika ganz natürlich und selbstverständlich. Ein paar Tage darauf kann es sich ereignen, daß die junge Dame ihn wieder in Gesellschaft trifft und ihm sagt: „Ich möchte Sie einem Freund vorstellen — wie heißen Sie doch? Ihr Name ist mir ganz entfallen.“

Die junge Amerikanerin, die uns unbesonnen und leichtfertig vorkommt, scheint mir dabei ganz vernünftig und sachgemäß zu handeln. Sie hat es satt, sich sagen zu lassen: „Eine Dame kann dies nicht thun, und jenes nicht thun — es schickt sich nicht“ und da erklärt sie ganz einfach: „Ich thue es, und sobald ich es thue, schickt es sich. Ich, als Frau, habe darüber zu entscheiden. Weshalb soll ich nicht allein ins Theater gehen? Weshalb soll ich abends nicht allein ausgehen? Wenn eure Straßen unrein sind, so habt die Güte, sie für mich säubern zu lassen. Weshalb soll ich die jungen Herren, die mir gefallen, nicht bei mir empfangen? Sollte sich je einer einfallen lassen, sich dies zu nutze machen zu wollen, um sich Freiheiten gegen mich zu erlauben, so ist er ein unsauberer Geselle, den ich sofort an die Luft setzen lasse, dem zu Ehren ich aber sicherlich meine Gewohnheiten nicht ändere.“

Die Achtung, welche der Amerikaner den Frauen entgegenbringt, macht es möglich, daß die jungen Mädchen sich so frei bewegen und eine so unumschränkte Herrschaft führen können. Bruder Jonathan könnte darin den Männern im alten Europa manche Lehre erteilen, selbst den Franzosen, die in bezug auf Ritterlichkeit ein wenig vom Ruhme ihrer Vorfahren zehren. Der Amerikaner begegnet den Frauen mit selbstloser, gänzlich wunschloser Ehrfurcht, die Höflichkeit der Franzosen streift immer an die Galanterie und ist nicht frei von Hintergedanken. Ein Franzose wird stets beiseite treten, um eine Dame vorüber gehen zu lassen, aber er wird die Gelegenheit benützen, sie sich genau anzusehen, während ein Amerikaner im gleichen Fall die Augen niederschlägt.

In der Eisenbahn, wo jede Bank zwei Sitzplätze hat, wird man immer beobachten können, daß der Amerikaner sich von einem Ende des Zugs zum andern nach einem Platz umsieht, ehe er sich neben ein junges Mädchen setzt, und es nur dann thut, wenn ihm gar keine andre Möglichkeit bleibt. Ja, ich habe häufig beobachtet, daß die Herren in der Stadtbahn lieber standen, als daß sie einer jungen Dame lästig wurden, und ich spreche hier durchaus nicht nur von Herren aus der Gesellschaft, sondern von Männern, die, wo nicht den niederen Ständen, so doch dem Kleinbürgertum angehörten, falls dieser Begriff auf Amerika überhaupt anwendbar ist.

Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich der Abende, die ich als junger Mensch in Paris im Kreise von amerikanischen Mädchen verlebt habe! Ihre Schönheit, Eleganz, Leichtigkeit, Freiheit im Verkehr und ihre Natürlichkeit und Lebendigkeit in der Unterhaltung, alles entzückte mich und ich kam mir selbst klüger und witziger dabei vor. Während ich einer jungen Französin gegenüber in der Regel nur abgedroschene Redensarten vorzubringen wußte, legte ich bei den reizenden Töchtern der Republik alle Schüchternheit ab und kam mit ihnen so lebhaft, unbefangen und ungezwungen ins Plaudern, wie mit alten Schulkameraden.

Auch heute noch ist das junge amerikanische Mädchen die unerreichte Zierde der Pariser Salons, in welchen sie mehr und mehr Mode geworden ist. Die jungen Leute huldigen ihrer Fröhlichkeit, ihrem Witz und ihrer Schönheit; die Mütter verhätscheln sie wegen ihres Reichtums und die jungen Frauen würden ihr am liebsten die Augen auskratzen. Ihr Erfolg läßt demnach nichts zu wünschen übrig!

Ihr verdankt Paris die Einführung jenes fesselnden, anmutigen Tanzes, des „Boston", ach, und dieser Tanz ist ein Triumph! „Es ist etwas Entzückendes, Hinreißendes um den Walzer," bemerkte ich, ich weiß nicht mehr genau wo, „aber plaudern kann man nicht dabei." Das ist beim Boston anders, da läßt sich plaudern und kokettieren, und dank der Vollendung, mit welcher eine hübsche, junge Amerikanerin die Künste einer „Flirt" übt, kann man sich kaum etwas Anziehenderes, Angenehmeres denken. Galant sein, genügt nicht mehr; Artigkeiten sagen, die fad und alltäglich sind, ist veraltet, man muß allem aufbieten, was man an Geist und Liebenswürdigkeit etwa sein eigen nennt, und sich dabei ganz innerhalb der Grenzen des strengsten Anstands halten.

Der Boston giebt diesem reizenden Spiel hinlänglich Raum; es ist ein wonnig langsamer Tanz, der einem Muße läßt, seine Tänzerin nach Belieben in gerader Linie, im Kreis herum, vorwärts und rückwärts und auch in ein behagliches Eckchen zu führen und sich tausenderlei günstige Gelegenheiten zu einer Unterhaltung unter vier Augen zu nutze zu machen.

Sehr ergötzlich war mir, die jungen Amerikanerinnen am Büffett „in Thätigkeit" zu sehen! Wie sie ihre Herren in Verlegenheit zu bringen wissen! Wie sie ihnen das Gefrorene einfach aus der Hand nehmen, wie sie Gläser Punsch, Sekt, alles, was ihren niedlichen Händchen erreichbar ist, auf einen Zug leeren, und mit welch erhabener Verachtung sie herabsehen auf den Himbeersaft, die Mandel-

milch, das Orange- und Zuckerwasser, an dem die kleinen Französinnen zierlich nippen und dabei ängstlich ausspähen nach einem strengen Mutterblick, der solchen Uebermut verurteilen könnte. Nein, sie brauchen etwas Vernünftiges, etwas Nahrhaftes!

„Noch ein Glas Sekt, gnädiges Fräulein?"

„Yes, please."

„Noch einen von diesen kleinen Kuchen?"

„Yes, please."

Und erst wenn das Orchester die ersten Takte des kommenden Tanzes anstimmte, gelang es, sie den Freuden des Büffetts zu entreißen.

Und wie sie tanzten! Mit welch leuchtenden Augen! Mit welcher Schwungkraft und Unermüdlichkeit! Ohne Unterbrechung, ohne Ausruhen: um fünf Uhr morgens genau ebenso frisch und leicht, wie zu Anfang des Balls! Und, mein Gott, weshalb denn nicht? Der Tanz ist ein unschuldiges Vergnügen, und weil man sich als Mädchen gern im Kreis gedreht hat, braucht man dereinst seinem Gatten noch lange kein Schnippchen zu schlagen, und vom vielen Tanzen in der Jugendzeit ist noch keine Frau zu Fall gekommen.

Die guten Schüler thun sich in der Spiel- und Erholungsstunde so sehr hervor, wie in den Unterrichtsstunden, und der Grad von sittlicher Kraft eines jungen Menschen steht genau im Einklang mit seiner Fähigkeit, fröhlich zu sein und zu genießen.

•

Meiner Lebtage werde ich eine junge Amerikanerin nicht vergessen, die auf demselben Dampfer, wie ich, die Ueberfahrt machte. Das reizende Kind, so etwa zwischen siebzehn und achtzehn Jahren, vollbrachte von Liverpool bis New York derartige Wunder, daß ich meinen Augen kaum trauen wollte, und ihr jeden Bissen nachzählte. Dieser Appetit! Der reinste Werwolf der Table d'hote!

Ich war in steter Angst, die Nahrungsmittel an Bord möchten ausgehen, denn derartige Gefahren konnte die Schiffsverwaltung doch kaum vorhergesehen haben?

Um sieben Uhr morgens begann die Fütterung mit Thee und Butterbrötchen, die man der Heißhungrigen in die Kabine brachte; um halb neun Uhr erschien sie beim Frühstück und verzehrte Fisch, zwei Koteletten, Eier und Speck, Ragout, Pfannkuchen mit Eingemachtem und zahlreiche geröstete und ungeröstete Brotschnitten mit Butter. Um elf Uhr nahm sie eine Tasse Fleischbrühe und Zwieback zu sich, um ein Uhr kam der Lunch, bestehend aus einer Omelette, Fleischküchelchen, einem Rebhuhn oder halben Fasanen, kaltem Fleisch, Salat, gerösteten Kartoffeln, Kuchen und zuweilen Käse. Um fünf Uhr gab es wieder Thee mit begleitendem Butterbrot, um sechs Uhr folgte das Diner: Austern, Suppe, Fisch, drei oder vier Fleischgerichte und Gemüse, Mehlspeisen, Backwerk, Nachtisch u. s. w., und ehe sie sich um zehn Uhr zur Ruhe legte, ließ sie sich einen Teller mit belegten Brötchen oder welsh rabbit*) bringen. So weit die richtigen Mahlzeiten, abgesehen von Bonbons und Näschereien. Ich bin ihr selten auf dem Verdeck begegnet, ohne daß ich sie Lebkuchen, Zuckersachen oder Schokolade hätte vertilgen sehen.

Schließlich — man hat so wenig Abwechslung an Bord des Schiffs! So eine Seereise ist so furchtbar eintönig, daß man irgend etwas vornehmen muß, um die Zeit tot zu schlagen! Die Herren machen Wetten auf die Zahl der Knoten, die das Schiff in vierundzwanzig Stunden zurücklegen wird, oder sie spielen poker; ernst-

---

*) Welsh rabbit heißt durchaus nicht: „wälsches Kaninchen". „Rabbit ist in diesem Sinn ein aus der Entstellung der beiden Wörter „rare" und „bit" hervorgegangenes Wort und heißt also „seltener" oder Leckerbissen. Für die Bereitung verweise ich jeden, den die Lust anwandeln sollte, dieses hochfeine Gericht zu kosten, auf die Kochbücher.

hafte Leute suchen diese Pause im menschlichen Dasein und Wirken durch Schlaf auszufüllen und junge Amerikanerinnen — essen.

Der Verkehr mit jungen Männern ist den Mädchen in Amerika aus mehr als einem Grunde wünschenswert. Erstens einmal, weil sie viel gelernt haben, viel wissen und die Unterhaltung der Männer sie anzieht. Sie verstehen sich sehr gut auf leichtes Geplauder, aber so vortrefflich sie die neueste Pariser Schöpfung in Hüten zu schildern wissen, ebensogut wissen sie auch über Octave Feuillets neuesten Roman oder sogar über Herbert Spencers jüngste Arbeit Bescheid. Im übrigen suchen sie die Gesellschaft der Männer, weil sie dadurch den Kreis ihrer Verehrer erweitern, und schließlich, weil sich ihnen die Aussichten auf eine gute Partie dabei vermehren. So leichtlebig und heiter sie auch ist, den Gedanken an die Zukunft verliert die Amerikanerin nie aus dem Sinn, aber wenn sie von Heirat träumt, so heißt es nicht: „Wem werde ich gefallen?“ sondern: „Wer wird mir gefallen?“

Der Verkehr mit dem männlichen Geschlecht ist vollkommen gefahrlos für sie, denn ihre Tugend ruht auf der zuverlässigsten aller Grundlagen, der Verunft, und sie wird sich nie in einen Roman einlassen, der nicht zum Guten und — zu Gütern führt. Vermögen oder Rang, das sind ihre Ziele, die sie auch in den allerrührendsten Momenten nicht außer Aug läßt. „Sind Sie reich?“ wird sie den Geliebten zwischen zwei Küssen fragen — das ist die Messerspitze Rhabarber, die man den Kindern zwischen zwei Lagen Eingemachtem beibringt.

Der berückendste Traum für die junge Republikanerin ist Gräfin, Marquise oder Herzogin zu werden, und die Zahl europäischer Wappenschilder, die mittelst amerikanischer Dollars im Leihhaus eingelöst worden sind, ist gar nicht auszurechnen.

Ein Redakteur des „Figaro" zählte kürzlich in einem Salon des Faubourg St. Germain, und zwar in einem der blaublütigsten, unter den Geladenen nicht weniger als siebenunddreißig Amerikanerinnen, die siebenunddreißig der unanfechtbarsten französischen Adelstitel führten. Um nur die zu nennen, deren Namen mir zunächst einfallen: die Prinzessin Murat, die Mutter der Herzogin von Mouchy ist eine Amerikanerin, die Marquise Chasseloup-Laubat nicht minder, die Gräfin Saint-Ronan, die Generalin Charette, die Gräfin Chevigné und die Gräfin Ganay sind Amerikanerinnen, und diese Töchter des demokratischen Weltteils sind nicht nur aus Herzensgrund Französinnen, sondern so glühende Royalistinnen geworden, wie wir sie nur unter den frömmsten, kirchlichsten unsrer alten Damen noch besitzen.

Wie viele amerikanische Elemente die englischen Adelskreise bergen, ist bekannt, und ebenso, daß die bedeutsamste und am meisten konservative von all unsern politischen Parteien der Gegenwart, „die Primelliga" *), von jener wunderhübschen jungen Amerikanerin Miß Jérôme, die heute die Gemahlin des berühmten Lord Randolph Churchill ist, gegründet wurde.

Wie viele Ritter ... der Industrie haben den amerikanischen Markt ausgebeutet und vor den Augen der Töchter Bruder Jonathans sofort Gnade gefunden! Man weiß, daß Pranzini mit der Tochter eines reichen New Yorker Banquiers in Briefwechsel gestanden hat und sie vielleicht unter irgend einem Grafentitel heimgeführt hätte, wenn die Manschetten, die er im Zimmer der armen Marie Regnault vergessen gehabt, die Polizei nicht auf seine Spur gelenkt hätten.

Diese Leidenschaft für Geldheiraten, die im Herzen so vieler jungen Mädchen in Amerika glüht, führt häufig zu ganz unseligen Ergebnissen.

---

*) So genannt nach der Lieblingsblume des verstorbenen Benjamin Disraeli, des Grafen Beaconsfield.

Wenn man dem Augenschein trauen will, so müssen die Gesetzgeber drüben die Ehe mit dem eignen Großvater oder wenigstens mit dem Zeitgenossen des Urahns für zulässig halten, denn es ist keine seltene, ja man kann fast sagen eine in den Vereinigten Staaten allgemeine Erscheinung, daß Männer von siebzig und achtzig Jahren Mädchen von achtzehn oder zwanzig heiraten.

In meiner Eigenschaft als Franzose habe ich kein Recht, den ersten Stein gegen meinen Nächsten aufzuheben: Frankreich ist zweifelsohne das Land, wo die Berechnung bei Eheschließungen gäng und gäbe ist. Und doch liegt die Sache dort ganz anders — bei uns liegt die Schuld an den Eltern und nicht an den jungen Mädchen. Die Eltern sind es, welche für ihr Kind eine sogenannte Versorgung und gesicherte Stellung suchen, in Amerika wählt das Mädchen den Gatten und ist allein verantwortlich für diesen Hochverrat an der Liebe. Auch was ferner der jungen Französin zur Entschuldigung dienen kann, die vollständige Unkenntnis des Lebens, fällt hier weg, denn die Amerikanerin ist keineswegs so im Unklaren über das, was jenseits des Altars ihrer harrt. In Frankreich führt man ein Mädchen sehr häufig unmittelbar aus dem Kloster zur Trauung, ohne daß sie ihre Einwilligung gegeben, ja sogar ohne daß man sie um ihre Meinung befragt hätte. Und wenn auch, muß ich überdies hinzusetzen, französische Eltern eine zwanzigjährige Tochter häufig mit einem Mann von vierzig Jahren verheiraten, so würden sie doch davor zurückschaudern, ihr Kind einem Greis in die Arme zu führen.

Die junge Amerikanerin, die von ihrem Papa verwöhnt und verhätschelt worden ist, bildet sich ein, daß ein alter Mann wahrscheinlich weit mehr auf ihre Launen eingehen und sich ihren Wünschen fügen werde, als ein junger, dessen Vermögen und Stellung noch nicht gemacht sind. „Ein junger Mann," sagt sie sich, „das ist ja ganz nett, aber Papa kennt keinen andern Willen als den meinigen; ich bin

hübsch, das bekomme ich jeden Tag von Dutzenden von Männern zu hören; ich bin frei, gehe, wohin ich mag, empfange, wen ich will, und gebe so viel Geld aus, als mir Spaß macht — soll ich all diese Vorteile aufgeben und mir dafür einen Mann nehmen, der mir eine Haushaltung und eine zahlreiche Familie aufhalst, der mir von der Börse erzählt, möglicherweise sogar Sparsamkeit predigt, mich mit Getreide- und Baumwollpreisen langweilt und mir zumutet, daß ich mir über Politik und Wahlen, und was weiß ich, den Kopf zerbrechen soll? Nein! Nein! Ich will einen Mann, der gar keinen andern Gedanken haben soll, als meine Wünsche zu befriedigen!" Ausgeschlossen ist es nicht, daß sie sich in ihrer Weltklugheit auch sagt: „Der Mann ist achtzig Jahre alt; ich werde mich nicht lange mit ihm abquälen müssen."

Ehen dieser Art bilden das bis zum Ueberdruß wiederholte Thema der amerikanischen Lustspiele. Ein Mädchen heiratet einen Greis oder einen reichen Kaufherrn; der junge Liebhaber von ehedem, der zur Zeit der Verlobung im Ausland gewesen, kehrt zurück und findet sie als Frau wieder. Er macht ihr Vorwürfe und ruft ihr seine Liebe, die nie aufgehört hat, ins Gedächtnis; der Gatte arbeitet, hat den ganzen Kopf voll Geschäfte, und die Schöne leiht den liebevollen Klagen und Vorwürfen des einst Geliebten und um des reichern Mannes willen Verabschiedeten ihr Ohr. Die Lage wird gefährlich, der Kampf zwischen Liebe und Pflicht entbrennt. Selbstverständlich bleibt die letztere Sieger, aber die Schilderung amerikanischer Sitten und Verhältnisse ist nichtsdestoweniger eine getreue.

Ein Amerikaner hat mir erzählt, daß er einst auf der Reise mit einem gänzlich gebrochenen, hinfälligen Greis von mehr als achtzig Jahren zusammentraf, dessen Begleiterin eine junge Dame von kaum zwanzig Jahren war. Mein Amerikaner gestand mir, daß er sich während der fünf Tage, die sie zusammen reisten, in das junge Wesen, das von einer

wahrhaft blendenden Schönheit gewesen sei, sterblich verliebt habe. Zum Sprechen fand er keine Gelegenheit und der Anblick mußte ihm genügen; als sie aber alle drei an ihrem zufällig gemeinsamen Bestimmungsort angelangt waren, entschloß er sich, im nämlichen Hotel abzusteigen wie seine Schöne, wo sich, wie er hoffte, die Möglichkeit einer Anknüpfung finden würde. Um den Namen des jungen Mädchens und ihres ehrwürdigen Großpapas zu erfahren, schrieb er sich nicht eher ins Fremdenbuch, als bis der alte Herr dies gethan hatte. Seine Verblüffung und Enttäuschung kann man sich vorstellen: „Herr H. und ... Gemahlin"*) stand darin!

Ich entnehme einer Zeitung aus Washington folgenden Scherz — das heißt, ob es ein Scherz ist, bleibt dahingestellt.

„Ein Junggeselle setzte vor einigen Tagen ein Heiratsgesuch in die Zeitung, wobei das Druckfehlerteufelchen ihm den Streich spielte, die Zahl seiner Lebensjahre von siebenunddreißig auf siebenundachtzig zu erhöhen, was jedoch nicht verhinderte, daß von Damen, deren Alter zwischen zwanzig und sechzig Jahren wechselte, nahezu dreihundert Briefe einliefen. Eine wie die andre stellten sie dem mutmaßlichen Greis Liebe und treue Ergebenheit für den Rest seiner Jahre in Aussicht."

Ein andres Geschichtchen entstammt einem Witzblatt und der Verfasser desselben scheint anzunehmen, daß amerikanische Mütter Heiraten dieser Art keineswegs mißbilligen.

Die Mutter: „Du hast dich also mit Mr. Jones verlobt! Aber, Kind, bist du denn von Sinnen? Der Junge hat ja nichts, weder Geld noch Stellung. Ich weiß wohl, daß er späterhin einmal reich werden kann, denn sein Großvater wird ihm einen Teil seines Vermögens ..."

Die Tochter: „Aber, Mama, ich habe mich ja gerade mit diesem Großvater verlobt!"

---

*) Man schreibt in Amerika nicht „Herr und Frau so und so", sondern immer „Herr N. N. und Gemahlin" (Mr. H. and wife).

Die Mutter (mit überströmender Freude): „Umarme mich, mein Kind, du bist ein Engel."

Sei dem, wie ihm wolle, diese Heiraten — ich hätte fast gesagt, diese Prostitution — sind nur die Ausnahme, aber freilich eine Ausnahme, die so häufig vorkommt, daß es unmöglich wäre, dieselbe mit Stillschweigen zu übergehen.

In der Kunst, das bißchen Schönheit, Jugend und Tugend, das sie besitzt, zur Geltung zu bringen und zu verwerten, ist die amerikanische Frau Meisterin. Um einen Plan durchzuführen, versteht sie das ganze Arsenal weiblicher Waffen ins Feld zu führen, und ist der Gegenstand ihrer Sehnsucht widerspenstig, so schreckt sie auch nicht davor zurück, ihm die Pistole auf die Brust zu setzen.

Alfred Assolant erzählt, auf welche Weise es einer jungen Amerikanerin gelang, die Frau eines englischen Lords zu werden, der keine Ahnung davon hatte, daß in einzelnen Teilen der Vereinigten Staaten ein Gesetz herrscht, wonach jeder, der eine Nacht bei einer Frau zugebracht hat, ihr Gatte ist. Das junge Mädchen hatte, scheint es, den Lord zum Abendbrot zu sich auf ihr Zimmer gebeten — dies ist in einzelnen Gegenden vollständig bräuchlich und die Sitten sind darum vielleicht nicht schlechter als anderswo. Der junge Lord kommt, betrinkt sich und schläft in dem Zimmer des Fräuleins ein. Bei Tagesanbruch klopft man an die Thür; mit offenen Haaren, in ganz aufgelöstem Zustand, schiebt die Schöne den Riegel zurück und stürzt dem Geistlichen entgegen, der mit den Eltern und zwei mitverschwornen Zeugen draußen steht. Der Engländer mochte seine Unschuld hoch und heilig beschwören, es nützte nichts, er wurde kurzweg getraut, und nur für eine Entschädigungssumme von fünfhunderttausend Franken ließ ihn das Mädchen schließlich ziehen und gab ihm seine Freiheit zurück.

Eine andre Geschichte verwandten Inhalts habe ich in Amerika erzählen hören. Dieselbe ist keineswegs zuverläs-

siger beglaubigt, als die, welche Alfred Assolant uns überliefert, das einzig Gewisse daran ist, daß man eine solche Geschichte nirgends erfinden und erzählen könnte als in Amerika. Er giebt zweierlei Arten von Wahrheit, die eine, die auf Thatsache, die andre, die auf Möglichkeit beruht, mit andern Worten das Wahre und das Wahrscheinliche. Eine junge Amerikanerin war sehr verliebt in einen hübschen und reichen Menschen, der unglücklicherweise ihr Gefühl nicht erwiderte. Eines schönen Tages kommt ihr ein leuchtender Gedanke. Sie stellt sich krank und läßt den jungen Mann wissen, daß sie ihn sprechen möchte; dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Wunsch der schönen Verliebten zu entsprechen. Sie empfängt ihn, auf einem Sopha liegend, gesteht ihm ihre Liebe und bittet ihn zu ewigem Lebewohl um einen Kuß. Gerührt beugt er sich über sie, sie umschlingt ihn mit beiden Armen, zieht ihn an sich und preßt ihre Lippen lang und glühend auf die seinigen. Während dieser Zeit hat ein hinter einem Wandschirm aufgestellter Photograph seinen Apparat auf das junge, eng umschlungene Paar gerichtet und seine Aufgabe vollbracht. Am andern Morgen schickt das schlaue Dämchen dem Romeo wider Willen das Negativbild des rührenden kleinen Vorgangs vom Tag vorher und fragt bei ihm an, wieviel Abzüge bestellt werden sollen. Angesichts des verräterischen Kollodiums sah der junge Mann, daß es nur einen Weg gab, seine Ehre zu retten, und führte das Mädchen ohne Zaudern und Murren zum Altar.

So viel von Karikaturen oder vielmehr von jener Wahrheit, die nicht wahr ist!

Um zur thatsächlichen zurückzukehren, so ist es vollkommen richtig, daß ein junges Mädchen in Amerika sich nicht scheut, den Mann ihre Liebe ahnen zu lassen, und daß im Notfall keine falsche Scham sie abhalten würde, ihm dieselbe auszusprechen. Im „Abbé Constantin“ fühlt Bettina, daß Jean Reynaud sie liebt, daß er sich aber Skrupel macht,

es ihr zu gestehen, und es vorzieht, ihr auszuweichen und sich um seine Versetzung in eine andre Garnison zu bemühen. Da geht sie zu ihm — sie weiß, daß er den ersten Schritt nicht thun wird, und sie thut ihn. Die Scene hat eben so große Wahrheit als Reiz und Anmut, und giebt das treue Bild der Amerikanerin, eine vollständige Photographie und zwar eine jener echt künstlerisch ausgeführten, wie Ludovic Halévy allein sie herzustellen versteht.

Die echte Amerikanerin liebt am Manne nur das wahrhaft Männliche; der parfümierte Stutzer, das Modebild, der „dude", wie er in den Vereinigten Staaten heißt, ist nicht nach ihrem Sinn. Auf dem großen Ball, welchen der Union Leagueklub in New York gab, fragte ich ein junges Mädchen nach zehn oder zwölf jungen Herren, welche die ganze Nacht nicht eine einzige Tour aussetzten.

„Ach!" sagte sie wegwerfend, „das sind junge ‚dudes', die man nur um des Tanzens willen eingeladen hat, bewegliche Puppen, sonst nichts."

XII.

Die Frauenemancipation. — Das Verlöschen des Mannes. — Krieg dem Bart. — Die Frauen der guten Gesellschaft säubern die New Yorker Straßen. — Die Damen vergnügen sich ohne Herren.

In einem Land, wo die Frau ein verzogenes, verhätscheltes Kind ist, dem man alle Rücksichten erweist und das sich alles erlauben darf, ist es eigentlich höchst befremdlich, Frauen zu finden, die, trotz alledem mit ihrem Schicksal nicht zufrieden, für ihr Geschlecht vollständige Emancipation fordern.

Emancipation verlangen für amerikanische Frauen — wahrhaftig, meine Damen, man kann sich einiger Heiterkeit nicht erwehren.

Ich hatte eines Abends mit Mrs. Devereux-Blake, die an der Spitze der Bewegung steht, eine Unterredung über diesen Punkt. Mrs. Devereux-Blake ist eine anziehende Frau von etwa fünfzig Jahren, die noch sehr gut aussieht, sich mit großer Leichtigkeit und äußerst angenehm ausdrückt und dem Bart den Krieg aufs Messer erklärt hat.

„Gnädige Frau," sagte ich ihr, „ich thue mein Möglichstes, mich zu bilden, und Sie werden mir daher einige Fragen gestatten. Ich mußte mich in Ihrem Land so häufig einer „Interview" unterziehen, daß ich mich einigermaßen berechtigt fühle, nun auch den Stiel umzukehren und meinerseits ein wenig zu „interviewen". Daß die Amerikanerin mit ihrer Stellung nicht zufrieden ist, kommt mir sehr undankbar vor, denn ich habe den Eindruck, daß sie es ist, die in den Vereinigten Staaten Gesetze gibt."

„So sollte es sein, aber es ist nicht so," erwiderte Mrs. Devereux-Blake.

„Aber sie gibt Gesetze," betonte ich noch einmal ausdrücklich.

„Thatsächlich, ja; rechtlich, nein!"

„Was wollen Sie denn aber mehr?"

„Das buchstäbliche Recht, Gesetze zu geben."

„Was verstehen Sie darunter?"

„Das Recht, bei den Wahlen zum Kongreß mit abzustimmen, und sogar das Recht, in der Kammer der Repräsentanten mitzutagen."

„Das scheint mir denn doch eine allzuweit gehende und beinahe ungerechte Forderung," wandte ich bescheiden ein. „Vermutlich stimmen die Männer ohnehin so, wie ihre Frauen es haben wollen, wenn dieselben nun überdies noch ihre eignen Stimmzettel in die Wahlurne würfen, so würde das nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten haben, als daß der Mann ausgelöscht, mundtot gemacht wäre, und nach Léon Gozlans Ausspruch wäre es vielleicht doch nicht so übel, wenn wir wenigstens noch für einige Zeit zwei Ge-

schlechter beibehielten. Verwöhnte Kinder sind bekanntlich nie zufrieden, und, gnädige Frau, die Amerikanerinnen sind verwöhnt."

Ich kam mir im Haus dieser hochbegabten Dame einigermaßen wie ein Unreiner, fast wie der Wolf im Schafstall vor, jedenfalls erfuhr ich aber dort sehr wissenswerte und merkwürdige Dinge.

Eine Dame, welcher die Frauenrechte Schönheit keineswegs versagt hatten, gab mir über eine ganz eigenartige Erscheinung im New Yorker Leben Auskunft. Es war die Rede von der Sicherheit der Frau in großen Städten und von den Gefahren, welchen sie sich aussetzt, wenn sie sich abends allein hinauswagt.

„Das ehrbare Ansehen der Straßen in Amerika," sagte ich, „ist mir ungemein aufgefallen. Den ganzen Tag über sehe ich nirgends das Laster sich zur Schau stellen und auch abends, wenn ich, vom Theater heimgehend, die Hauptpulsadern Ihrer Städte durchwandre, habe ich nie etwas bemerkt, was für eine anständige Frau verletzend wäre. Auf den Pariser Boulevards wimmelt es von acht Uhr abends an von Dirnen, und in London, wo von drei oder vier Uhr nachmittags an ein ganzes Stadtviertel dem Laster eingeräumt ist, steht es noch viel schlimmer."

„Sie haben vollkommen richtig gesehen," versetzte die Dame, „und das New Yorker Straßenleben verdankt seine verhältnismäßige Ehrbarkeit nur uns. Hätten wir warten wollen, bis unsre Männer das Straßenpflaster für uns reinfegten, so hätten wir uns lange gedulden müssen, deshalb zogen wir vor, selbst den Besen zur Hand zu nehmen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Vor einigen Jahren hat eine Anzahl von jungen Frauen, unter welchen ich manche Namen aus der ersten Gesellschaft nennen könnte, sich entschlossen, des Abends allein auszugehen und ... dem ersten Mann, der die schuldige Achtung gegen sie außer acht lassen würde, eine kräftige

Ohrfeige zu versetzen. Sie haben das mit großer Ausdauer eine Zeitlang fortgesetzt und schließlich erreicht, daß das Laster nicht mehr auf den Straßen feilgeboten wird; dasselbe ist natürlich immer noch vorhanden, aber es hat sich in die Häuser geflüchtet und versteckt sich. Uns haben Sie es zu danken, wenn Sie des Abends unbesorgt mit Ihrer Frau oder einem jungen Mädchen umhergehen können und wenn eine Frau ohne Gefahr unbeschützt ins Theater und vom Theater nach Hause gehen kann. Werden Sie jetzt vielleicht noch behaupten, daß Frauen, die jung, hübsch, gut erzogen, es über sich brachten, ihren Widerwillen zu überwinden und durchzuführen, was unsre Behörden zu unternehmen zu feig gewesen sind, daß solche Frauen nicht würdig seien, im Rate des Volks eine beratende Stimme zu haben?"

Ich war geschlagen.

Daß der Einfluß der Frauen auf die öffentliche Sittlichkeit nur äußerst heilsam sein kann, und daß man demselben unumschränkten Raum lassen sollte, sich zu bethätigen, ist ganz gewiß richtig und ich bin überzeugt, daß, wenn in den Körperschaften, die unsre großen Städte regieren, Frauen Sitz und Stimme hätten, die Straßen in kurzer Zeit gesäubert wären und daß die Damen sich so frei und sicher wie die Männer in denselben bewegen könnten.

Ich fürchte, nun eine etwas gefährliche Behauptung vom Stapel zu lassen — es macht mir nämlich den Eindruck, als ob die Amerikanerin dem Mann den Kultus, den er ihr weiht, nicht zum hundertsten Teil zurückgäbe. Wenn Dankbarkeit imstande wäre, Liebe zu erzeugen, so müßte Bruder Jonathan von allen Männern der am meisten geliebte sein — aber wo hat man je aus Dank Liebe hervorgehen sehen?

Der Mann hat in den Augen der amerikanischen Frau freilich seine Vorzüge. Indem er sie heiratet, schafft er ihr eine Zukunft; um jede ihrer Launen befriedigen zu können, arbeitet er, und solange ein von ihm gezeichneter Check

Gültigkeit hat, wird dies immer sehr zu seinen Gunsten sprechen.

Eine junge Dame aus Baltimore hat mir einmal erzählt, daß sie häufig zwanzig bis dreißig Mädchen zu sich zum Frühstück bitte, und daß sie den Tag miteinander verplaudern. Fünf oder sechs Stunden lang seien Zünglein und Zähne in Thätigkeit und die Zeit verstreiche ihnen aufs Angenehmste. Von einem Mann kein Schatten!

„Und Sie unterhalten sich wirklich gut?" fragte ich.

„Das will ich meinen," erwiderte sie, „we have such a good time."

In den Vereinigten Staaten existieren eine große Zahl von weiblichen Klubs, und diese Heiligtümer werden nie durch die Anwesenheit eines Mannes entweiht — sogar Briefträger und Lieferanten nähern sich denselben nur bis zu einer angemessenen Entfernung.

Die Damen haben ihre Bibliothek, ihren Salon, Speisezimmer, kleine Plauderecken und Schlafzimmer; man musiziert, liest, schreibt, schwatzt und verbringt seine Zeit recht behaglich.

Der Sorosisklub in New York ist eine der hervorragendsten Gesellschaften dieser Art, und der weibliche Verwaltungsrat gibt einmal des Jahres ein Fest, wobei die eingeladenen Damen Erlaubnis haben, ihre Männer mitzubringen. Es thut mir heute noch leid, daß ich an dem Tag, wo das Fest im Restaurant Dolmenico stattfand, nach Florida versagt war und deshalb der liebenswürdigen Einladung der Präsidentin nicht folgen konnte.

Es muß sofort betont werden, daß dieser Unabhängigkeitssinn zu trefflichen Ergebnissen geführt hat. Man findet in Amerika Frauen, die sich kraft ihrer Begabung Stellungen geschaffen haben, um die viele Männer sie beneiden könnten, und wer sich dabei vorstellt, daß dies Blaustrümpfe, bebrillte

Vogelscheuchen, häßliche alte Schachteln seien, täuscht sich gründlich. Die Amerikanerin ist im Gegenteil klug genug, immer Weib zu bleiben, und selbst bei den Heldinnen der Rednerbühne und den Damen von der Journalistentribüne habe ich stets einen Anflug feiner Koketterie bemerkt, der mir zur Genüge bewies, daß der Mann vielleicht doch noch keine Gefahr läuft, in den Vereinigten Staaten gänzlich unterdrückt zu werden.

Ich war erst seit wenigen Tagen in New York, als ein Bekannter mich zu einem Besuch der Geschäftsräume der hervorragendsten Zeitungen abholte. Als wir im Hause des „New York World" über den Flur schritten, bemerkte ich in einem kleinen Arbeitszimmer eine Dame, die mit Schreiben beschäftigt war. Mein Freund führte mich hinein und stellte mich einem braunäugigen, entzückend lebendigen jungen Mädchen von etwa zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren vor, dessen Benehmen ungemein fein und vornehm war. Ihr einfaches Wesen und der Geist, der ihr aus den Augen leuchtete, berührten mich sehr angenehm, und als wir sie verlassen hatten, fragte ich meinen Freund natürlich sofort, wem ich eigentlich vorgestellt zu werden die Ehre gehabt habe. Es ward mir die Antwort zu teil, daß diese junge Amerikanerin den gesamten litterarischen Teil des „New York World" in Händen habe und zwar mit einem Gehalt, wie die Hauptredakteure des Pariser „Figaro" ihn beziehen.

Das Saint-Nicholas Magazine wird von einer Dame geleitet und die größten Tagesblätter des Landes, die bedeutendsten Zeitschriften zählen Frauen zu ihren geistvollsten Redakteuren.

Miß Mary Louise Booth, welche Harpers Bazar redigiert, bezieht ein Einkommen von über vierzigtausend Franken.

Die Hauptredakteure des großen Litteraturblattes, der „Kritik", sind Mr. Joseph Gilder und Miß Jane Gilder, Bruder und Schwester des Dichters Richard Watson Gilder, des Hauptredakteurs des berühmten Century Magazine, der

seinerseits wieder eine Schriftstellerin zum Mitarbeiter hat, und derlei Beispiele ließen sich in Menge anführen.

Da die Erziehung der Frauen in Amerika annähernd die nämliche ist wie die der Männer, so folgt daraus, daß die Frau auf alle Aemter, die in Europa im ausschließlichen Besitz des Mannes sind, ebenfalls Anspruch erheben kann.

XIII.

Die Zimperlichkeit. — Unschickliche Wörter. — Umgestaltung des Wörterbuchs. — Krieg den Nacktheiten. — Die Venus von Melos entrinnt der Wut der Puritaner nicht. — Mr. Anthony Comstock. — Die Philadelphierinnen. — Verleumdung oder?

Die Bewohner Neuenglands haben als Abkömmlinge der Puritaner auch die englische Zimperlichkeit mit überkommen.

Dickens erzählt in seinen Reiseberichten über Amerika, daß es damals in den Vereinigten Staaten Leute gab, welche den Klavierbeinen Höschen aus Musselin anzogen, und es leben heute noch wohldenkende Menschen, die es unanständig finden, wenn man sagt, daß dieser oder jener Stern mit bloßem Auge zu entdecken sei.

Das Wort „Bein" ist unzulässig, man spricht von dem „unteren Glied" und das Beinkleid ist zum „lower garment" dem unteren Kleidungsstück geworden. Man geht nicht zu Bett, sondern „man zieht sich zurück", und das Schlafgemach wird zum „Privatzimmer".

Eine Dame, welche kürzlich in einem Salon in Philadelphia die Aeußerung that, sie friere im Rücken, erregte damit bei der Wirtin wahres Entsetzen.

Folgende Mitteilung habe ich in einer New Yorker Zeitung gelesen; sie stand unter der Rubrik der Nachrichten aus irgend einer Stadt Neuenglands, deren Namen mir nicht mehr ganz erinnerlich ist.

„Die Polizei hat einen Kreuzzug gegen Bilder und Statuen, welche Darstellungen des Nackten geben, eröffnet. Einer der wohlhabendsten Einwohner wird vor Gericht gezogen, weil er in seinem Hause Nachbildungen der Venus von Melos und der von Medici, der Venus von Canova, der griechischen Sklavin von Power, des Laokoon und mehrerer andrer Bildwerke dieser Art besitzt.“

Solange ich in New York war, hörte ich sehr viel von einem gewissen Anthony Comstock reden, welcher sich durch den Kampf gegen die Nacktheit eine Berühmtheit zugezogen hatte. Mr. Comstock besuchte Museen, Galerieen, Ausstellungen, Läden, und überall, wo ihm auf der Leinwand oder im Marmor ein Stückchen Menschenfleisch aufstieß, zog er vom Leder. Zur Ehre der New Yorker muß ich bemerken, daß Mr. Comstocks großer Ruf ebenso laut als lachend verkündet wurde. Wer ein derartiges Handwerk treibt, hängt, meiner Ansicht nach, nur seine eigne Verdrehtheit an die große Glocke und man kann einen Menschen, dessen Geist so mißbildet ist, daß er das künstlerisch Schöne nicht ohne schlimme Hintergedanken bewundern kann, nur beklagen, wo nicht verachten. Es wird jedoch, solange die Welt steht, Tartüffes geben, die ein Zetergeschrei erheben und damit Anstößigkeiten schaffen, nicht sie beseitigen.

Daß die amerikanischen Blätter sich an der Sache Comstock gütlich thaten und auf Kosten des tugendhaften Herrn allerlei Witze und Geschichtchen lieferten, ist selbstredend.

Die Philadelphierinnen sollen — ich war nicht lange genug dort, um mir ein eignes Urteil zu bilden, und wiederhole also nur, was mir gesagt wurde — die im Punkte des Anstands verletzbarsten aller Frauen unter der Sonne sein. Ein Amerikaner erzählte mir, daß er in Philadelphia einmal die bei Tisch neben ihm sitzende Dame gefragt habe, ob er ihr einen Schlegel vom Huhn geben dürfe, worauf das süße

Wesen in große Verwirrung geraten und bis an den Hals rot geworden sei.

Sind diese Töchter Neuenglands Heilige — oder Scheinheilige?

Der Baron Salvador behauptet, von einem seiner Korrespondenten folgende Aufklärung empfangen zu haben:

„In einer gewissen Stadt Neuenglands gibt es einen sehr gesuchten Schneider, welcher einen Salon „zur Anprobe" oder vielmehr zur Weinprobe hat, sintemal die Damen es nicht verschmähen, diejenigen amerikanischen Getränke, die öffentlich zu genießen sie sich scheuen, heimlich durch den Strohhalm einzuschlürfen. In diesem hinter Seide und Wollstoffen versteckten Kneiplokal macht es ihnen Vergnügen, Toilettenangelegenheiten und allerhand Klatsch zu besprechen und dabei insgeheim manch einen „cocktail" *) zu vertilgen.

Das Hübscheste an der Sache ist, daß die Ehemänner diese geistigen Genüsse ahnungslos bezahlen. Auf die Rechnung setzt der Schneider so und so viel für Seide (lies: frappierten Sekt), so und so viel für Spitzen (lies: Sherry-Cobbler), und der unglückliche Gatte gelangt höchstens zu der Ansicht, daß bei der gegenwärtig herrschenden Mode ungemein viel für Seide und Spitzen ausgegeben wird."

Ist das nun Verleumdung oder nicht?

Ich persönlich schenke den Mitteilungen dieses Korrespondenten keinen Glauben.

---

*) Cocktail ist ein punschartiges, starkes Getränke, das mit Eis gekühlt ist.

Anm. d. Uebers.

XIV.

Bruder Jonathans und John Bulls Verwandtschaft. — Eine heilsame Lehre. — Weibliche Rache. — Faule Eier als Wurfgeschoße. — Geteert und gefedert. — Eine üble Viertelstunde. — Rache eines Mädchenpensionats. — Die Frauen im Gemeinderat. — Die Stellung der Frauen in Amerika. — Geschichte einer Witwe und ihrer beiden Töchter.

Bruder Jonathan ist John Bulls Vetter, der „cousin germain“, wie es in Frankreich heißt, übrigens lange nicht so „germanisch“, als anzunehmen wäre. Deutschland liefert allerdings jedes Jahr drei- bis vierhunderttausend Auswanderer, aber dank dem wunderbaren Anpassungsvermögen, welches den Deutschen auszeichnet, amerikanisieren sich dieselben in überraschend kurzer Zeit.

Einen Beweis hierfür erblicke ich in der Art und Weise, wie die Frau von einem Ende der Vereinigten Staaten zum andern behandelt wird, und man kann wohl sagen, daß der junge Staat dem alten England Lehren erteilt, welche dieses sich zu nutze machen sollte.

Während ein englisches Gericht den Kerl, der sein Weib mit Fußtritten mißhandelt hat, höchstens zu zwei bis drei Monaten Gefängnis verurteilt, gerät in Amerika, wenn verlautet, daß ein Mann die Hand gegen seine Frau erhoben, eine ganze Stadt in Aufruhr.

Ich entlehne einige Beispiele hierfür den verschiedensten amerikanischen Zeitungen.

Ein Bürger von Greeves Run, Grafschaft Wirt in Virginien, mißhandelte schon seit längerer Zeit Frau und Kinder. Die Bevölkerung ist entrüstet, man hält eine Versammlung ab und beschließt, den schlechten Ehemann zu züchtigen. Mit Einbruch der Nacht stellen sich etliche zwanzig Leute bei ihm ein, schleppen ihn mit fort und führen ihn nach dem öffentlichen Platz. Dort wird er an einen Pfahl gebunden und unter den Beifallsrufen der zahlreich herbeiströmenden Menge

durchgepeitscht. Nachdem dies geschehen, bindet man ihn los, setzt ihn in Freiheit und entläßt ihn mit der Ermahnung, sich künftig besser zu halten.

In East Liverpool, Staat Ohio, wies eines Tages ein Mann seiner Frau die Thür und reiste nach Pittsburg ab. Nach zwei Tagen kam er wieder und brachte eine junge Witwe mit, die sich häuslich bei ihm niederließ. Die Gattin fand sich wieder ein und verlangte Wiederaufnahme in die eheliche Behausung, der Mann aber erklärte ihr, daß ihre Stelle besetzt sei und daß sie hingehen könne, wo sie Lust habe. Diese Geschichte verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und eines Abends gegen zehn Uhr erschien eine Schar von dreihundert mit faulen Eiern bewaffneten Frauen, belagerte das Haus und nahm es im Sturm. Die Thüren wurden eingestoßen und der treulose Gatte samt der jungen Witwe auf die Straße gezerrt, wo die faulen Eier auf die Schuldigen herniederprasselten. Die Polizei legte sich ins Mittel und sah sich genötigt, das Liebespaar in dem städtischen Gefängnis unterzubringen, nur um dasselbe der öffentlichen Rache zu entziehen. Als die Frauen erkannten, daß sie ihrer Beute verlustig waren, wandten sie sich dem eroberten Hause zu und begannen eine gründliche Plünderung, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es der Polizei, am folgenden Morgen Held und Heldin des Dramas zum Thore hinaus zu befördern.

Zuweilen nehmen solche Strafgerichte eine ungemein komische Form an — man hat nicht gerade viele Zerstreuungen in den kleinen Städten des Westens — und der Humor äußert sich dann in solchen Thaten.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Mann, der seine Frau mißhandelt oder ihr untreu ist, mit Teer bestrichen und in Federn gewälzt wird. Die Ausführung des Urteils ist ergötzlich, befriedigt das Gerechtigkeitsgefühl der guten Leute und verschafft ihnen zugleich eine Stunde der Unterhaltung.

Der Schuldige wird — je nachdem mit Musik — nach einem verborgenen Ort geführt, wo man ihn seiner sämtlichen Kleidungsstücke, auch der unentbehrlichsten, entledigt und ihn dann vom Wirbel bis zur Zehe mit Teer übertüncht. Sobald dies geschehen ist, wälzt man ihn in einer Masse von Flaumfedern, die an ihm hängen bleiben und ihm das Ansehen eines Riesenvogels verleihen. Zur Vermehrung der Rührung nimmt man ihm die Kleider weg und läßt ihn laufen.

Zuweilen wird dasselbe Urteil an einer Frau von schlechtem Lebenswandel vollzogen, nur sind es in diesem Fall die Frauen der Stadt, welche das Strafgericht praktisch ausführen. Ihr Streben ist es, ihren Männern und Söhnen jede Gefahr fernzuhalten, und deshalb nehmen sie es auf sich, die Umgebung selbst von jedem Gifthauch zu befreien. Es liegt etwas sehr Ursprüngliches in dieser Auffassung, aber die Moral kommt keinenfalls zu kurz dabei.

Während die Männer sich nie erlauben dürften, das Teer- und Federngericht an einer Frau zu vollziehen, können umgekehrt die Frauen sich den Spaß machen, einen Mann zu „beteeren" und zu „befedern"; abermals ein Beleg für die bevorzugte Stellung der Frau in Amerika! Am 12. August 1887 hatte der Herausgeber einer Zeitung in irgend einer kleinen Stadt von Illinois diese schimpfliche Behandlung von seiten seiner Mitbürgerinnen, die sich in der stattlichen Ueberzahl von fünfhundert befanden, zu erdulden. Sein Vergehen bestand darin, daß er einen kleinen Artikel geschrieben hatte, in dem er sich etwas leichtfertig und ungezwungen über die Sitten der weiblichen Bevölkerung am Ort aussprach.

Ich gebe über den Vorgang folgenden Bericht aus der New York World:

„Der Herausgeber einer Zeitung in Hammond (Indiana) wurde kürzlich auf öffentlicher Straße von den Schülerinnen eines Mädcheninstituts, in betreff derer er sich Bemerkungen erlaubt hatte, die nach Aussage der jungen Damen unwahr sind, durchgepeitscht. Sie warfen ihm überdies

Cayennepfeffer ins Gesicht, was nach dem Gesetz strafbar ist und wodurch sie sich, wie man fürchtet, große Unannehmlichkeiten zuziehen werden."

Die Jugend muß immer übers Ziel schießen! Die jungen Damen hätten sich getrost mit der Geißelung zufrieden geben können.

Die Amerikanerinnen sind zuweilen sehr reizbar. Nachdem eine Zeitung ihren Lesern den Tod eines Mitbürgers unter der Aufschrift: „John Cramer ruht jetzt in Frieden" gemeldet hatte, verfolgte Mrs. Cramer, Witwe, den Verfasser des Artikels „wegen übler Nachrede und Schädigung ihres Rufs" gerichtlich.

Die Männer werden nicht nur auf öffentlichen Plätzen von den Frauen geschlagen, sondern auch bei den Wahlen. Solang ich in Amerika war, kam es vor, daß in Oskaloosa, Staat Kansas, das Ergebnis der Gemeinderatswahlen zu gunsten der Frauen, die sich um diese Ehrenämter bemühten, ausfiel. Die Dame, welche am meisten Stimmen hatte, eine Mrs. Loman, ward Bürgermeisterin, und es verlautete, daß ein volles Jahr lang sämtliche Wirtshäuser und Billardsäle der Stadt geschlossen werden sollten. Bei Bekanntmachung des Wahlergebnisses machten die Männer saure Gesichter, aber sie faßten sich rasch und brachten des Abends ihren Gemeinderätinnen Ständchen.

Je weiter man nach Westen vordringt, desto mehr sieht man die Frau an Bedeutung zunehmen und zwar, weil die Zahl der Frauen um so geringer wird, je weiter westlich man geht.

Wenn im Staate Kansas oder Kolorado eine Frau in einen Eisenbahnwagen steigt, so kann es vorkommen, daß sie einen Herrn mit der Fingerspitze anstößt und ihm beinahe artig sagt: „Sie haben da einen guten Platz; stehen Sie auf, ich will mich hinsetzen."

Ich fuhr einmal in Chicago in der Pferdebahn. Der Wagen war vollständig besetzt, das heißt, kein Platz mehr

frei, was aber in Amerika noch nicht für voll gilt, und der Kondukteur hatte soeben noch eine Frau einsteigen lassen, die nun neben mir stand. Als sie hereinkam, war ich etwas geistesabwesend und es mochten zwanzig oder dreißig Sekunden vergangen sein, ehe ich sie bemerkte und mich natürlich sofort erhob, um ihr meinen Platz anzubieten. Glauben Sie ja nicht, daß sie mir gedankt hätte! Sie warf mir einen Blick zu, in dem deutlich zu lesen stand: „Endlich hast du dich entschlossen! Es war auch höchste Zeit!" und setzte sich. Ich brauche kaum zu sagen, daß es keine Dame war, immerhin aber eine gut gekleidete Frau von äußerst anständigem Aussehen. So dankbar und liebenswürdig die wirklich feine Amerikanerin jede Aufmerksamkeit von seiten der Männer entgegennimmt, so unfreundlich fordert die der unteren Stände solche als ihr gutes Recht und sie hält sich durchaus nicht für verpflichtet, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Frau läuft immer mehr als der Mann Gefahr, sich als Emporkömmling zu verraten.

Im „Far West", in Oregon zum Beispiel, versetzt die Ankunft einer Frau die gesamte männliche Bevölkerung einer kleinen Stadt in Aufregung. „Wer wird sie heimführen?" ist die große Frage, die von Mund zu Mund geht, und alle dabei in Vorschlag kommenden Männer treten sofort in die Schranken.

Hierzu eine kleine Geschichte, die erst ein paar Tage alt ist und die ich einer irischen Zeitung entnehme.

Zwei junge Mädchen waren nach Waggon Wheel, einer kleinen Stadt im Gebiet von Idaho, gekommen, um ihrem schwer kranken Bruder die Augen zuzudrücken. Derselbe starb denn auch wenige Tage nach dem Eintreffen der Schwestern, und diese schickten sich an, die Rückreise anzutreten, als man sie ersuchte, eine Deputation zu empfangen, an deren Spitze der Bürgermeister und die Vertreter der städtischen Behörden standen. Diese Abgesandten kamen in keiner andern Absicht, als um Heiratsvorschläge zu machen. Die Mädchen liehen

der Liebeserklärung der Stadt williges Ohr und baten sich eine Bedenkzeit von mehreren Tagen aus. Während dieser Frist stiegen Angst und Spannung aufs höchste — würden es wirklich der Glücklichen in Waggon Wheel zwei mehr werden? Auf die Aussichten des Bürgermeisters wurde mit sechs gegen eins gewettet. Nach Verlauf einer Woche thaten die jungen Damen ihren Entschluß kund — sie waren bereit, sich zu verheiraten. Wer jedoch auf den Bürgermeister gewettet hatte, war übel dran, ein junger Bergmann war an seiner Statt der Erkorene. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und die Mutter der jungen Damen sollte so rasch als möglich auf der Bildfläche erscheinen. Sie kam auch, aber leider nur um der Sache den Radschuh anzulegen, denn sie war höchst entrüstet über ihre Töchter, die acht Tage nach dem Tod des Bruders ans Heiraten denken könnten. Die Mädchen redeten sich nach Kräften heraus — wie hätten sie unter diesen Umständen Widerstand leisten können? Waren sie denn nicht einfach Opfer der Verhältnisse? Sollten sie nein sagen und dadurch möglicherweise ein Blutvergießen heraufbeschwören? Aber die Mutter war keiner Vorstellung zugänglich und alles sollte abgebrochen werden.

„Packt auf der Stelle eure Koffer,“ erklärte sie. „Wir reisen morgen früh ab.“

Das paßte nun den jungen Herren ganz und gar nicht. Sobald sie von dem Entschluß derer, die ihre Schwiegermutter werden sollte, Kenntnis erhalten hatten, teilten sie ihren Mitbürgern die betrübliche Kunde mit, und diese stellten sich sofort auf ihre Seite und zwar mit Rat und That. Am nämlichen Abend noch hielt man ein „Entrüstungsmeeting“ und setzte eine Kommission ein, welche sich, den Bürgermeister an der Spitze, zu der hartherzigen Mutter begab und sie bat, ihren Entschluß zurückzunehmen, ja, sie im Namen des Vaterlandes beschwor, ihre Einwilligung zur Heirat der Töchter zu erteilen. Der Bürgermeister übertraf sich selbst an Beredsamkeit, und darin lag eine Selbstlosig-

keit und Großmut, die seine Mitbürger wohl zu schätzen wußten, hatte er ja doch selbst geglaubt, eins der jungen Mädchen für sich zu erringen, und trat nun so warm und kräftig für seinen glücklicheren Nebenbuhler ein.

Beredsamkeit, Edelmut, Hochsinn, nichts verfing, die Dame blieb unerbittlich. Morgen wollte sie abreisen und ihre Kinder mitnehmen.

Da spielte der Bürgermeister seinen letzten Trumpf aus. „Gnädige Frau," rief er feierlich, „könnten wir nicht dennoch zu einer Verständigung gelangen? Sie wollen abreisen und bestehen darauf, daß Ihre Kinder mit Ihnen gehen — aber, gnädige Frau, weshalb reisen Sie denn?" Hier ward ein doppelter Aufwand von Liebenswürdigkeit und Innigkeit gemacht. „Lassen Sie sich doch sagen — verehrte Frau, hören Sie mich doch an! Sie sind noch hübsch, kaum fünfzig Jahre alt — ich, ich bin ungefähr ein Fünfziger, leidlich gut erhalten und habe eine ansehnliche Stellung in hiesiger Stadt. Gestatten Sie mir, Ihnen Herz und Hand anzutragen und mich den jungen Damen als väterlicher Freund und Beschützer zur Verfügung zu stellen."

Der Bürgermeister errang einen glänzenden Sieg, und wenige Tage nach dem geschilderten Auftritt fand an Stelle einer zweifachen eine dreifache Hochzeit statt.

XV.

Der Anzug. — Meine hellgraue Hose macht in Pennsylvanien ungeheures Aufsehen. — Die Damentoilette. — „Schick" und Vornehmheit. — Kakaduhüte. — Balltoilette. — Werfen wir einen Schleier über die Vergangenheit. — Zinsen und Kapital. — Die Amerikanerin treibt es bunt.

Der gebildete Mann kleidet sich in Amerika mit äußerster Einfachheit, ja, mit einer gewissen Nüchternheit: hoher Hut, schwarzer Rock, dunkles Beinkleid. Die Phantasiestoffe werden sehr wenig, kaum auf Reisen, getragen.

Ich erinnere mich mit Vergnügen des Eindruckes, den meine hellgraue Hose in einer kleinen Stadt Pennsylvaniens hervorbrachte — um ein Haar hätte mir die sämtliche Einwohnerschaft öffentliche Ehrenbezeigungen dargebracht! Im Gasthof starrte man mich an wie ein Wundertier und die Kellnerinnen stießen sich mit dem Ellbogen an und hatten große Mühe, ernsthaft zu bleiben. Auf der Straße liefen mir die Kinder nach, wie einer Maske am Fasching. Am Tage nach meiner Ankunft stand in einem Lokalblatt zu lesen, daß ein Franzose in „weißen Beinkleidern" eingetroffen sei, und daß derselbe sich einer ebenso rasch entstandenen wie ausgesprochenen Beliebtheit erfreue.

Auch im Gesellschaftsanzug trägt der Amerikaner keinerlei Juwelen; selbst die Uhrenkette bleibt fast immer unsichtbar. Einfachheit, ja ein gewisser Ernst im Anzug ist beim Mann stets ein Zeichen von Bildung, und der amerikanische „Gentleman" weicht von dieser Regel keineswegs ab. Diese Einfachheit der Männer läßt dann auch den Glanz der Damentoiletten noch mehr hervortreten.

Die Amerikanerinnen kleiden sich mit wahrer Verschwendungswut. Man sieht welche, die sämtliche Farben in ihrem Anzug vereinigen, sich von oben bis unten mit Bandschleifen überladen und mit Juwelen behängen und die überzeugt sind, daß die Gesamtwirkung herrlich sein muß, sobald nur alles, was sie tragen, teuer und wertvoll ist.

Außer Seide, Atlas und Kaschmir wird jeder Stoff verachtet, und ich habe erlebt, daß Amerikanerinnen die ganze Ueberfahrt von Liverpool nach New York in seidenen Kleidern machten.

Der Sinn fürs Einfache geht ihnen völlig ab. Sie sind elegant, haben viel „Schick", und es gebricht ihnen ganz gewiß nicht an Vornehmheit und Anmut, aber immer hat man den Eindruck, daß sie Toilette gemacht haben. Dies muß freilich geschehen, aber die Kunst ist eben, es so zu thun, daß keinerlei Absichtlichkeit dabei fühlbar wird, darin

liegt in meinen Augen erst die wahre Vollendung. Man spricht in Amerika immer sehr höhnisch von dem Anzug der Engländerinnen, und doch muß ich sagen, daß es für meinen Geschmack nichts Feineres gibt, als die junge Engländerin aus guter Familie mit ihrem schlichten Kattunkleidchen und dem einfachen Matrosenhut.

Während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten war der Modehut ein schmales Gerüst, das man auf dem Wirbel trug und das über und über mit Federn überladen war — aus einiger Entfernung sah jede Dame aus wie ein zorniger Kakadu, der seine Haube sträubt. Die Federn standen über der Stirn kerzengerade in die Höhe und das Hutgebäude war offenbar so schwer und es bedurfte so großer Kunst, um dasselbe im Gleichgewicht zu erhalten, daß die Damen auf der Straße einherstiegen wie weiland unsre alten Gardegrenadiere mit den himmelhohen Bärenmützen.

Im Theater tragen die Amerikanerinnen ausschließlich Seide, deren Rauschen das Hören unmöglich macht, und fußhohe Hüte, die einen am Sehen hindern.

Im Ballsaal aber sieht man entzückende Toiletten und dort sind die Diamanten am Platz. Ich kann mir überhaupt nichts Schöneres, nichts Berauschenderes vorstellen als einen amerikanischen Ball, wo der Luxus sich in wahrhaft gigantischem Stil entfaltet. Die Wände sind mit Blumen tapeziert, die Lichtfülle in allen Räumen ist blendend, der Tanz voll Lust und Leben, und die Frauen erscheinen von wahrhaft idealer Schönheit und Eleganz. Wenn die entsetzlich überheizte Luft nicht wäre, in der man Seidenraupen ausbrüten könnte, würde man die ganze Nacht in Entzücken und Jubel schwimmen.

Das ausgeschnittene Kleid wird in Amerika sehr viel getragen, nicht nur bei Bällen und Diners, sondern auch zu den nachmittäglichen Empfangsstunden, wo es uns Fremde seltsam berührt. Wenn eine Dame um vier Uhr nachmittags ihre Bekannten, die im Straßenkleid sind, in Balltoilette

empfängt, so kommt uns das sehr wunderlich vor und ganz gegen die französische Sitte, wo die Frau des Hauses sich immer durch Einfachheit hervorthut und damit zu verstehen gibt, daß sie ihre Gäste nicht verdunkeln will.

Das ausgeschnittene Kleid ist allgemein in Amerika, ich meine damit, daß die alten Damen es nicht minder eifrig tragen als die jungen, wobei ich manchmal versucht war zu bemerken: „Ach, meine Damen, lassen Sie uns doch über die Vergangenheit einen Schleier werfen — ich beschwöre Sie darum.“

Die Frau des Kleinbürgers sucht es an Luxus der Millionärin gleichzuthun, was nicht zu verwundern ist — in einem demokratischen Land wird der Frosch stets den Ochsen spielen wollen. Sie bläht sich auf, bis sie platzt, oder vielmehr bis ihres Gatten Geschäfte verkrachen.

In Frankreich und England verzehrt die Frau die Zinsen des Mannes, in Amerika nimmt sie gleich das Kapital.

In den großen amerikanischen Städten sieht man auf der Straße Toiletten, welche die reinen Faschingsaufzüge sind, ganz unmögliche Dinge, die höchstens an einer Wunderdoktorin oder einer Pierrette auf dem Maskenball denkbar wären. Die feine Dame trägt natürlich dort wie bei uns auf der Straße nur dunkle Farben, die andre aber so grelle und bunte, daß man nach Gott schreit. Ich habe orangefarbige Seidenkleider mit apfelgrünen Streifen und violette Sammetkostüme mit himmelblauen Hüten gesehen.

Es läßt sich mit Fug und Recht behaupten, daß die Amerikanerin es bunt treibt.

XVI.

Der Witz im guten Sinne. — Mr. Chauncey Depew und General Horace Porter. — Der feine Humor. — Corneille hatte keinen Humor. — Une femme sans *père* et sans *proche.* — Mark Twain.

Der Humor, ob heiter oder traurig, ist immer eine wahre und unmittelbare Aeußerung des menschlichen Geistes und daher bei einem hochmütigen und gezierten Menschen ganz unmöglich.

Hierfür ein Beispiel.

Gibt es etwas Naiveres als die Bemerkung, die Mark Twain in meiner Anwesenheit bei einem New Yorker Bankett machte: „Ich bin selbst ein wenig im Krieg mitgewesen," sagte er, „. . . ganze vierzehn Tage lang sogar. . . . Ich befand mich auf der Seite des Stärkeren und deshalb zog ich mich zurück . . . sie sollten gleiches Spiel haben."

Es gibt kein Land, in dem so viel gute Geschichtchen erzählt werden, wie in Amerika, und keins, wo man sie besser zu erzählen wüßte.

Die Amerikaner verstehen reizend zu plaudern und sind Meister in der Kunst jener geistreichen, leicht beflügelten, fesselnden Tischreden, die ihren Diners einen ganz einzigen Reiz verleihen. Darin steckt ein feinfühliger Humor und eine wirkliche Fülle von Geist, und die feine Ironie und vollendete Eleganz der Form, die diesen Reden eigen sind, machen sie häufig zu litterarischen Kabinettsstücken. Der Amerikaner verfügt über einen ungeheuren Vorrat an Anekdoten, Erinnerungen, kleinen Geschichten, und zu wessen Ehren ein solches Bankett auch stattfinden mag, stets findet er unter dem Aufgespeicherten Dinge, die herpassen und hergehören.

Wenn ein fruchtbarer Chronist jeden Tag eine interessante Spalte in seine Zeitung liefert, wobei er sein Thema nach Belieben wählt, so ist diese Aufgabe zwar nicht leicht, aber

auch nicht unüberwindlich, aber während eines ganzen Winters jeden Tag einen geistreichen Trinkspruch über einen nicht frei zu wählenden, sondern gegebenen Gegenstand halten, das ist ein Kunststück. Und dennoch gibt es eine ganze Anzahl von Amerikanern, die dies fertig bringen, und unter diesen stehen Mr. Chauncey Depew und General Horace Porter in erster Linie. Ohne diese beiden hinreißenden Redner ist kein Fest vollkommen, und ich würde gar zu gern einige Proben ihres geistsprühenden Witzes geben, fürchte aber nur zu sehr, daß meine Uebersetzung dem Original Unrecht thun könnte. Trotzdem ein Beispiel.

General Horace Porter hatte die Freundlichkeit, mich meinen Zuhörern in New York vorzustellen.

„Meine Damen und Herren,“ sagte er, ohne daß irgend ein Zucken seiner Mundwinkel den Scherz hätte ahnen lassen, „ich habe Ihre Nachsicht anzurufen für den Vortragenden, welcher sich einer Sprache, die nicht die seinige ist, bedienen wird, und zwar muß ich um so mehr darum bitten, als er nicht wie wir Amerikaner die wunderbare Fähigkeit besitzt, die Sprechwerkzeuge im Hals, sobald sie ermüdet sind, durch die Nase zu ersetzen.“

Mr. Depew hat von dem Humor und Witz der Engländer keine sonderlich hohe Meinung und erzählt darüber folgende Geschichte.

Mr. Depew und General Porter wohnten eines Abends beide einem Bankett in London bei. Der General war eben mit seiner Rede zu Ende, als Mr. Depew gebeten wurde, nun auch das Wort zu ergreifen.

„Meine Herren,“ begann er, „ich befinde mich in der allergrößten Verlegenheit. Ich hatte eine Rede vorbereitet, und zu meiner nicht gerade freudigen Ueberraschung hat Herr General Porter dieselbe soeben Wort für Wort gehalten. Der General und ich hatten auf dem Dampfer, der uns nach England brachte, eine gemeinsame Kajüte inne und ich habe ihn stark im Verdacht, mir meine Notizen entwendet zu haben.“

Hier hörte Mr. Depew plötzlich einen Engländer zu seinem Tischnachbar sagen: „So etwas thut kein Ehrenmann."

Ich habe zuweilen den Satz aufstellen hören, daß ein großer Mann nur dann wirklich groß sei, wenn er Humor habe und Spaß verstehe. Wenn dem so ist, so machen die Franzosen eine Ausnahme von der Regel.

Corneille wohnte einmal einer Aufführung von Racines Lustspiel „Die Rechtsanwälte" bei. Als er den schönen Vers aus dem Cid:

„Der Heldenstirne Furchen sind die Chronik seiner großen Thaten"

parodiert und auf den alten Juristen angewendet hörte, soll Corneille ausgerufen haben: „Ich finde es unbegreiflich, daß man ein derartiges Versestehlen zuläßt."

Die Amerikanerinnen stehen den Männern an Witz nicht nach, nur ist derselbe durchgängig bei ihnen schärfer, beißender. Sie sind nicht umsonst Frauen.

In einer Gesellschaft kam das Gespräch eines Tages auf eine Frau, die in New York großes Aufsehen machte, deren Vergangenheit aber niemand zu kennen schien.

„Ach, kommen Sie mir doch nicht mit Mrs. so und so," bemerkte eine geistvolle Amerikanerin, die sich eben nicht durch besonders große christliche Nächstenliebe auszeichnete: „C'est une femme sans *père* et sans *proche*."*)

Seit dem Tode von Artemus Ward ist Mr. Samuel Clemens, dessen Schriftstellername Mark Twain soweit die englische Zunge reicht, wohlbekannt ist, der berühmteste Humorist Amerikas.

Mark Twain ist ein Mann von fünfzig Jahren, von

*) Unübersetzbares Wortspiel.

Anm. d. Uebers.

mittlerer Größe, mager, mit sehr ausgesprochenen Zügen. Sein Ausdruck ist ernst und streng, sogar finster, und wird nur äußerst selten von einem heitern Lächeln erhellt. Das Profil ist jüdisch; die lebhaften kleinen Augen verschwinden ganz unter dichten, buschigen Brauen. Sein Haar ist ungemein dick und struppig, die Stimme näselnd und der Ton schleppend. Wenn er sich langsam erhebt, um einen Trinkspruch auszubringen, den Kopf zurückwirft und dann zur Seite wendet und die Augenbrauen zusammenzieht, so ahnt man wahrhaftig nicht, daß dieser Redner in wenig Augenblicken das Zwerchfell seiner Zuhörer dermaßen erschüttern wird, daß sie nach Gott schreien.

Es gibt nichts so unwiderstehlich Komisches, als die Art und Weise, wie Mark Twain Geschichten erzählt. Der Schalk sitzt ihm im Nacken und seine Scherze sind so wirksam, daß sich der Zuhörer halb zu tod lachen muß und schließlich ganz erschöpft um Gnade fleht. Mark Twain hat sich ein bedeutendes Vermögen gemacht, aber, wie er selbst sagt, nicht durch Bücherschreiben, sondern durch Bücherverlegen*). Wenn ein internationaler Vertrag zum Schutz des geistigen Eigentums zwischen Amerika und England bestünde, so hätte Mark Twain, auch ohne sich um Geschäfte zu bekümmern, ein reicher Mann werden können.

Seine Stärke als Schriftsteller sind besonders Reiseskizzen, in welchen man freilich weder tiefe Gedanken, noch gründliche Belehrung suchen muß. Er ist ein liebenswürdiger Reisebegleiter, der an allem, was er schildert, die komische Seite hervorkehrt und den Leser überallhin führt, wo es etwas zu beobachten und einzuheimsen gibt, und seine Karikaturen sind so trefflich, daß man auf den ersten Blick das Original erkennt.

Mark Twain ist überdies schlagfertig. Einmal behielt

---

*) Mark Twain ist einer der Hauptteilhaber der Verlagshandlung Charles Webster & Co., New York.

ein Advokat, mit dem er sich unterhielt, dabei die Hände in den Taschen.

„Gibt es etwas Merkwürdigeres," rief Mark Twain plötzlich, „als daß ein Mann des Gesetzes seine Hände in seine eignen Taschen steckt?"

Er bewohnt in der Nähe der hübschen Stadt Hartford (Connecticut) ein entzückendes kleines Landhaus und seine nächste Nachbarin ist Mrs. Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte".

XVII.

Spott. — Ein Fest im Clover Klub in Philadelphia.

Der Humor geht aus Einfachheit und wohlwollendem Charakter hervor. Man findet ihn in reichem Maß beim Schotten und in überströmender Fülle beim Amerikaner, der wirklich ein guter Kerl ist.

Die Amerikaner verstehen so viel Spaß und sind so gutmütig, daß ihre größte Freude ist, sich öffentlich zu necken und den Spott zu handhaben wie ein Spielzeug. Darin offenbart sich der amerikanische Humor in seiner ganzen Offenheit und Freiheit. Es gibt sogar Klubs, die zum Zweck haben, die Tagesgrößen „auf dem Rost zu braten"; der berühmteste unter diesen ist der Clover Klub in Philadelphia. Das Paradies abgerechnet, gibt es wohl keinen Ort der Welt, wo man den Respekt, den man der Stellung eines Mannes schuldig ist, so gründlich beiseite setzte, und die Mitglieder des Clover Klubs nehmen auf niemand Rücksicht; weder Alter noch Stellung der Genossen, nichts ist ihnen heilig.

Mitglieder dieser Klubs sind die hervorragendsten Journalisten von Philadelphia, und alljährlich werden etwa fünfzig Berühmtheiten an ihren gastlichen Tisch geladen — darunter

sogar der Präsident*) der Vereinigten Staaten, falls ihn danach gelüstet, sich solcher Behandlung auszusetzen.

Das Bankett, das bei dieser Gelegenheit abgehalten wird, ist fürstlich; die Speisekarte auserlesen.

Aber sehen wir zu, in welcher Weise die Sache verläuft.

Der Präsident des Klubs, Mr. Handy, ein Amerikaner, der den Teufel im Leibe hat, nimmt seinen Stuhl ein und das Fest beginnt. Die vorzüglichsten Gerichte folgen einander und werden mit den erlesensten Weinen begossen, das Gespräch wird lebhaft, die Gesichter erhellen sich. Aus einem Nebenzimmer spendet ein Orchester süße Klänge; die Gäste überlegen sich im stillen die Reden, die sie halten werden, die Klubmitglieder spitzen ihre Pfeile. Bald erscheint der Nachtisch. Der Präsident schlägt mit einem kleinen Hammer mehrmals auf den Tisch und erhebt sich. Aufgepaßt! Jetzt ist der Augenblick da — die Rabelaissche Viertelstunde angebrochen.

„Meine Herren,“ beginnt der Präsident, „ich habe die Ehre, den ersten Trinkspruch des Abends auszubringen. Füllen wir unsre Gläser bis zum Rand und leeren wir sie auf die Gesundheit meines Nachbars zur Rechten, des ehrenwerten Kongreßmitglieds. Ich zweifle keineswegs, daß Sie, meine Herren, die Liebenswürdigkeit und Selbstverleugnung so weit treiben werden, die Rede, die er zu halten sich vorgenommen, in ehrfürchtigem Schweigen anzuhören, und es wird für ihn ein stolzes Gefühl sein, an diesem Abend Zuhörer zu haben. Wir alle wissen, daß wenn der verehrte Abgeordnete in Washington das Wort nimmt, sämtliche Reihen des hohen Hauses sich wie mit einem Zauberschlag leeren. Auf das Wohl des Herrn Abgeordneten!“

Der Abgeordnete geht aufs liebenswürdigste auf den Scherz ein und erhebt sich sofort: „Gentlemen — entschuldigen Sie, wenn ich mich mit dieser Anrede an Sie wende; es ist

---

*) Mr. Grover-Cleveland war einmal dort.

eine alte Gewohnheit, seine Reden damit anzufangen, ich bitte Sie aber, zu glauben, daß ich in diesem Fall die Bedeutung des Wortes ganz beiseite setze."

Die Herren vom Klub stecken den Hieb ein und lachen aus vollem Halse.

Die Reihe kommt an einen zweiten — dieser spricht mit halber Stimme.

„Lauter," rufen die Klubmitglieder.

„Wenn Sie mich nicht verstehen, so thut es mir leid! Bitte, rücken Sie näher!"

„Lauter," ruft man abermals.

„Lauter? Fällt mir gar nicht ein," bemerkt der Redner. „Die Stimme muß zu der Intelligenz der Zuhörer in gleichem Verhältnis stehen, und ich bediene mich daher aus Rücksicht auf Sie nur der halben."

Ich war starr.

„Ums Himmels willen," dachte ich mir, „werden denn diese guten Amerikaner sich nicht erbosen? Der Scherz ist neu und gar nicht übel, aber geht man nicht doch zu weit? Wenn etwas Derartiges in Frankreich vorkäme, so würde man am Morgen darauf Gastgeber und Geladene an sämtlichen verschwiegenen Plätzen der Nachbarschaft vorfinden, wo sie einander über erhaltene und erteilte Hiebe und Beleidigungen vom Tag vorher zur Rechenschaft ziehen würden."

Schließlich wird die Gesundheit eines dritten Gastes in nicht minder drastischer Weise ausgebracht. Derselbe ist ein Amerikaner, dessen Tochter einen vornehmen Engländer geheiratet hat. An der Art und Weise, wie er sich erhebt und das Wort ergreift, erkennt man, daß er an derlei Turniere gewöhnt ist.

„Meine Herren," fängt er an, „als ich Ihrem Bankett letztes Jahr beiwohnte . . ."

„Letztes Jahr!" ruft ein Cloverist, „wie kommt es denn, daß man Sie dieses Jahr noch einmal eingeladen hat?"

„Weshalb das geschah? Weil Sie sich ohne mich gar

nicht behelfen könnten. Sie müssen doch wohl oder übel ein paar anständige Leute an Ihrem Tisch haben. Ich, ich verkehre in der vornehmen Welt, meine Herren (Hohngelächter), aber, wie Sie sehen, bin ich nicht stolz, ich komme sogar zu Ihnen. Nicht etwa deshalb, weil ich Sie in irgend einer Weise schätzte, aber weil ich nicht will, daß es heißen soll, seit ich mit Herzögen, Marquis, Grafen umgehe ..."

„Bist du bald fertig, Kamel?" brüllten die Klubmitglieder im Chor.

„Unterbrechen Sie mich nicht. Bleiben Sie der Ehre, die ich Ihnen erweise, eingedenk."

Das Gelächter nimmt zu, aber der Redner läßt sich nicht verblüffen.

„Wenn ich hierher komme, so habe ich eine Idee ..."

„Was haben Sie?"

„Eine Idee!"

„Ist ja gar nicht möglich!"

Hier klatschen die Klubmitglieder Beifall, stampfen mit den Füßen und stoßen ein förmliches Gewieher aus. Der Redner bleibt stehen und hält dem Unwetter stand, um dann so zu schließen: „Meine Herren, ich hatte eine Rede vorbereitet, etwas Feines, was Sie gar nicht zu würdigen verstanden hätten. Aber ich werde mich hüten, meine Perlen vor die ... (Sehr gut! Bravo!) Ich setze mich. Vielleicht, daß ich die Gesellschaft im nächsten Jahr etwas civilisierter finden werde."

„Im nächsten Jahr? Bilde dir nicht ein, wieder eingeladen zu werden."

Der Präsident steht auf.

Die Reihe ist jetzt an mir.

Kaum daß ich „meine Herren" gesagt, bricht ein wahres Höllenkonzert von Zischen und Hohngelächter aus.

„Erlauben Sie mir, meine Herren," fuhr ich fort, „vielleicht ist es am besten, ich erkläre Ihnen, weshalb ich Ihre Einladung angenommen habe. Da ich gerade in Amerika

bin, liegt mir daran, die Sitten und Gewohnheiten des Landes zu beobachten. Wenn Sie das im Auge behalten, so werden Sie begreiflich finden, daß ich mich für verpflichtet halte, überallhin zu gehen, in die gute Gesellschaft wie in die ..."

„Jetzt sind Sie im Zug — machen Sie nur so fort!" raunte mir mein Tischnachbar ins Ohr.

Stundenlang ging es in dieser Weise fort: Reden, dazwischen Musikstücke, Deklamationen, Liedervorträge und Anekdoten, und als man sich um zwei Uhr morgens trennte, versicherten Wirte und Geladene einander, daß es ein köstlicher Abend gewesen sei.

Es gibt noch mehrere andre Klubs dieser Art, wo die Gastfreundschaft auch darin besteht, sich auf Kosten der Geladenen zu vergnügen. Der Einfall ist drollig und naiv. Der Gridiron oder Gril Klub in Washington ist genau nach den Grundsätzen des Clover Klubs in Philadelphia eingerichtet. An dem Abend, als ich der monatlichen Zusammenkunft des Gridiron beiwohnte, war auch ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft anwesend, welches den ihm geweihten Trinkspruch in seiner Muttersprache beantwortete. Ich erwiderte auf französisch, und am nächsten Morgen hatte ich die Befriedigung, in den Zeitungen zu lesen, daß beide Tischreden, die chinesische und die französische, von den Mitgliedern des Klubs gebührend gewürdigt worden seien."

Was bei derartigen Zusammenkünften, wie die geschilderten, an Geist und Witz verpraßt wird, scheint nicht gerade edelster Art zu sein, und diese Neckereien und Ansprachen, in denen die Amerikaner förmlich schwelgen, haben für den Fremden immerhin etwas Rohes.

Ich weiß nicht, wie diese Witzturniere entstanden sind, aber ich glaube, daß sie einem Bedürfnis, sich in schlagfertiger Rede und Antwort zu üben, ihren Ursprung verdanken, und in der That eignet man sich bei solchen Gelegenheiten die

blitzartige Gewandtheit und das rasche Besonnensein an, welche die wesentlichen Grundzüge jener in Amerika so hoch geschätzten Eigenschaft, der Schlagfertigkeit, sind.

XVIII.

Die Presse. — Wundersame Ueberschriften. — „An Jesus befördert." — Mrs. N. findet, daß ihr Mann nicht zu küssen versteht. — Jakob und die Himmelsleiter. — Sensationsnachrichten. — Wie ein Zeitungsschreiber berühmt wird. — Klatsch. — Der Mörder und die Berichterstatter. — Zeitungsfahnder. — Zehn Minuten Aufenthalt im Fegefeuer. — Französische, englische und amerikanische Presse. — Besuch der Redaktion. — Die Sonntagsnummern. — Die Presse in der Provinz. — Faustkämpfe. — „Pulitzer gegen Dana." — Witzblätter. – Die „Detroit Free Preß" und „Omaha World". — Die amerikanischen Revuen.

Kolumbus hat, indem er Amerika entdeckte, der alten Welt eine unerschöpfliche Fundgrube von ergötzlichen Erfindungen erschlossen. Man wird hier vom Seltsamen zum Wunderbaren, vom Wunderbaren zum Unglaublichen und vom Unglaublichen zum Unmöglichen geführt.

Jedenfalls aber gebührt in dieser Richtung der amerikanischen Presse der Siegerkranz: sie ist der Höhepunkt des ganzen Zaubers.

Von den Sonntagsnummern, diesen fabelhaften Erzeugnissen, bei deren Anblick man die Hände überm Kopf zusammenschlägt, soll hernach die Rede sein.

Nehmen wir vorerst die täglich erscheinenden Blätter: acht, zehn und zwölf Seiten, und zwar Seiten von acht bis neun Spalten im engsten Druck, und das alles für zehn bis fünfzehn Centimes. So viel vorerst, was die Quantität anbelangt.

Was zu allererst die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln wird, sind die Ueberschriften der Artikel. Dank diesen geistvollen, wundervollen Aushängeschildern wird einem auch nicht

der geringste Zwischenartikel entgehen. Es gehört wirklich ein ganz besondres Talent dazu, solch unwiderstehlich fesselnde Augenköder zu erfinden.

Ich gebe hier welche, die ich mir in New York und Chicago gesammelt habe.

Der Tod Mrs. Garfields, der Mutter des verstorbenen Präsidenten wird unter der Ueberschrift: „Großmama Garfields Tod" mitgeteilt.

Die Heirat des Mr. Maurice Bernhardt: „Sarahs Junge führt seine Braut zum Altar."

Ein Blatt in Chicago kündigt die Hinrichtung eines Verbrechers in folgender Weise an: „Ein Mörder wird zu Jesus Christus befördert" (jerked to Jesus).

Zwei Berichte über Entscheidungen in Ehescheidungsprozessen betiteln sich: „Sie ist ihres Wilhelm müde" und „Mrs. Carter findet, daß ihr Mann nicht zu küssen versteht."

Sämtliche Nachrichten über das Befinden des verstorbenen Kaisers von Deutschland kamen unter der Devise: „Unser Fritz."

Der junge Graf Cairns war mehreremale verlobt gewesen; seine Verheiratung wird nun den Amerikanern oder mehr noch den Amerikanerinnen auf diese Weise mitgeteilt: „Endlich ist Cairns gekapert."

Mr. Arthur Balfour, der Minister von Irland, hat sich geweigert, auf die Angriffe von seiten der irischen nationalen Partei Antwort zu geben; das berichtet eine große New Yorker Zeitung unter: „Balfour pfeift darauf wie auf das Jahr vierzig."

Mr. Joseph Chamberlain, der außerordentliche Botschafter Ihrer Britischen Majestät, wurde von einem New Yorker zu einem Bankett eingeladen, sah sich aber im letzten Augenblick genötigt, dringender Geschäfte halber, die ihn in Washington festhielten, abzusagen. Am andern Morgen las ich im New Yorker Herald: „Ein Diner weniger für Joe."

Während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten

beschäftigten sich die Zeitungen vielfach mit einem gewissen Spekulanten namens James Sharp. Derselbe war unter Anklage falschen Bankerotts festgenommen, hernach aber wieder entlassen worden, was in der Presse ein endloses Für und Wider und ein großes Zetergeschrei hervorrief, und wobei der launige Einfall, daß alle Amerikaner „trials“ *) zu bestehen hätten, nur die Bankiers nicht, sehr verwertet wurde.

Eines schönen Morgens jedoch war dieser dankbare Stoff zu Ende: der arme James war zur ewigen Ruhe eingegangen.

Just an diesem Tag traf es sich, daß mir der Herausgeber eines der größten Tagesblätter in die Hände lief.

„Nun,“ sagte ich, „das ist einmal wieder ein herrlicher Anlaß zu einer fabelhaften Ueberschrift morgen früh — den werden Sie sich hoffentlich nicht entgehen lassen?“

„Was meinen Sie eigentlich?“

„Wie können Sie nur fragen. Jakob hat sich von der obersten Sprosse der Himmelsleiter davongemacht, das liegt doch auf der Hand!“

„Ein prächtiger Einfall!“

„Schießen Sie sich eine Kugel vor den Kopf, weil Sie nicht selbst darauf verfallen sind.“

„Ich werde mir ihn aneignen — wieviel wollen Sie dafür?“

„Nichts! Ich mache Ihnen diesen Titel zum Geschenk.“

Der zwei Spalten füllende Bericht über das Ableben des Bankiers erschien am folgenden Tag, darüber stand: „Jakob, der sich von der obersten Sprosse der Himmelsleiter davonmachte.“

Wenn ich je die Absicht hätte, in Amerika Journalist zu werden, so würde in den Augen aller Herausgeber von Zeitungen dieser Vorgang mich besser empfehlen als all meine sonstigen litterarischen Verdienste.

---

*) Trial heißt Prüfung und gerichtliche Untersuchung.
Anm. d. Uebers.

Der amerikanische Journalist arbeitet vor allen Dingen auf Sensation. Sind die Thatsachen, die er bringt, richtig, um so besser, sind sie unrichtig, so sollen die Thatsachen sehen, wie sie sich damit abfinden. Man stelle sich ein Land vor, in dem die Pall Mall Gazetten wild wachsen, das ganz davon überwuchert ist, und wo die Artikel in diesen Blättern sehr häufig nicht „von einem, der den Hergang kennt,“ sondern von einem, der ihn nicht kennt, unterzeichnet sind.

Um als Zeitungsschreiber sein Glück zu machen, bedarf man keiner großen Gelehrsamkeit und keiner gründlichen Sach- und Stilkenntnis, wie ein John Lemoinne oder ein Henri Fouquier sie besitzen, man muß den Leser zu fesseln und zu amüsieren verstehen, gehe es, wie es wolle: Alles ist zulässig, nur nichts Langweiliges.

Die Berichte aus dem Gerichtssaal und die Schilderungen aus dem Polizeiverhör lassen die Romane von Gaboriau und du Boisgobey weit hinter sich. Ich — der ich die Gerichtsverhandlungen in den englischen Blättern nie lese, habe mich in Amerika mehr als einmal darauf ertappt, daß die Erzählung eines Mords mich dergestalt fesselte und hinriß, daß ich die ganze Verhandlung zu Ende las, ohne nur ein Wort zu überfliegen. Bewegt, entsetzt, erschüttert gelangte ich bis ans Ende, dann fuhr ich mir plötzlich über die Stirn und sagte mir: „Dummkopf, das alles ist ja gar nicht passiert!“

Der amerikanische Zeitungsschreiber muß pikant, flott, zündend zu schreiben wissen, er muß es verstehen, über eine Feuersbrunst, einen Unglücksfall, einen Prozeß nicht nur zu berichten, sondern eine lebensvolle, dramatische Darstellung zu geben und muß im Notfall über das unbedeutendste Ereignis eine oder zwei interessante, lesbare Spalten liefern können. Dabei muß er die Augen immer offen haben, stets auf der Lauer liegen und mit seiner Nase überall herumschnüffeln, denn, und das ist die Hauptsache, er muß in diesem Wettlauf nach Neuigkeiten immer der vorderste sein.

Läßt er sich von einem Kollegen den Rang ablaufen, so ist er übel dran.

Aber, sagen Sie wahrscheinlich, was kann der Unglückliche beginnen, wenn sich nichts Neues ereignet? Was soll er machen? Aber ich bitte Sie, schätzen Sie denn die Phantasie so gering? Wenn einer daran Mangel hat, so braucht er nur in Amerika Journalist zu werden, dort wird man's ihm schon beibringen.

Man ist heute noch in Chicago stolz auf folgende Geschichte, aus der zu ersehen ist, wie ein Zeitungsschreiber zu einer Berühmtheit wird.

Eines Abends durchwandelt ein Journalist ein entlegenes Stadtviertel — nach was für einem Abenteuer er auf der Suche war, davon schweigt die Geschichte. Plötzlich erweckt eine auf dem Trottoir ausgestreckte, regungslose, menschliche Gestalt die Aufmerksamkeit unsres Helden. Er tritt hinzu, beugt sich nieder: er hat einen Leichnam vor sich. Der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf schießt, ist, sofort den Polizeikommissär von seiner Entdeckung in Kenntnis zu setzen.

Die zweite Idee aber ist noch praktischer und wird ausgeführt. Dieselbe ist: Seine Zeitung erscheint um zwei Uhr nachmittags — läuft er jetzt nach der Polizeistation und macht seine Anzeige, so verbreitet sich das Gerücht blitzschnell und liefert dem ganzen Chor der Berichterstatter Stoff für die morgen in der Frühe erscheinenden Blätter. Der Leichnam ist ein Fund, und wenn man einen solchen gemacht hat, so behält man ihn hübsch für sich. Was thun? Das ist ganz einfach. Er schleppt den toten Körper in ein unbewohntes, baufälliges, altes Gemäuer, das sich in der Nähe befindet, und deckt ihn sorgfältig zu. Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr entdeckt er ihn ein zweites Mal, läuft nun spornstreichs zum Polizeikommissär und dann in die Druckerei, wo er seinen zum voraus gefertigten, zwei Spalten langen Artikel in Satz gibt, und um zwei Uhr brüllen die Zeitungs-

jungen durch die ganze Stadt: „Ein geheimnisvoller Mord in Chicago! Auffindung des Opfers durch einen unsrer Redakteure!“

Die Morgenblätter waren geprellt und die Abendzeitungen hatten das Nachsehen.

Das ist die Art von Begabung, die man besitzen muß, um in Amerika als Journalist sein Glück zu machen.

Verbrechen, Ehescheidungen, Entführungen, Mißheiraten, Klatsch aller Art, das liefert den Blättern drei Vierteile ihres Inhalts. Eine einzige geheimnisvolle, unaufgeklärte Geschichte kann eine Zeitung reich machen.

Zum Beispiel hier eine niedliche Geschichte von einer „Mesalliance“.

Wochenlang*) waren alle Blätter voll von einem jungen Mädchen aus den vornehmsten Kreisen Washingtons, welches sich, so hieß es, mit einem Indianer namens Chaska, und zwar einer unverfälschten Rothaut vom Stamme der Sioux, verlobt hatte. Schilderung des schreckenerregenden Wilden und der Feste, welche ihm zu Ehren im Wigwam seines Häuptlings, des „Raschen Vogels“ stattfinden sollten, füllten ganze Spalten; die wunderlichen Schmuckgegenstände, welche alle Angehörigen des Stammes bei diesem feierlichen Anlaß tragen würden, waren genau beschrieben, es fehlte auch nicht das Tipfelchen auf dem i. Die Verzweiflung der Familie, der mit seinem Fluch drohende Vater, die in Thränen aufgelöste Mutter, alles ließ man spielen, aber offenbar war außer den Luchsaugen ihres Chaska nichts im stande, das Herz der abenteuerlustigen Schönen zu rühren.

Schließlich findet die Trauung statt und zwar am hellen, lichten Tag und in der Kirche. Ferner ist es nicht der „Rasche Vogel“, welcher die Hände der Liebenden ineinander fügt, sondern der Geistliche des Kirchensprengels. Die Dichtung weicht der Wahrheit, und ohne im geringsten verlegen

*) Im Februar und März 1888.

zu sein, melden die Zeitungen — diesmal kurz und bündig — daß die junge Dame sich mit einem Angestellten vom Büreau „der Indianischen Angelegenheiten“ vermählt hat.

Das alles will aber noch nichts heißen, erst wenn es sich um Kriminalfälle handelt, erhebt sich der amerikanische Journalist zu erhabener Heldengröße.

Kaum ist der Verdächtige oder der Thäter festgenommen, so drängen sich die Berichterstatter in seine Zelle, und er hat jene eigenartige Folter der Neuzeit zu erdulden, welche die ganze civilisierte Welt unter der Bezeichnung „Interview“ kennt. Man begegnet ihm mit aller gebührenden Hochachtung: Herr So und So, Redakteur des „Erdbebens“, schickt seine Karte hinein und läßt anfragen, ob der Herr Mörder wohl geneigt wäre, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren! Eines bedeutenden Verbrechens verdächtig zu sein, gibt in Amerika eine soziale Stellung. Je finsterer und grauenhafter die Schuld, desto interessanter der Angeklagte, und Spalte um Spalte werden dem Publikum seine unbedeutendsten Worte, Bewegungen und Thaten geschildert — er ist der Held des Tags. Vom Gefängnis ziehen die Berichterstatter zu den Zeugen, die nun auch „interviewt“ werden, eine Art von Interview, die schon mehr ein richtiges Verhör ist. Spielt etwas von Liebe in den Vorgang herein, kann man romanhafte Einzelheiten herausklauben und aufputzen, so hat das Publikum für seine paar Pfennig wirklich viel, das kann man sich ja denken!

Die Amerikaner sind ritterliche Leute, und ist das Opfer des Mörders ein weibliches Wesen, so geht es dem Angeklagten schlecht genug.

Der Unternehmungsgeist der amerikanischen Presse geht aber noch weiter, man begnügt sich nicht, den Prozeß mit anzusehen und zu glossieren, sondern man macht sich selbst auf die Suche nach Verbrechern und führt sie der Gerechtigkeit zu. Polizeifahnder, Untersuchungsrichter, Ver-

teidiger, Staatsanwalt und Richter, das alles ist der Journalist.

Ich weiß von mehreren amerikanischen Zeitungen, daß sie ein ganzes Personal von Spionen und Fahndern halten, ja gewiß, von richtigen Fahndern. Entzieht sich ein Verbrecher durch die Flucht der Strenge des Gesetzes, bleibt ein Vorfall unaufgeklärt, so wird die ganze Meute dieser Sorte von Journalisten neuester Art allmorgendlich auf die Suche nach dem Verbrecher oder nach irgend einem zur Aufklärung dienlichen Zwischenfall ausgesandt. Diese Fahnder werden aber nicht nur für Kriminelles verwendet, sondern bei Anlaß von Ehescheidungen, Entführungen und derlei Ereignissen des Privatlebens sind sie brauchbar — die Presse entfaltet ihre Thätigkeit dann in der Portierloge.

Diese oder jene Zeitung, die sich vor dem Publikum rühmen kann, der Polizei einen Verbrecher ausgeliefert, das Versteck einer ungetreuen Gattin oder die Fährte eines Verführers aufgestöbert zu haben, sieht ihre Abonnentenzahl plötzlich verdoppelt, verdreifacht.

Jegliche Gelegenheit, das Blatt aufsehenerregend, anziehend zu machen, wird nicht nur ergriffen, sondern an den Haaren herbeigezogen. Jene Ueberschriften zum Beispiel, von denen vorhin die Rede war, werden auch für die alltäglichsten Dinge angewendet und auch die einfache Anzeige läßt sich der Redakteur nicht entgehen, wenn irgend möglich, macht er ein glänzendes Schild darüber. So wird am Sonnabend das Verzeichnis der Prediger für den folgenden Tag im „New York Herald" in der Weise veröffentlicht: „Allen Heil!" oder etwa: „Den Sündern zu Hilfe!" oder auch: „Meister Satan hat den Kopf unterm Wasser."

Eine Zeitung bringt Geburts-, Vermählungs- und Todesanzeigen unter den Rubriken: „Wiege", „Altar" und „Grab" und eine andre, höher gestimmte, gebraucht für Geburts- und Todesanzeigen die Aufschriften: „Erblüht", „Verwelkt".

In einem Klatschblatt, einer Art Hofzeitung, finde ich

die Mitteilungen aus der vornehmen Welt in folgende Fächer eingeteilt:

„Wiege“ (Geburtsliste).

„Flirtations“ (genaue Angabe der wirklich stattfindenden oder gemutmaßten Hofmachereien unter jungen Leuten).

„Verlobungen“.

„Gespannte Verhältnisse“.

„Zerwürfnisse“.

„Vermählungen“.

„Ehescheidungen und Trennungen“.

„Todesfälle“.

Ein Inhaltsverzeichnis der Komödie des Lebens!

Wie schade, daß die amerikanische Presse nicht im stande ist, ihre Fangarme bis ins Jenseits auszustrecken und sich aus der Feder ihrer Berichterstatter einen „Einzug ins Paradies“ oder „eine Höllenfahrt“ schildern zu lassen! „Zehn Minuten Aufenthalt im Fegefeuer“, das wäre so ganz in diesem Stil.

Stellt man den Vergleich mit den Leistungen Frankreichs und Englands auf diesem Gebiet an, so ist klar, daß die amerikanischen Blätter die französischen an litterarischem Wert und die englischen an Vollgültigkeit und Autorität in politischen Dingen nicht erreichen.

Die französischen Zeitungen sind größtenteils gut geschrieben und haben unstreitig litterarische Verdienste, aber mit Ausnahme von einem oder zwei Leitartikeln, Besprechungen von Büchern, Musikwerken und Dramen, muß man keine ernstliche Belehrung bei ihnen suchen. Die Korrespondenz aus dem Ausland ist gleich Null und besteht nur aus ein paar von der „Agence Havas“ gelieferten Zeilen: „Der Kaiser von Deutschland befindet sich etwas besser“ oder: „Die Königin Victoria von England ist nach Schloß Windsor zurückgekehrt.“

Georges-Auguste Sala hat den geistreichen Ausspruch gethan, die französischen Blätter trügen das Datum des folgenden und enthielten die Neuigkeiten des vorangegangenen

Tages. Der Spott ist etwas scharf, aber nicht ungerecht, jedenfalls aber hätte er bei dieser Gelegenheit füglich seinen Lesern ins Gedächtnis rufen dürfen, daß, wenn die Korrespondenzen der Pariser Zeitungen hinter denen der englischen zurückstehen, die Artikel dafür denselben himmelweit überlegen sind. Allerdings, wir zählen Roqueplan, Karr, Méry, Janin, Prévost-Paradol, Girardin, Taine, About nicht mehr unter unsre Journalisten, aber John Lemoinne, Weiß, Sarcey, Rochefort, Wolff, Lockroy, Vacquerie, Scholl, Fouquier, Bergerat und viele andre, sind uns geblieben und bieten dem Publikum alltäglich Arbeiten, die häufig genial zu nennen sind, immer aber zum mindesten voll Witz, Geist und prickelnder Frische; o ja, wir haben noch gute Journalisten und zwar zu Dutzenden.

Für den ernsthaften und denkenden Leser haben die englischen Blätter als einzige Anziehungskraft die Zuverlässigkeit ihrer in- und ausländischen Korrespondenzen voraus. Thatsachen in ihrer ganzen Trockenheit und Dürre, aber immerhin Thatsachen. Was die Leitartikel betrifft, so gibt es wenige Leute, welche diese Arbeiten lesen, die fast ausnahmslos in weitschweifigem, schulmeisterlichem, trockenem Aufsatzstil, wie man ihn etwa in Sekunda versteht und behandelt, geschrieben sind, und die sehr häufig das Lieblingszeugnis des verstorbenen Professors Lemaire vom Lyceum Charlemagne verdienten: „Schwerfällig, ledern, saft- und kraftlos".

Die amerikanischen Zeitungen sind ein Sammelsurium von politischen, litterarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Neuigkeiten, von Berichten über Kriminalfälle, lustigen Geschichtchen, Klatsch aller Art, „Interviews", Skandalchronik und sind geschrieben in einem Stil, der den Mann von Geschmack häufig verletzt, oft aber auch fesselt und immer amüsiert.

Eine litterarische Größe aus Boston sagte mir einmal: „Ich schäme mich unsrer Presse — in Amerika gibt es nur zwei Zeitungen, über die wir nicht zu erröten brauchen, die ‚Evening-Post' von New York und die ‚Post' von Boston."

Ich muß übrigens bemerken, daß wenn man über Amerika und alles Amerikanische schroff aburteilen hören will, man nur nach Bostòn zu gehen braucht. Dort wird England und Boston in den Himmel erhoben und für Amerika ist kein Wort schlecht genug.

„Sie sind Amerikaner?“ fragte ich einen Herrn, mit dem ich in New York in Gesellschaft zusammentraf.

„Hm!“ erwiderte er nach einigem Zögern, „ich bin aus Boston.“

In Boston geboren sein und nur für einen Amerikaner gehalten werden, das ist kränkend.

Das amerikanische Publikum besteht aber nicht nur aus den litterarischen Kreisen von Boston und New York, und das Publikum muß befriedigt werden, das ist die Aufgabe der Presse.

Ist der Geschmack dieses Publikums allmählich verfeinert und erzogen, so wird die Presse sich ganz von selbst ummodeln, vieles deutet darauf hin, daß der Weg zur Besserung bereits eingeschlagen ist, und wir werden vielleicht in Kürze so weit kommen, daß die Londoner „Times“ nicht mehr die langweiligste Zeitung der Welt ist.

Wo es sich um politische Neuigkeiten aus Europa handelt, darf man den amerikanischen Zeitungen nicht ohne großen Vorbehalt Glauben schenken, aber anerkennenswert ist immerhin die Rührigkeit der dortigen Presse.

So war ich zum Beispiel an dem Tag, als Victorien Sardou seine „Tosca“ zum erstenmal im Theater Porte-Saint-Martin aufführen ließ, eben in New York. Die erste Vorstellung fand an einem Sonnabend statt und am folgenden Morgen hatte ich in meiner Zeitung eine bis ins kleinste gehende Wiedergabe und Beurteilung des Stücks in Händen: zwei ganze Spalten waren dem Gegenstand gewidmet. Das heißt also, die Amerikaner bekamen die Einzelheiten von Sarah Bernhardts jüngstem Triumph vor den Bewohnern von Lyon und Marseille zu lesen.

Dank ihrer Presse haben die Amerikaner von allem, was in Europa vor sich geht, wenigstens eine Vorstellung: sie kennen unsre neuen Theaterstücke, sie haben unsre letzten Bücher gelesen, und sie sind von allen Vorgängen so genau unterrichtet, als ob sie unsre nächsten Nachbarn wären. Und wie sollte man für eine Presse, welche die Neugierde eines großen Volks ebensowohl zu reizen als zu befriedigen versteht, nicht ein Wort der Anerkennung haben?

Fragen Sie doch einmal hundert Franzosen, die ersten besten, die Ihnen auf der Straße in die Hände laufen, nach dem Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten — neunundneunzig davon werden Ihnen die Antwort schuldig bleiben müssen. Der Franzose ist einseitig bis zur Dummheit, und was nicht französisch ist, daran nimmt er auch nicht den allergeringsten Anteil. Eingeschachtelt in sein Schneckenhaus, weiß er gar nicht, was vorgeht; in Fragen der auswärtigen Politik ist er der unwissendste Mensch der Welt, und der französische Journalist, der natürlich dem Geschmack seiner Leser entgegenkommen muß, hütet sich wohl, ihm etwas andres als die heimischen Gerichte vorzusetzen.

Um sich von dem Umfang und dem Betrieb dieser Unternehmungen einen Begriff zu machen, thut man wohl, des abends die Redaktionsräume irgend einer großen New Yorker Zeitung zu besuchen. Etwa fünfzig Berichterstatter, ihre Arbeiten druckfertig in der Hand, finden sich ein und jeder tritt der Reihe nach bei dem Vorstand der politischen, litterarischen, dramatischen und andren Abteilungen an.

„Sie haben?" fragt dieser den ersten besten Reporter, der sich einstellt.

„Eine Unterredung mit Sarah Bernhardt."

„Gut. Eine halbe Spalte. Und Sie?" wendet er sich an den zweiten.

„Bericht über den Prozeß von John Smith, Banquier."

„Vortrefflich. Eine Spalte. Und Sie?"

„Schilderung der Reise des Präsidenten."

Haben alle Berichterstatter Gehör gefunden, so begeben sie sich samt und sonders nach dem „Zuschneideraum", um ihre Artikel auf das verlangte Format zuzustutzen.

Mehr als sechshundert Korrespondenten, die über den ganzen Erdball zerstreut sind, schicken Kabelmitteilungen, großenteils vermittelst Privatlinien, und die Unterredung pflanzt sich, wenn sie auf dem Büreau selbst zu Ende ist, zwischen New York und Washington, Chicago, Boston, San Francisco, Paris, London, Berlin rc. fort.

„Was haben Sie heute abend?" fragt der Hauptredakteur seinen Berliner Mitarbeiter.

„Bismarck droht, seine Entlassung zu fordern."

„Eine ganze Spalte."

„Boulanger hat in Lille Ehrenbezeigungen erhalten. Man fürchtet Unruhen in Paris."

„Vortrefflich! Schicken Sie zwei Spalten."

„Skandal in Rom. Die Marquise N. N. ist mit dem Sekretär ihres Mannes durchgegangen."

„Gut. Wo sind sie hin?"

„Kein Mensch weiß es."

„Thut nichts. Schreiben Sie nur. Eine Spalte — hübsch aufputzen."

„Banquier So und So ist verschwunden," ruft es aus Chicago.

„Eine Spalte. Machen Sie den Bericht und dann stürzen Sie sich auf die Fährte des Flüchtigen."

Haben die Telegraphendrähte ausgespielt und ist die Herde der Berichterstatter abgezogen, so bleibt der Hauptredakteur — er muß wie ein Schiffskapitän der letzte Mann an Bord und auf der Kommandobrücke sein. Er überliest alles, ja alles, unterzieht es einer strengen Beurteilung, verbessert, streicht, und es wird zwei Uhr morgens, bis er sein „druckfertig" darunter setzt.

Aber das will noch nichts heißen. Die Sonntags-

nummern, darin gipfelt die Leistungsfähigkeit des journalistischen Unternehmungsgeistes: Nummern von dreißig und zweiunddreißig Seiten, enthaltend Telegramme, Artikel, Aufsätze, politische, litterarische, dramatische und künstlerische Mitteilungen, Plaudereien, Anekdoten, Witze, Kindergeschichten, Gedichte, Biographieen, Wissenschaftliches, Modeberichte, dabei Illustrationen — fünfzig bis hundert Porträts und allerlei Skizzen der im Text erwähnten Plätze, Karikaturen 2c. 2c. Und das alles um fünfzehn Centimes! Und damit ist's noch nicht gethan! Wie diese Riesenblätter in den entlegenen Staaten gleichzeitig verbreiten? Ganz einfach; der „New York Herald" und die „New York World" haben ihre Extrazüge. Ob einem das nicht den Atem benimmt? Aber, werden Sie sagen, wie ist es möglich, um diesen Preis ein derartiges Blatt herzustellen? Dreißig bis vierzig Spalten Annoncen — die machen das Unmögliche möglich.

Ich bewundre an mehreren großen Zeitungen, namentlich am „New York Herald", daß sie ihre ungeheure Verbreitung den schmälsten Börsen zur Verfügung stellen. Eine Herrschaft, die einen Bedienten sucht, zahlt einen Franken fünfundzwanzig Centimes pro Zeile, aber ein Diener, der Stellung sucht, bezahlt nur einen halben Franken und weibliche Dienstboten fünfundzwanzig Centimes. Das nenne ich ein verständiger und ritterlicher Menschenfreund sein.

Die großen Blätter, die man in New York in jedermanns Hand sieht, sind des Morgens: „Die Tribüne", „Die Times", „Der Herald", „Die World", „Die Sun" und „Der Star".

Die beiden ersten werden von den Gebildeten bevorzugt, die beiden letztern haben die stärkste Abnehmerzahl. Ich nenne absichtlich den Namen eines Blattes um fünf Centimes nicht, welches auf seiner vierten Seite unter der Ueberschrift: „Magnetische Behandlung" Namen und Wohnungsangabe der hervorragendsten öffentlichen Dirnen der Stadt bringt.

Diese Damen bezahlen dafür natürlich viel Geld und unterhalten auf diese Weise das Blatt.

Des Nachmittags erscheinen fünf oder sechs bedeutende Blätter: „Die Post“, die achtenswerteste und geachtetste amerikanische Zeitung, „Der Commercial Adviser“, ein treffliches Blatt in bezug auf Politisches, Litterarisches und Börsenberichte, „Mail und Expreß“, „Der Telegraph“, „Die Sun“ und „Die World“.

Boston, Philadelphia und Chicago besitzen gleichfalls ihre großen Blätter, die an Bedeutung hinter der New Yorker Presse nicht zurückstehen. Solche sind: „Der Globe“, „Die Post“, „Der Herald“, „Der Transcript“, „Das Journal“ in Boston, „Die Tribüne“, „Der Herald“, „Der Inter-Ocean“, „Das Journal“ in Chicago. Washington, Saint Louis, San Francisco, Cincinnati, Pittsburg und viele andre Städte haben ebenfalls Zeitungen ersten Ranges.

Jede kleine Stadt von tausend bis fünfzehnhundert Einwohnern hat ihre zwei Tagesblätter, ein demokratisches und ein republikanisches. Während des Wahlkampfes, jenes Wahlkampfes, aus dem ein neuer Herrscher im Weißen Haus zu Washington hervorgeht, muß man diese Presse lesen. Die Titel der Blätter reichen hin, um von Stil und Inhalt derselben einen Begriff zu geben! Sie heißen zum Beispiel: „Der Schrecken“, „Der Orkan“, „Das Erdbeben“, „Die Lawine“, „Der Cyklon“, „Die Züchtigung“, „Lucifer“, „Der Donner“. Eine habe ich gesehen und gelesen, die den Namen „Die Rute“ führte und in deren Leitartikel einem gewissen Joseph Miller, der statt zu arbeiten, in den Straßen predige und in den Häusern bete, freundschaftlich Rat erteilt wurde. „Wir lassen dem Herrn Joseph Miller vierzehn Tage Zeit, sich eine Beschäftigung zu suchen. Ist er nach Ablauf dieser Frist immer noch müßig, so werden wir ihm zu einer ‚erhöhten‘ Stellung verhelfen.“ Wenn man bedenkt, daß Joseph Miller, falls er taub für diesen zarten Wink wäre, unfehlbar von den Einwohnern der Stadt an dem nächsten besten hohen Baum

aufgeknüpft würde, so überläuft uns bei derartigen Scherzen doch gewissermaßen eine Gänsehaut.

Die Sitten werden, so gut sie es im Osten geworden sind, auch im Westen milder werden, und in zwanzig Jahren werden der „Donner" und die „Lawine" der „Times" und dem „Herald" weichen.

Die berechtigte Eigentümlichkeit noch im Werden begriffener gesellschaftlicher Zustände ist die Offenheit in Wort und That. Ich finde in einer beliebigen Nummer des „Donner" folgende an den Redakteur des „Blitz", des andern Lokalblattes, gerichtete Ansprache: „Wir wollen uns dem Herrn Redakteur des ‚Blitz' gegenüber mit Mäßigkeit aussprechen und innerhalb der Grenzen des guten Tons bleiben. Wir beschränken uns also darauf, zu erklären, daß er als Mensch ein Duckmäuser, als Journalist ein Lügner und Spitzbube ist." Der „Blitz" zahlt natürlich mit gleicher Münze heim und das Publikum hat für seine fünfzehn Centimes viel Spaß.

In Kentucky, Texas und andern Staaten des Westens kann der Abonnementspreis nach Belieben in Baargeld oder in Naturalien entrichtet werden, und im „Herald" von Hazel Green (Kentucky) finde ich folgenden Zwischenartikel:

„Abonnementspreis im Jahr:
zwanzig Pfund Schweinefleisch;
oder zehn Pfund Würste;
„ zwei Scheffel*) Kartoffeln;
„ fünf Scheffel Rüben;
„ zehn Hühner;
„ zehn Pfund Speck;
„ schließlich ein Scheffel Zwiebeln.

Abonnementspreis für sechs Monate:
Die Hälfte obengenannter Nahrungsmittel."

---

*) Ein französischer Scheffel = 12,5 Liter.
Anm. d. Uebers.

Auf diese Weise wird die gesamte Einwohnerschaft von Hazel in Stand gesetzt, sich eine Zeitung zu halten.

Der „Donner" und der „Blitz" sind durchaus nicht die einzigen, welche so hitzige Kämpfe führen, in welchen an Stelle von Gründen und Gegengründen persönliche Angriffe beleidigendster Art treten.

Während meines ganzen Aufenthalts in Amerika konnten Mr. Pulitzer, der Eigentümer der „World" und Mr. Charles A. Dana, der Hauptredakteur der „Sun" und der fähigste und gewandteste aller amerikanischen Journalisten, auch nicht einen Tag vorübergehen lassen, ohne sich gegenseitig: „Dieb, Lügner, Schuldenmacher, schmieriger Jude" und derlei Artigkeiten an den Kopf zu werfen, und aus den Zeitungsnummern, die New Yorker Freunde die Güte haben, mir zu schicken, ersehe ich, daß die beiden Herren auch heute den Wörterschatz des Anglo-Fischmarktstils noch nicht erschöpft haben.

Ich bitte übrigens, daraus keine voreiligen Schlüsse zu ziehen; Mr. Pulitzer kenne ich nicht persönlich, aber ich habe den Vorzug, Oberst Cockerill, den Hauptredakteur der „World", und Mr. Charles Dana, den Hauptredakteur der „Sun", zu kennen, und beide Herren sind im Privatleben Gentlemen im vollen Sinne des Wortes und Männer von Geist und Talent. Im öffentlichen Leben heulen sie mit den Wölfen! Als Studium der englischen Sprache ist der Kampf zwischen „World" und „Sun" jedenfalls außerordentlich lehrreich.

Die gesamte amerikanische Presse war dabei in zwei Lager geteilt, hie Pulitzer, hie Dana, hieß die Losung. Hatten die Streiter ihre Pfeile verschossen und waren sie in Verlegenheit um weitere Schimpfwörter, so lieferten beide Parteien neue Wurfgeschoße. Hier einige an Mr. Dana gerichtete Worte des Beifalls, die ich dem „Globe" von Saint Louis entnehme: „Dana bedient sich eines scharfen Dolchs, Pulitzer schlägt mit dem Metzgerbeil drein. Nichts Hübscheres, als die von Dana gebrauchten Kraftausdrücke, nichts Häßlicheres, als der Kloakenstil, der Pulitzer eigen ist.

Jener gießt dem Gegner einen Tropfen Blausäure ein, der andre wirft ihm Hände voll Rattengift hin, aber Danas Giftextrakt hat Pulitzer vollständig zu Boden geworfen."

Liebenswürdiger kann man doch unter Kollegen nicht sein und ich habe allen Grund anzunehmen, daß Mr. Dana auf diese Huldigung stolz ist.

Amerika, und New York im besondern, besitzt treffliche Witzblätter.

Ich will hier nur von solchen reden, die noch witziger sind als die andern.

Wie der „Charivari" in Paris und der „Punch" in London, behandeln „Puck" und „Judge" die Gegenwart mit jener Offenheit, auf die man im freien Amerika gefaßt sein kann. Spott und Kritik der zeitgenössischen Sitten sind wirklich mit Geist und Geschmack ausgeführt und die Zeichnungen allerliebst. Was beide Journale etwas verdirbt, sind zwei oder drei Seiten mit ungeheuren farbigen Bildern — die Kunst hat die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten. Mehrere andre, prickelnd und leicht geschriebene Blätter mit sehr anmutigen und künstlerischen Zeichnungen, wie das „Life", schildern Leben und Treiben der vornehmen amerikanischen Gesellschaft. Geschichtchen, Anekdoten, Witzworte, kurz man unterhält sich eine Stunde ganz herrlich und muß anerkennen, daß diese Blätter witzig, geistreich und übermütig zu sein wissen, ohne je ins Plumpe zu verfallen, und daß ein Backfisch von fünfzehn Jahren dieselben lesen kann, ohne daß man fürchten müßte, daß sie der geringsten Anstößigkeit begegne.

Solche Zeitungen sind nicht nur amüsant, sie sind auch für den Fremden sehr lehrreich. Diese merkwürdigen Anekdoten, diese ebenso naiven als ergötzlichen und anschaulichen Scherze geben vom Wesen des Amerikaners und von seinen Gewohnheiten einen lebensvollern, richtigern Begriff, als manch ein langatmiger Foliant.

Genau wie in Frankreich und England sind auch drüben

die Witzblätter die einzigen, die, wenn der politische Horizont sich umzieht und äußere oder innere Stürme die Ruhe des Landes bedrohen, kühles Blut behalten und den Kopf nicht verlieren.

Wenn ich die amüsantesten Zeitungen, die in den Vereinigten Staaten erscheinen, nennen sollte, so würde ich mich nicht einen Augenblick besinnen, der „Detroit Free Preß" und der „Omaha World" den Preis zu erteilen, denn in diesen beiden Blättern spricht sich der amerikanische Humor in seiner fröhlichen Unbefangenheit am freiesten aus, und ihre närrischen, unwiderstehlich komischen Anekdoten finden von New York bis San Francisco, von Montreal bis Neu-Orleans Verbreitung.

Es gebricht mir hier an Raum, um den Litteratur- und Kunst-Zeitungen gerecht zu werden, doch muß ich unter den erstern wenigstens die „Kritik" nennen, in der ich stets eingehende Besprechungen finde, die von gründlichem, aber sich nicht breitmachendem Wissen zeugen. Die Beurteilung ist immer gerecht und nie hart und grämlich.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne der Monatsschriften, der „Revuen", wenigstens Erwähnung zu thun — nichts habe ich in den Vereinigten Staaten mehr bewundert als diese. Der gesamte Journalismus, in dem Sinne des Wortes, den die gebildete Welt demselben beilegt, erreicht darin den Höhepunkt seiner Leistungen.

In erster Reihe stehen die „North American Review" und das „Forum" in Bezug auf politische, theologische, litterarische, künstlerische und wissenschaftliche Abhandlungen. Hier ist die Arena, wo der oder jener Redner, Theologe, Schriftsteller, Gelehrte mit seinem Gegner in die Schranken tritt und Lanzen bricht. Es folgen dann die illustrierten Revuen, das „Century"*), „Harpers" und „Seibners" Mo-

*) Das „Century" erscheint monatlich in einer Auflage von zweihundertfünfzigtausend Exemplaren.

natshefte, welche Geschichte, Biographieen, Reiseskizzen, Gedichte, Berichte über Entdeckungen und treffliche Holzschnitte enthalten. Auch der „Saint Nicolas“, eine ganz vorzüglich geschriebene und illustrierte Zeitschrift für Kinder — jeden Alters — gehört hierher. Dann noch der „Atlantic Monthly“ aus Boston, der „Lippincott“ aus Philadelphia, ebenso sollten „Cosmopolitan“, „Amerika“ und „American Magazine“ genannt werden.

Ach! Um dem, was man in Amerika zu sehen bekommt, auch nur einigermaßen gerecht zu werden, müßte man zwanzig Bände füllen, und das würde unglücklicherweise zwanzig Jahre in Anspruch nehmen! Ich kann mich deshalb an jedem Punkt nur eine Sekunde aufhalten und werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich dem Leser, dem ich gern von allem mitteilen möchte, wenigstens etwas biete.

XIX.

Das Reportertum. — Dem amerikanischen Reporter ist nichts heilig. — Die Mauern des Privatlebens werden niedergerissen. — „Schnarcht Ihr Mann?“ — Der heilige Antonius und die Reporter. — Ich werde interviewt, trepaniert. — Mein Impresario schläft ein. — Wiedergabe der Unterredungen. — Der Präsident der Vereinigten Staaten und die Berichterstatter. — „Ich bin der Interviewer.“

„Die Journalisten haben die Litteratur gemordet,“ ruft Albert Millaud in einem seiner geistreichen Figaro-Artikel, „und die Reporter sind im Begriff, den Journalisten den Garaus zu machen. Das ist das letzte Ende einer Zeit litterarischen Verfalls! An Stelle des Schriftstellers tritt der Portier.“

Das Reporterwesen, um nicht zu sagen der Klatsch, hat in Amerika das Zeitungsschreiben ganz einfach überwuchert, verschlungen. Die Mauern, hinter denen der Mensch sein

Privatleben verschanzt hatte, sind niedergerissen, der Klatsch tritt an Stelle der Chronik, das Geschwätz an Stelle der Kritik.

Dem „Interviewer" ist nichts heilig; Frechheit ist sein Handwerkszeug; die intimsten Einzelheiten des Daseins sind ihm preisgegeben, und wenn man ihn nicht einfach über den Haufen schießt — was aber im Staat New York für ungesetzlich gilt — so gibt es keine Möglichkeit, sich seiner zu entledigen.

Man darf ja nicht glauben, sich aus der Schlinge gezogen zu haben, wenn man sich verleugnen läßt oder seinen Besuch abweist. Er erneuert den Angriff zehn, auch zwanzigmal, er pflanzt sich als Schildwache vor Ihrer Thür auf, er bereitet sich, wenn's sein muß, aus der Strohmatte vor Ihrem Hotelzimmer seine Lagerstatt, nur um Ihnen, sobald Sie die Nase herausstrecken, Daumschrauben anzulegen. Seine Geduld ist unerschöpflich, und wenn ein Unwohlsein Sie ein paar Tage ans Bett fesselt, so wird er Ihre Genesung ruhig abwarten und sich seine Mahlzeiten auf dem Vorplatz geben lassen. Gelänge es Ihnen je, sich seiner Verfolgung zu entziehen, so wird er sich an Ihre Frau machen, und eher als er sich unverrichteter Sache auf der Redaktion einstellt, wird er diese ausfragen, ob Sie schnarchen, ob Sie früh aufstehen, ob Sie vor oder nach Tisch liebenswürdiger seien, was Sie beim ersten Frühstück genießen, was für Beinkleider Sie in der Regel tragen, und ob Sie die Stiefel spitz oder breit lieben. Er wird fragen, seit wann Sie verheiratet sind, wie lang die Flitterwochen bei Ihnen gedauert haben, ob Sie Kinder besitzen und ob dieselben schon Zähne bekommen. Mit derlei Mitteilungen läßt sich dann immerhin eine Spalte ausfüllen.

Für diese unternehmenden Herren der heutigen Inquisition sind Unzartheit und Zudringlichkeit keine Begriffe — sie würden jedenfalls den heiligen Antonius in seiner Hütte „interviewt" haben.

Erheben Sie ja kein Triumphgeschrei, wenn es Ihnen

gelungen sein sollte, ihrer einen hinausbekomplimentiert zu haben, ohne seine Fragen zu beantworten. In diesem Falle entfaltet sich das Talent des amerikanischen Journalisten erst in seiner ganzen Herrlichkeit, und zu Ihrer Verblüffung werden die Zeitungen am folgenden Tag die Unterredung, die Sie mit dem Reporter hätten führen können, ausführlich enthalten.

Unter uns gesagt, das beste, was Sie thun können, wenn der Reporter sich bei Ihnen einstellt und sagt: „Mein Herr, ich bin Berichterstatter und erlaube mir, Sie um eine kurze Unterredung zu bitten,“ ist, daß Sie ihm erwidern: „Erweisen Sie mir die Qual, Platz zu nehmen.“

Schließlich gehört „interviewt“ werden zu den Dingen, die man überlebt und, um billig zu sein, muß ich hinzusetzen, daß die amerikanischen Vertreter dieses Gewerbes liebenswürdig, verbindlich und auch — und das ist einfach überwältigend, wenn man überlegt, daß sie äußerst selten Notizen machen — zuverlässig und pünktlich sind in der Wiedergabe solcher Unterredungen.

Der Mut, mit dem der Reporter jeder ihm zu teil werdenden Abweisung Trotz bietet, und die philosophische Gelassenheit, mit der er sie einsteckt, haben für mich etwas Großes und ich habe es nie fertig gebracht, die Zudringlichen mit harten Worten abzuweisen. Der Lohn meiner Geduld und Sanftmut war aber auch, daß in allen Blättern zu lesen stand, daß es ein wahres Vergnügen sei, mich zu interviewen, da ich mich willig und widerstandslos in die Hand meiner Verfolger gebe.

Am Sonntag den 11. November 1887 lief der „Germanic“ nach einer entsetzlichen Ueberfahrt von neun Tagen bei strahlendem Sonnenschein morgens neun Uhr in den herrlichen Hafen von New York ein. Eben waren wir an Bartholdis Statue der Freiheit, welche die Welt erleuchtet, vorübergefahren — mir war's, als ob Frankreich mir nahe sei, eine warme Empfindung schwellte meine Brust und un-

willkürlich entblößte ich mein Haupt. Plötzlich hielt der „Germanic"; ein kleiner Dampfer hatte neben ihm angelegt, Zollbeamte kamen an Bord und hinter ihnen einige andre Herren, die gleichfalls auf dem Zollschiff gewesen waren.

„Aufgepaßt! Nehmen Sie sich in acht!" rief mir ein Reisegefährte zu, der aus meiner harmlosen Miene wohl entnehmen mochte, daß ich mich keiner Gefahr versah.

„Was gibt es denn?" fragte ich.

„Die Interviewer!"

„Aber doch sicher nicht hier!" rief ich lachend.

Kaum aber hatte ich dies gesagt, als schon zwei junge Männer mir ihre Karten herstreckten und mir die Mitteilung machten, daß sie Journalisten seien.

„Wir sind hier, um Ihnen unsre Achtung zu bezeigen, mein Herr," sagten sie, „und wünschen Ihnen einen recht angenehmen Aufenthalt in unsrem Lande."

Dabei musterten sie mich vom Kopf bis zu den Füßen und machten Striche in ihre Notizbücher; ich wurde porträtiert und das Bild prangte am nächsten Tag über den Artikeln, welche die New Yorker Presse mir widmen zu müssen glaubte. Die Aehnlichkeit war ungemein schmeichelhaft, eine Zeitung jedoch schilderte mich folgendermaßen: „Max O'Rell ist ein ziemlich wohlbeleibter Franzose von etwa vierzig Jahren."

Folgte die Beschreibung meines Reiseanzugs und was weiß ich noch.

Wohlbeleibt, ist es die Möglichkeit! Vierzig Jahre! Nein, meine Herren! Neununddreißig, wenn's hoch kommt!

Aber kehren wir zu unsern Reporters zurück, bei denen sich Frage auf Frage mit blitzartiger Geschwindigkeit folgte.

„Haben Sie eine gute Ueberfahrt gehabt?"

„Leiden Sie an Seekrankheit?"

„Wo sind Sie geboren?"

„Wie alt sind Sie?"

„Wie lange gedenken Sie sich in den Vereinigten Staaten aufzuhalten?“

„Sie sind Schriftsteller — was tragen Ihre Bücher Ihnen ein?“

Das Verhör fing an mir lästig zu werden.

„Entschuldigen Sie mich, meine Herren, ich bin totmüde und sehr ruhebedürftig. Heute nachmittag stehe ich Ihnen mit Vergnügen zu Diensten.“

Oh! Dieser erste Nachmittag in New York in Gesellschaft der Reporter wird mir unvergeßlich sein!

Das Büreau meines Impresario, des Majors*) Pond, befand sich im Erdgeschoß des „Everett House“, wo ich abgestiegen war, und ich begab mich nach dem Frühstück dorthin. Bald stellten sich auch die Reporter ein, acht zumal, um mich nach allen Regeln der Kunst zu trepanieren.

„Fangen wir mit dem Anfang an,“ sagte einer von den Herren nach den üblichen Begrüßungen.

„Ihre erste Frage ist mir bekannt,“ bemerkte ich, „Sie werden wissen wollen, ob ich zum erstenmal nach Amerika komme.“

„Das pflegt allerdings das erste zu sein, wonach wir uns erkundigen, aber ich möchte doch vorher noch eine andre Frage stellen. Sie haben soeben die erste Mahlzeit in Amerika eingenommen — was haben Sie gegessen?“

Ich ließ auch dieses über mich ergehen.

„Meine Herren,“ versetzte ich, angelegentlich bemüht, meinen Ernst zu bewahren, „ich habe soeben ein Stück Turbot, ein Beefsteak mit Kartoffeln, etwas Selleriesalat und Vanillegefrornes zu mir genommen.“

„Vortrefflich,“ bemerkte ein dritter Reporter, „jetzt aber habe ich eine wichtige Frage an Sie zu richten und hoffe, daß dieselbe Sie nicht befremden werde.“

---

*) Mein Impresario war, wie man sieht, einer jener seltenen Amerikaner, die nicht Oberst sind.

„Ich bin in Amerika," versicherte ich, „und entschlossen, mich durch nichts befremden zu lassen."

„Nun denn! Ich möchte wissen, welche Eindrücke Sie schon empfangen und welche Ansicht über Amerika Sie sich bis jetzt gebildet haben?"

„Aber erlauben Sie," rief ich, „ich bin seit drei Stunden hier und habe noch nicht den Fuß aus dem Hotel gesetzt. Sie werden mich also wirklich entschuldigen müssen, wenn ich mich vorderhand jeder Meinungsäußerung über Amerika enthalte, denn Sie werden mir hoffentlich zugeben, daß man doch wenigstens einen Tag in Amerika gewesen sein sollte, um sein Urteil abgeben zu können."

Ich drehte mir bei diesen Worten eine Cigarette und klingelte, um mir eine Limonade zu bestellen.

Sofort kritzelten sämtliche Reporters eifrig in ihren Notizbüchern.

„Was schreiben Sie denn da?" fragte ich.

„Ich schreibe," erwiderte mir ein junger Journalist, dem der Verstand aus den Augen sah und der ganz Geschäftigkeit war, „daß Sie, als unsre Unterredung bei diesem Punkt angelangt war, sich eine Cigarette drehten und nach Limonade klingelten".

„Aber, meine Herren," wagte ich einzuwenden, „glauben Sie denn wirklich und wahrhaftig, daß etwas Derartiges Ihre Leser interessieren könnte?"

„Ganz unbedingt!" riefen sie mit einem Feuereifer und einem Ernst, die mir zum Totlachen waren.

„Dann ist es etwas andres — verzeihen Sie meinen Einwurf, meine Herren, ich hätte mir selbst sagen können, daß ein vernünftiger Mann in Amerika so gut wie anderswo selbst am besten weiß, was er zu thun und zu lassen hat. Bitte, fahren Sie in ihrem Verhör fort, die Sache interessiert mich!"

Sie fing allerdings an mir unsäglich komisch zu werden.

Der Fragestrom floß von neuem. Der eine verlangte

Einzelheiten aus meinem Leben, der andre wollte die Entstehung meines Pseudonyms kennen lernen. Der eine begehrte zu wissen, ob ich morgens, nachmittags oder abends arbeite, der andre, ob ich sitzend oder stehend schreibe und ob ich mich dabei liniierten Papiers, ob eines Gänsekiels oder der Stahlfedern bediene. Ein Reporter fragte mich, ob ich französisch oder englisch denke, ein andrer, ob General Boulanger Aussicht habe, bald Präsident der Republik zu werden. Wenn ich im Gespräch die Beine übereinander legte, wenn ich meinen Zwicker abnahm, nichts entging den Herren, alles wurde in dem unvermeidlichen Notizbuch verzeichnet.

Die Fragen, die an mich gerichtet wurden, erschienen mir so alltäglich und so abgeschmackt, daß ich mich fast schämte, der Held dieser ärmlichen Komödie zu sein, und da ich nicht recht wußte, was ich sagen sollte, warf ich mich aufs Geschichtenerzählen, zog alte Anekdoten hervor und trug sie meinen Interviewern vor.

Nun entstand eine kleine Scene, die ich sehr ergötzlich fand. Heftete ich im Verlauf der Erzählung zufällig meine Blicke öfter auf den einen Reporter als auf die andern, so wandte sich dieser an seine Kollegen und erklärte ihnen: „Wie Sie sehen, gilt dies nur für meine Zeitung, Sie brauchen davon nicht Notiz zu nehmen; Mr. O'Rell hat diese Geschichte nur für mich allein erzählt.“

„Keine Rede,“ riefen die andern, „Mr. O'Rell hat sie uns allen mitgeteilt.“

Trotzdem erlitt die Eintracht keine eigentliche Störung und ich ersah daraus, daß die Herren lobenswerte kameradschaftliche Gesinnungen hatten.

Mit Ausnahme des einen oder andern Satzes, der hie und da flüchtig zu Papier gebracht wurde, schrieben sich die Herren meine Antworten nicht auf und ich fragte mich, wie es möglich sein werde, aus diesem armseligen Material, nach einem so unbedeutenden und jeden tieferen Interesses entbehrenden Gespräch ein Artikelchen von hundert oder zwei-

hundert Zeilen für eine bedeutende Zeitung annehmbar zu schreiben.

Nachdem sie nahezu zwei Stunden bei mir gewesen, drückten die Herren mir warm die Hand, sprachen mir ihren Dank für mein freundliches Entgegenkommen aus und entfernten sich, um an die Verarbeitung ihrer Ausbeute zu gehen.

„Wie kindlich das amerikanische Publikum sein muß!“ dachte ich bei mir, „ist es denn möglich, daß eine Unterhaltung, wie ich sie mit diesen Journalisten geführt, irgend jemand interessiere?“

Gleich am andern Morgen suchte ich mir sämtliche New Yorker Blätter zu verschaffen und zwar, wie ich zu meiner Ehre sagen muß, mehr aus Neugier als aus Eitelkeit, denn ich bildete mir ehrlich gestanden auf meine gestrigen Aeußerungen herzlich wenig ein.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich, die Zeitung entfaltend, zwei volle Spalten voll amüsanter Einzelheiten, reich ausgemalter Beschreibungen, witziger Anekdoten und geistvoller Bemerkungen fand — alles aus der Feder dieser Berichterstatter, die ich für einfache Stenographen gehalten hatte.

Alles war getreu wiedergegeben und künstlerisch verarbeitet, und auch das Unbedeutendste hatte durch wirksame Behandlung einen gewissen Reiz erlangt. Der Major zum Beispiel, dem solche Unterredungen seit langen Jahren vertraut waren, hatte sich bald nicht mehr am Gespräch beteiligt und war in sehr behaglicher Stellung, den Kopf auf dem Sofakissen, die Füße auf der Rücklehne eines Stuhles, friedlich eingenickt — das machte sich in der Schilderung prächtig. Der Schreibtisch, an dem unser Gespräch stattgefunden, jede meiner Bewegungen, alles war lebendig dargestellt, aus allem hatten sie Nutzen zu ziehen gewußt, und das Klingeln nach der Limonade füllte nicht den mindestwertigen unter den drolligen, fesselnden Abschnitten. Das

Ganze las sich wie das erste Kapitel eines Romans, bei dem das majestätische Einlaufen eines Dampfers in den Hafen von New York das Vorspiel bildet.

„Das muß ich sagen," rief ich, „auf die Kunst, aus nichts etwas zu machen, verstehen sich die amerikanischen Zeitungsschreiber."

Als Mr. Grover Cleveland, der Präsident der großen Republik, sich vor drei Jahren mit der reizendsten und liebenswürdigsten aller Amerikanerinnen vermählte, erkor er sich Deer Park, um fern von allem Geräusch, der Welt und namentlich den Reportern entrückt, die Flitterwochen zu verleben. Da er aber den Unternehmungsgeist seiner Mitbürger genau kannte, verwendete er vorsichtshalber acht Polizeiagenten, welche alle Zugänge zu seinem verschwiegenen Schlupfwinkel bewachen, seine Ruhe wahren und ihn vor der Zudringlichkeit der Interviewers schützen sollten. Diese Zahl erwies sich aber bald als völlig ungenügend und nicht im stande, den Feind am Vorrücken zu verhindern. Man verstärkte also die Zahl, und acht Tage darauf sperrten zwölf Diener der Gerechtigkeit in einem Umkreis von dreihundert Metern jedem Eindringling den Zugang zu der Villa. Diesmal waren die Herren von der Presse die Angeführten und mußten sich für überwunden bekennen und die Zeitungen konnten ihren Lesern keinerlei wichtige Mitteilung bieten. Das war für einen Redakteur, dem seine Aufgabe am Herzen lag, schon um sich die Haare zu raufen oder sich aus Verzweiflung aufzuhängen. Ueberschriften, wie „Grover auf den Gefilden der Seligen" oder „Im Deer Park gesammelte Honigtropfen" in der Schublade haben und sich derselben nicht bedienen können! Etwas Entsetzlicheres läßt sich kaum denken.

Zum Schluß noch eine kleine Geschichte.

Eine junge Amerikanerin heiratet einen vielgenannten Mann, einen jungen Politiker und Redner von großer Zukunft.

Am Morgen nach der Hochzeit dringt, während ihr Gatte ausgegangen ist, ein Unbekannter ziemlich geräuschvoll und offenbar erst, nachdem vor der Thür ein Wortwechsel stattgefunden hat, in ihren Salon ein; der Herr ist gut gekleidet und verbeugt sich mit weltmännischer Sicherheit.

Ganz verblüfft starrt sie ihn an.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Sie haben sich doch gestern mit Mr. John D . . . vermählt?"

„Allerdings, mein Herr, aber . . ."

„Ich bin Interviewer!"

XX.

Die Litteratur der Vereinigten Staaten. — Poesie. — Roman. — Aufsatz. — Kritik. — Geschichte. — Die Humoristen. — Die Journalisten. — Jugendschriften. — Litterarische Zukunft Amerikas.

Amerika hat noch keinen durchschlagenden dichterischen Genius hervorgebracht, aber es hat alles Recht, stolz zu sein auf eine nationale Litteratur, welche Dichter, Geschichtsschreiber, Kritiker, Romanschriftsteller und Essayisten von hervorragender Bedeutung umfaßt.

Die Engländer räumen ein, daß die beste Darstellung ihrer Litteraturgeschichte von einem Franzosen — Taine — herrührt, das „Athenäum" hat kürzlich anerkannt, daß die beste kritische Arbeit über die englischen Dichter unsres Jahrhunderts die des Amerikaners Edmond Clarence Stedmann, selbst einer der ansprechendsten Liedersänger Amerikas, ist.

In diesem kurzen Ueberblick muß ich mich natürlich auf Anführung derer beschränken, welche die verschiedenen Zweige der amerikanischen Litteratur vertreten.

In der Poesie stehen William Cullen Bryant und Henry

Wadsworth Longfellow an der Spitze, beide hochgestimmt, rein und edel und von den Engländern ebenso warm anerkannt wie von ihren Landsleuten. Dann folgen Edgar Allan Poe, James Russell Lowell, Oliver Wendell Holmes, Edmond Clarence Stedman, Bayard Tailor, John Greenleaf Whittier, Walt Whitman, Richard Watson Gilder, Edgar Fawcett, William Winter, der berühmte Kritiker des heutigen Dramas von der „New York Tribune", Maria Brooks und eine große Zahl von Frauen, welche sich anmutsvoll um diese Dichtergruppen ranken. Ein junger Dichter namens James Whitcomb Riley versteht es, in den Mundarten des Westens dem Leser das Lächeln unter Thränen zu entlocken; in ihm hat Amerika den Jasmin*) der Zukunft.

Auf dem Gebiete des Romans begegnen wir Namen, deren Ruf in Europa so fest begründet ist, wie in Amerika. Wer hätte in seiner Jugend Fenimore Coopers „Lederstrumpf" nicht gelesen? Unter den Berühmtheiten und Talenten von heute nenne ich Washington Irving, Parker Willis, Poe, Nathaniel Hawthorne, Oliver Wendell Holmes, Marion Crawford, Frank Stockton, George W. Cable, Frances Hodgson Burnett, Henry James, W. D. Howells, Julian Hawthorne, Thomas Bayley Aldrichs, Charles Dudley Warner, Bret Harte (auch Dichter), Edward Eggleston, Brander Matthews, Elisa Wetherell. Andre und der Besten welche, müssen übergangen werden. Endlich aber, den größten Erfolg des Jahrhunderts hat ein Roman davongetragen, der bei der Aufhebung der Sklaverei, gegen die er gekehrt ist, wesentlich mitgewirkt hat — ich spreche von „Onkel Toms Hütte" von Mrs. Harriett Beecher Stowe, der Schwester des berühmten Henry Ward Beecher, den die Vereinigten Staaten heute noch beweinen.

Im philosophischen „Essay" sind Ralph Waldo Emerson

---

*) Neuprovençalischer Dichter, sogenannter „Felibre".
Anm. d. Uebers.

und Robert Ingersoll, jeder in seiner Art, unerreichbar. Den ersteren zeichnete die Originalität und die oft wunderliche Feinfühligkeit des Geistes aus, den andern Größe im Ausdruck, Reinheit und Klarheit des Stils, Humor und Pathos.

Als Litterarkritiker müssen George William Curtis, sowie die schon unter den Dichtern genannten Stedmann und Winter angeführt werden.

Von allen Zweigen der amerikanischen Litteratur ist die Geschichte vielleicht derjenige, welcher zu seinem wahrsten, richtigsten Ausdruck gelangt ist. Washington Irving mit seiner „Geschichte des Columbus“, Prescott mit der „Geschichte Ferdinands und Isabellas“, „Geschichte der Eroberung von Mexiko und Peru“ und der „Geschichte Philipp II.“, sowie Bancroft mit der „Geschichte des amerikanischen Aufstands“ haben eine nationale Geschichtschreibung hervorgebracht, die sich von der Entdeckung des Landes bis auf die Neuzeit erstreckt.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es für mich, daß die weiten, gewaltigen Länderstrecken, die sie bewohnen, den Amerikanern nicht mehr Sinn und Begabung für Naturschilderung einflößten — Fenimore Cooper ist der einzige große Landschafter, den die Unermeßlichkeit des westlichen Kontinents hervorgebracht hat.

Von Humoristen wimmelt es in den Vereinigten Staaten. Artemus Ward und Mark Twain sind zwei Pseudonyme, die mit Recht in England wie in Amerika gleich berühmt sind. Ein dritter ist auf dem Weg, dies zu werden. Wenn man sehen will, wie alle Teile des menschlichen Organismus aus den Fugen gehen können, so braucht man nur Bill Nye seine Scherze loslassen zu hören, die er mit jener Kaltblütigkeit, jenem unerschütterlichen feierlichen Ernst vorträgt, wie man sie außerhalb der Grenzen des Yankeelandes nirgends findet. Wie Artemus Ward und Mark Twain vereinigt er die Begabung des Schriftstellers mit der des Redners.

Wenn die Namen Charles A. Dana, Whitelaw Reid,

Park Godwin und viele andre in Amerika auch in aller Munde sind, so muß man doch wirklich litterarische Erzeugnisse in den Revuen und nicht in den Tagesblättern suchen.

Die Kinder — falls es deren in Amerika gibt — sind in der Litteratur keineswegs vergessen und ich glaube sogar versichern zu können, daß man in keinem andern Land so für Kinder zu schreiben weiß, Belehrung und Unterhaltung so trefflich zu vereinigen versteht. Der sympathischen zärtlichen Natur des Amerikaners ist Liebe zu Kindern angeboren. Mrs. Hodgson Burnett, Louisa Alcott, Mrs. Lippincott, die noch mehr unter ihrem Schriftstellernamen Grace Greenwood bekannt ist, und Fanny Fern entzückten und entzücken die kleinen Leute überm Meer.

Ich mußte in diesem kurzen Streifzug viele Namen beiseite lassen, hoffe aber eine hinreichende Zahl derselben genannt zu haben, um darzuthun, daß, was Amerika seit fünfzig Jahren hervorgebracht hat, eine glänzende litterarische Zukunft verheißt. Eine so begabte, so energische Nation, die solche Thatkraft im Handeln entwickelt, wird sicher auch auf dem Gebiet des Gedankens nicht unfruchtbar sein.

XXI.

Die amerikanische Bühne. — Die „Stars“. — Die französischen Theaterstücke. — Augustin Dalys Truppe. — Das amerikanische Publikum. — Die Theatergebäude. — Ausführliche Theaterzettel. — Ein bedauerliches Versehen.

Die amerikanische Bühne besitzt vorzügliche Darsteller, aber ihr Ansehen gründet sich mehr auf das Können einzelner glänzender Persönlichkeiten als auf die Vortrefflichkeit des Zusammenspiels.

Die Stücke werden für den oder jenen Schauspieler geschrieben und die Darsteller der untergeordneten Rollen sind nur vorhanden, um dem „Stern“ zur Folie zu dienen.

Deshalb machen auch die französischen Stücke, die hier so gut wie in England dem Publikum vorgeführt werden, selten Glück. Ich habe in New York eine Vorstellung miterlebt, die einen schlagenden Beweis hierfür lieferte. Mr. Abbey, der unermüdliche Impresario und Leiter des Wallack-Theaters, hatte den „Abbé Constantin" einstudieren lassen. John Gilbert, der Veteran der amerikanischen Bühne, spielte die Haupt- und Titelrolle, und sicherlich hätte Got*) selbst den alten Priester nicht schlichter, inniger und ergreifender darzustellen vermocht, leider aber genügte das nicht, um ein Stück, welches zum mindesten ein halbes Dutzend echter Künstler verlangt, über Wasser zu halten, und dasselbe fiel vollständig durch.

Die französischen Stücke sind nicht auf einzelne Virtuosen, sondern auf vollständige Truppen berechnet. Der Verfasser weiß, daß dieser Künstler die Rolle des Liebhabers, jener die des Vaters, andre die eines nüchternen Notars, eines lebenslustigen Offiziers, eines Bedienten übernehmen werden, er kennt die Darstellerin der koketten und der muntern Liebhaberin, das Zöfchen und die Anstandsdame, und er weiß, daß der Bühnenvorstand seinen Künstlern nur Rollen anvertrauen wird, die in ihr Fach gehören und sich für sie eignen. Wer diese Stücke für die amerikanische Bühne übersetzt, arbeitet in aller Harmlosigkeit auf einen Mißerfolg hin, zuweilen ist der Uebersetzer, was noch schlimmer ist, auch Bearbeiter; das Stück soll amerikanischen Verhältnissen angepaßt werden, man setzt amerikanische Persönlichkeiten in ein Bild französischer Sitten. Selbstverständlich wird das Ganze dadurch unverständlich, unrichtig, und auch kein „Star" vermag es zu retten.

Die amerikanischen Theater genießen von seiten des Staates keine Unterstützung und seine Einnahmen gestatten dem Unternehmer den Luxus eines durchgängig guten Per-

*) Got, berühmter Charakterdarsteller am Théâtre Français. Anm. d. Uebers.

sonals nicht. Der bedeutendste Künstler, der „Star", ist sein eigner Impresario; er lockt das Publikum an und er macht sich die Einnahmen zu nutze. Sein Repertoire besteht aus zwei oder drei Stücken, die er in New York einen Monat lang wiederholt und dann in sämtlichen Städten der Vereinigten Staaten vorführt.

Daher kommt es, daß in den meisten Theatern die Schauspielergesellschaften wöchentlich wechseln. Heute Tragödie, morgen Lustspiel, übermorgen Operette, ja es vollziehen sich noch grassere Uebergänge. Im März dieses Jahres gaben Henry Irving und Miß Ellen Terry, die hervorragendsten Künstler Englands, eine Reihe von Gastspielen im Star Theatre. Nach ihrer Abreise trat eine Truppe dressierter Affen im „Star" auf — ebensogut aber hätte es auch sein können, daß evangelische Wanderprediger ihre Nachfolger geworden wären.

Von geschlossenen Bühnenverbänden ist in Amerika nur einer vorhanden, die vorzügliche Truppe von Augustin Daly. Ich habe im „Lyceum", im „Union Square" und „Madison Square Theater" in New York Lustspiele mit recht erfreulichem Zusammenspiel aufführen sehen, aber die erlesene Truppe, welche unter Mr. Augustin Dalys Leitung steht, ist allem, was man in Amerika außerdem und selbst in England zu sehen bekommt, unvergleichlich überlegen. Ich nenne nur die hervorragendsten Mitglieder. Mr. John Drew ist ein ansprechender, vornehmer Schauspieler, welcher erste Liebhaberrollen überzeugend und voll Wärme und Leben darstellt; Mr. James Lewis, dessen seltsam häßliche Züge ein wahrer Schatz für ihn sind, ist der beste Komiker der amerikanischen Bühne; Miß Ada Rehan ist von einer entzückenden Koketterie und hinreißender Schelmerei; Mrs. Gilbert steht als Anstandsdame auf der Höhe von Mademoiselle Jouassin, der sie, nebenbei bemerkt, zum Verwechseln ähnlich sieht. Bis auf das letzte Mitglied, dessen Hauptaufgabe es vielleicht

ist, seinem Gebieter die Briefe auf einer silbernen Platte zu überreichen, sind sie samt und sonders Künstler. Das ist, was wir in Frankreich unter dramatischer Kunst verstehen.

Wenn die guten Bühnen in Amerika selten sind, die guten Schauspieler sind es nicht.

Der größte unter ihnen ist ohne Widerrede Edwin Booth, in Darstellung und Auffassung Shakespearescher Charaktere berühmt und in Amerika wie in England darin von keinem erreicht. Auch Lawrence Barrett ist ein Tragöde von Bedeutung. Fürs Lustspiel müssen in erster Linie zwei Veteranen genannt werden, John Gilbert und Lester Wallack*), dann die Herren Robson und Crane. Im eigentlich amerikanischen Stück zeichnet sich Joseph Jeffreson durch Schlichtheit und Wärme des Tons aus, und ich freue mich sehr, daß ich das Glück hatte, ihn in einer für ihn geschaffenen Rolle, als Rip van Winkle zu sehen. Mayo, Florence, Harrigan sind Namen, die dem Amerikaner die Erinnerung an große schauspielerische Erfolge zurückrufen.

Mr. Steele Mackaye ist nicht nur ein guter Schauspieler, sondern auch ein begabter Dramatiker und sein „Paul Kauvar" mit den realistischen Scenen aus der französischen Revolution würde ganz Paris anziehen und fesseln, wenn nur der Direktor der Porte-Saint-Martin oder des Ambigu auf den glücklichen Einfall käme, es einzustudieren. Was originelle, phantasievolle Schöpfungen anbetrifft, gebührt Mr. Richard Mansfield die Palme und ich möchte Octave Feuillet wirklich wünschen, daß er denselben in der Rolle des Baron Chevrial im „Roman parisien" sähe. Das ist ein kühner und echt künstlerischer Wurf, und was die Maske, wie es in der Bühnensprache heißt, betrifft, so hat Mansfield nicht seinesgleichen.

In Miß Fanny Davonports Begabung einen sich Leidenschaft mit Anmut und Würde, und die Künstlerin erhebt

*) Leider hat Amerika diesen trefflichen Künstler kürzlich verloren.

sich im dritten und vierten Akt der „Tosca“ zur wahrhaft großen Tragödin. Daß die „Tosca“ in den Vereinigten Staaten Erfolg hat, ist nicht zu verwundern; Sardou hat dies Stück für eine Bühnengröße geschrieben, und ein „Star“ genügt also, um ihm auch im Ausland Geltung zu verschaffen.

Die bedeutendste Schauspielerin Amerikas ist eine Polin, Madame Modjeska, die außer Sarah Bernhardt keine Nebenbuhlerin auf der Welt hat, diese aber, meiner Ansicht nach, zuweilen noch übertrifft. In der Wiedergabe der Kameliendame schien sie mir entschieden über der Französin zu stehen, denn wenn Madame Modjeska in diese Rolle vielleicht auch nicht die verzehrende Glut, die ursprüngliche Leidenschaft hineinträgt wie Sarah Bernhardt, so bringt sie dafür mehr weibliche Anmut, mehr Reinheit mit. Sie ist minder sinnlich als diese, sie ist sympathischer, und wenn sie den Zuschauer nicht in gleichem Maß packt und erschüttert, so greift sie ihm um so mehr ins Herz: hier ist die Gefallene, die durch die Liebe entsündigt und gereinigt wird, wie Alexander Dumas sie sich dachte.

Die amerikanischen Theater sind weiträumig, elegant, zierlich, gut gelüftet und vortrefflich beleuchtet. Die Sitze sind bequem und die Logenschließerin ist eine hier unbekannte Erfindung.

Das Erdgeschoß des Theaters ist ausschließlich den „Fauteuils d'Orchestre“ eingeräumt, da der Boden aber von der Bühne bis zum Hintergrund allmählich, doch ziemlich bedeutend aufsteigt, übersieht der in der letzten Reihe Befindliche die Bühne so ungehindert wie die vordersten. Und es ist ein Glück, daß diese Einrichtung getroffen ist, denn die Amerikanerinnen setzen sich, um ins Theater zu gehen, derartige Türme auf den Kopf, daß, wenn das Orchester auf gleicher Höhe läge, man wirklich auf die Liebenswürdigkeit der Damen in den ersten Reihen angewiesen wäre, um überhaupt zu erfahren, was auf der Bühne vorgeht.

Mit Ausnahme des Opernhauses und zwei oder drei andern großen Theatern haben die meisten nur das Parkett, eine oder zwei Galerieen und Prosceniumslogen.

Die Eintrittspreise sind mäßig und wechseln von siebeneinhalb bis zweieinhalb Franken. Das Volk hat seine eignen Theater, wo man ihm für fünfzig bis fünfundsiebzig Centimes, höchstens einen Frank, Ausstattungsstücke, Melodramen und Hanswurstiaden auftischt.

Rein unerträglich ist, daß die Amerikaner — oder wie ich richtiger sagen sollte, die Amerikanerinnen — nicht rechtzeitig ins Theater zu bringen sind. Der Vorhang geht auf, aber noch zwanzig Minuten lang ist ein derartiges Hin- und Hergehen, Thüren auf- und zumachen und Geräusch, daß man kein Wort versteht. Fängt die Vorstellung um acht Uhr an, so kommt man um ein Viertel auf neun, fängt das Stück um ein Viertel auf neun an, so kommt man um halb neun, und so geht's fort. Zur festgesetzten Zeit, da der Vorhang aufgeht, ist das Parkett vollständig leer. Diese schlechte Gewohnheit gereicht den Schauspielern zum Verdruß, dem Publikum zum Schaden, aber das Uebel scheint unheilbar zu sein und die Direktoren haben vergebens versucht, demselben Abhilfe zu schaffen. Ich kenne einen, welcher folgende Anmerkung unter die Theateranzeige setzen ließ: „Ich mache das geehrte Publikum allen Ernstes darauf aufmerksam, daß ein Verständnis dieses Stückes ohne die erste Scene vollständig unmöglich ist.“

Der Versuch fiel glänzend durch. Dem Stück nicht folgen können, ist verdrießlich, aber hereinkommen, solange noch niemand da ist, um zu bewundern, wie man sich geschmückt hat — undenkbar!

Ganz dasselbe wiederholt sich in Konzerten und Vorlesungen. Diejenigen, welche numerierte Sitze innehaben, kommen eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten nach der auf allen Anzeigen und Programmen angegebenen Zeit. Ist jedermann an seinem Platz, dann fängt endlich das Konzert

oder der Vortrag an, und der Teil des Publikums, der auf diese Weise eine volle halbe Stunde warten mußte, bis die andern sich gesetzt, murrt nicht im geringsten und entwickelt eine engelhafte Geduld.

Beim Eintritt in die Vorhalle eines amerikanischen Theaters erhält jedermann unentgeltlich ein Programm, auf dem sich eine Inhaltsangabe des Stücks und die Namen sämtlicher Angestellten der Bühne befinden. Zuerst kommt natürlich der eigentliche Theaterzettel, enthaltend Rollen und Darsteller, dann die Namen des ersten und zweiten Bühnenvorstands, des Ober- und Unterregisseurs, des ersten und zweiten Kassierers, des Kapellmeisters, Maschinisten, Zimmermanns, Requisitenmeisters, Feuerwehrmanns, Billetabnehmers, Polizeiaufsehers und Gasanzünders — hätten wir noch Kerzenbeleuchtung, so käme der Name des Lichtputzers auch auf die Nachwelt.

Ist ein Klavier auf der Bühne, so steht die Firma des Fabrikanten auf dem Programm, wird in dem Stück gespeist, so ist angegeben, welcher Koch die Mahlzeit liefert, liegen Teppiche auf dem Fußboden, so ist der Kaufmann, von dem sie bezogen wurden, genannt, kurz und gut, man erhält weitgehende Aufklärung über jede Einzelheit des Theaterapparats. Eine Kleinigkeit nur wird manchmal übersehen, aber nur eine einzige — es geschieht nämlich häufig, daß man vergißt, den Namen des Verfassers von einem Stück zu nennen. Schließlich aber, was liegt daran, ob man bei einer Aufführung des „Roman parisien" den Verfasser kennt? Man erfährt ja doch, wie der Theaterportier heißt!

Es handelt sich auch nur um Octave Feuillet.

XXII.

Die Religion der Amerikaner. — Die Sekten. — Weshalb Bruder Jonathan in die Kirche geht. — Immerr herrrein, meine Herren und Damen. — Unwiderstehliche Lockung. — Die Esoteristen. — Weshalb sterben, wenn man unsterblich sein kann? — Ein warm empfohlenes Buch. — Die Sonntagsheuchelei. — Großer Schotte! — Religion und Republik vertragen sich gut in Amerika.

Die Amerikaner sind Christen, das heißt, sie gehen Sonntags in die Kirche, die Woche über gehen sie ihren Geschäften nach, ganz wie es bei den Christen anderswo auch der Brauch ist.

Die Religion wird in Amerika mit jeder erdenklichen Tunke aufgetragen, und jeglicher Geschmack kann etwas Befriedigendes finden. Die katholische Kirche nicht mit eingerechnet, habe ich hundertneunundachtzig verschiedene religiöse Sekten gezählt — England besitzt deren nur hundertfünfundachtzig.

Welcher Sekte ein Prediger auch angehören mag, wenn er gut spricht, so hat er jeden Sonntag volles Haus. Der Gottesdienst als solcher übt keine Anziehung und des Geistlichen ganzer Einfluß auf die Menschen beruht auf seiner Begabung als Redner. Man geht in einen religiösen oder philosophischen Vortrag, wie man einen litterarischen, ein Konzert oder eine Theateraufführung besucht.

Steht ein langweiliger Prediger auf der Kanzel, so sind in Amerika sämtliche Bänke leer, steht ein talentvoller Redner droben, so muß man ja nicht vergessen, eine halbe Stunde vor Anfang des Gottesdienstes da zu sein, oder man muß während der ganzen Dauer desselben stehen.

Das Priestertum ist nicht Sache innern Berufs, sondern ein Gewerbe — ohne Talent kein Erfolg. Ein Amerikaner geht weit lieber zu einem Geistlichen von einer andern Sekte in die Kirche, als daß er die Lehre, an die er glaubt, langweilig vortragen hörte. Da wird er viel eher

einem Vortrag des ehrwürdigen Paters Mac Glyn, des Exkommunicierten, beiwohnen oder einer Rede von Felix Adler, dem eleganten Agnostiker; so fromm er auch sein mag, wird er nie aufhören zu beklagen, daß Oberst Ingersoll am Sonntag nicht mehr öffentlich auftritt; ein so guter Protestant er auch sei, wird er sich gar kein Gewissen daraus machen, eine schöne Messe in der katholischen Kirche mit anzuhören, kurz, er ist überall zu treffen, nur nicht in dem Gottesdienst, wo man sich langweilt und wo der Geist keine Anregung findet.

Die Kirche zeigt ihren Prediger in der Zeitung an, wie die Theater einen Virtuosen, und gebricht es ihr an einem hervorragend guten, so werden dem Publikum andre Lockspeisen vorgehalten. Wer würde fühllos bleiben, wer könnte widerstehen, wenn man Einladungen liest, wie ich sie in New York und Chicago an Kirchenthüren angeheftet fand? Ich gebe dieselben genau wörtlich, da ich sie auf der Stelle pünktlich abgeschrieben habe.

„Evangelische Musiker, Einzelgesang, kurze Predigten. Hier findet man Frieden, Glück und das Heil der Seele."

Immerrr herrrein, meine Herren und Damen!

Das andre, noch verführerische Plakat lautete so: „Keine Entschuldigung mehr für das Unterlassen des Kirchenbesuchs. Sitzplätze gratis; Gottesdienst heiter und spannend. Gebet- und Gesangbücher werden von der Kirche geliefert."

Folgt dann noch eine Bitte, diese Bücher nach dem Gebrauch wieder an ihren Platz zu legen.

Die Zahl der Religionssekten wächst mit jedem Tag, und keine Lehre ist zu widersinnig, sie findet Gläubige. Der eine verspricht seinen Anhängern das Himmelreich, der andre die Unsterblichkeit, ja wohl, die Unsterblichkeit, nicht mehr und nicht weniger. Mit dieser Lockspeise arbeitet die jüngste amerikanische Erfindung auf religiösem Gebiet, der „Esoterismus" oder Geheimbund.

Die Lehre der Esoteristen ist, daß der Mensch, wenn er wahrhaft frei von Sünde wäre und alle Vorschriften des

Evangeliums buchstäblich erfüllte, unsterblich würde, unsterblich nicht im Jenseits, sondern hienieden. Da es nun wahrscheinlich noch keinem einzigen Christen gelungen ist, die Vorschriften der Bibel Punkt für Punkt zu erfüllen, so ist es ja immerhin möglich, daß sie recht haben. „Um ewig zu leben," sagen sie, „braucht man nur tugendhaft zu bleiben selbst in der Ehe, denn die größte Sünde ist die fleischliche Lust, — unsre Ureltern haben ja mit dem Tod dafür gebüßt. Man muß sich also derselben vollständig enthalten, das Cölibat, welches wohl der einfachste Weg hierzu wäre, genügt nicht, denn ohne Kampf kein Sieg. Man muß also eine Ehe schließen, aber ... in allen Ehren. Wem es gelingt, seine Leidenschaften zu überwinden, der ist gegen jede Krankheit gefeit und folglich unsterblich."

„Aber," werden Sie vielleicht fragen, „sterben die Esoteristen denn wirklich nicht?" Doch, sie sterben, das beweist aber ihrer Ansicht nach keineswegs, daß sie sterben müssen. Der Tod tritt bei ihnen eben nur deshalb ein, weil sie diese Stufe der Vollkommenheit nicht erreicht haben.

Unter allen Umständen wird diese Lehre lange bestehen, denn entweder gelangt der Esoterist zur höchsten Vollendung und stirbt gar nicht, oder er fällt der Sünde anheim und erhält Nachkommenschaft, welche dann die Zahl der Gläubigen vermehren wird. Das Haupt dieser erst seit zwei Jahren vorhandenen Sekte behauptet sogar, daß der Esoterist, der frei von Sünde ist, nicht nur unsterblich sei, sondern auch in die Zukunft zu sehen vermöge, wodurch sich ihm natürlich Gelegenheit böte, ein ungeheures Vermögen zu machen, denn an der Börse wäre diese Gabe entschieden vom höchsten Wert.

Eine andre Sekte heilt Krankheiten durch den Glauben. Aerztliche Hilfe ist Sünde; man setze sein Vertrauen in den Herrn, er wird das Uebel heilen*). Die Ueberzeugung dieser

---

*) Die durch religiöse Verzückung hervorgebrachte Nervenüberreizung bringt zuweilen Heilungen zu stande.

Fanatiker wird keineswegs erschüttert, wenn die, welche sie zu heilen sich unterfangen, doch sterben. „Wäre sein Glaube nur ein wenig stärker gewesen, so hätte er sich erholt.“ Der Doktor Sangrado kurierte alle Leiden mit Aderlaß und heißem Wasser; starb ein Patient, so war der Aderlaß zu schwach oder zu stark gewesen, das Wasser war zu heiß oder zu kühl angewendet worden. Die Theorie blieb unangetastet.

Selbstverständlich sind alle diese neuen Sekten geschäftliche Unternehmungen. Man mietet sich ein Zimmer, stellt einen Tisch und einige Stühle hinein und lockt ein paar Bummler herbei, die dann den Grundstock der Gemeinde abgeben. Dann wird gesammelt und ein besseres Lokal bezogen; man wirbt Anhänger, gründet eine Zeitung, hält Vorträge und wendet sich an die Börse der Neubekehrten, um eine sogenannte „Kasse des Herrn“ anzulegen, und nicht selten finden sich Leute, die schwach und dumm genug sind, dieser Kasse ihre gesamte Barschaft zu opfern. Ganz unnütz, einen Reservefond zu stiften: die menschliche Dummheit ist eine unerschöpfliche Goldader.

Die Wahrsager werden mit Gefängnis von sechs Monaten bis zu zwei Jahren bestraft, wie aber ist es möglich, daß ein Gesetz zuläßt, daß derartige Schwindler eine „Kasse des Herrn“ gründen, um gegen das Versprechen der Unsterblichkeit dummen Gänsen ihr bißchen Geld abzuschwindeln? In Amerika wie in England scheint der Gauner sein Gewerbe unter dem Deckmantel der Religion ungestraft treiben zu können.

Der und der Verleger erbaut mit dem Geld, das ihm der Diebstahl an französischen und englischen Schriftstellern eingetragen hat, eine Kapelle.

Ein reuiger Sünder gründet eine neue Religion auf Aktien und hofft dabei auf die Gnade des Herrn und große Dividenden.

Ein beliebter Prediger versteigert die Plätze in der Kirche

an die Meistbietenden. Ein andrer liefert einer Genossenschaft die Aushängebogen der Predigt, die er am Sonntag hält, und die Hauptzeitungen der Vereinigten Staaten sind im stande, ihren Lesern am Montag früh den Wortlaut der am Tag vorher in Brooklyn gehaltenen Predigt zu geben.

Solange ich in Amerika war, gab ein sehr bekannter Geistlicher einen Band Predigten heraus, den er mit folgendem Vorwort versehen hatte: „Gott hat die Gnade gehabt, die in diesem Band enthaltenen, zu seiner Ehre in seinem Haus gesprochenen Worte huldvoll aufzunehmen. Ich wage deshalb zu hoffen, daß sein väterlicher Segen mit diesem Büchlein, darein ich sie gesammelt, sein werde.“ In Frankreich erscheinen zahlreiche Bücher mit der Vorbemerkung: „Mit Bewilligung Seiner Hochwürden des Erzbischofs von N. herausgegeben.“ Ein Band, der von Gott in Person „huldvoll aufgenommen“ worden ist, der müßte ja steigen, wie ein Luftballon.

Die Sonntagsheuchelei ist im Osten von Amerika so sehr im Schwang, wie in England und Schottland.

Ich war eines Sonntags in der subtropischen Ausstellung in Jacksonville und trat an eine der Verkaufsbuden, wo ich mir ein paar Kleinigkeiten aussuchte.

„Heute kann ich sie Ihnen nicht verkaufen,“ sagte der Händler, nachdem das Geschäft vollständig im Reinen war.

„Nicht? Weshalb denn nicht?“

„Weil es Sonntag ist. Wenn Sie die Sachen aber doch haben wollen, werde ich sie Ihnen zurückstellen ... Sie können sie dann morgen kaufen.“

Wie erbaulich! Und die Puritaner verlangen noch, daß man das bewundern soll!

Um den Namen Gottes nicht vergeblich zu führen und der Gefahr eines gelegentlich entschlüpfenden „My God!“ zu entrinnen, haben die Engländer das „My Gracious!“ erfunden. Zuweilen, vermutlich weil sie dem lieben Gott keine große Kenntnis fremder Sprachen zutrauen, sind sie ver-

messen genug, sich ein „Mon Dieu!“ oder „Mein Gott!“ entschlüpfen zu lassen.

Die Amerikaner haben sich nicht minder klug aus der Verlegenheit zu helfen gewußt und haben sich den Ausruf: „Great Scott!“ (Großer Schotte!) beigelegt.

Was an allen religiösen Sekten der Vereinigten Staaten anerkannt werden muß, ist der durchaus nationale Charakter derselben. Wer da sagt, die geoffenbarte Religion sei die geschworne Feindin jeglichen Fortschritts und insonderheit der republikanischen Einrichtungen, den verweise ich auf Amerika und rufe ihm zu: „Das ist grundfalsch!“

Vom Kardinalerzbischof an bis herab zum allerbescheidensten Methodisten, Wesleyaner, oder sogar Esoteristenpfarrer ist nicht ein Geistlicher, der es wagen würde, dem Volk zu bestreiten, daß die Freiheit das köstlichste, heiligste all seiner Güter sei und die republikanische die ihm zuträglichste Regierungsform.

In Frankreich ist man in Fragen des Glaubens gleichgültig geworden, ja man trägt eine gewisse Religionsfeindlichkeit zur Schau, und zwar aus übertriebener politischer Ueberzeugungstreue. Ich bin gewiß, daß wer im französischen Volk die Herzen prüfen würde, dort weniger wirklichen Atheismus vorfände, als in manchem andern Land. Der Glaube erscheint als das Panier der Monarchisten, und man glaubt seine republikanischen Gesinnungen zu beweisen, indem man ihn nicht teilt. Man erblickt in dem Frommen in Frankreich mehr einen politischen Gegner als einen Widersacher auf religiösem Gebiet, und darin liegt die wahre Ursache der französischen Flauheit und Ungläubigkeit. Auch muß zugegeben werden, daß viele Monarchisten religiöse Empfindungen äußern und regelmäßig dem Gottesdienst beiwohnen, nur um damit einen Widerspruch gegen die Republik kundzuthun, und daß die Republikaner nicht so unrecht haben, wenn sie in der Kirchengläubigkeit den Ausdruck der Feindschaft gegen das erblicken, was ihnen das Teuerste ist.

Diese Lage der Dinge ist sehr zu beklagen und die Schuld liegt an beiden Teilen.

In England und Amerika, wo die Regierungsform von keinem Menschen angetastet oder in Frage gestellt wird, liegen sich Religion und Fortschritt keineswegs in den Haaren und die erstere übt keinerlei Beschränkung der Freiheit aus.

Ein Glaube, dessen oberstes Gesetz die Nächstenliebe ist, sollte doch wahrhaftig mit der Republik Hand in Hand gehen können.

XXIII.

Die Rechtspflege. — Vergleichungen zu gunsten Amerikas. — Gerichtsverfahren. — Ein Angeklagter wird bar bezahlt. — Jagd auf den Verbrecher. — Die Geschwornen und ihre Rechte. — Langsamkeit der amerikanischen Rechtspflege. — Mißverstandene Menschlichkeit. — Eine ungedruckte Anekdote aus dem „Klub der Wilden".

Ich habe keineswegs im Sinn, dem Leser das gesamte Gerichtsverfahren in den Vereinigten Staaten darzustellen und verweise ihn dafür an die Tocquevilles*) aller Länder und den unsrigen insbesondre. Nicht die Gesetze und Einrichtungen Amerikas beschäftigen mich in diesem Band, sondern dessen Sitten.

Ich war soeben von Amerika zurückgekehrt und saß nach dem Frühstück im Rauchzimmer des North-Western-Hotel in Liverpool. Ein Amerikaner, der die Ueberfahrt mit mir gemacht hatte, leistete mir Gesellschaft und plaudernd freuten wir uns an dem prachtvollen Gebäude, das sich dem Gasthaus gegenüber befindet, der St. Georgs Halle, dem Liver-

---

*) Bedeutender französischer Historiker. Hauptwerke: „De la démocratie en Amérique" (1841); „L'ancien Régime et la Revolution."

Anm. d. Uebers.

pooler Justizpalast und schönsten Bau, der sich außerhalb Londons in England findet.

Plötzlich hören wir eine Trompetenfanfare. Es entsteht ein Zusammenlauf, die Menge drängt sich nach dem Eingang des Palastes und bildet schon an beiden Seiten des großen Hauptaufgangs Spalier. Herolde und Diener im Piqueurkostüm, ganz mit Goldstickerei und Borten bedeckt und behängt, steigen gleich darauf die Stufen herunter; hinter ihnen Polizeibeamte. Mehrere Wagen fahren an der Rampe an.

Aus einem derselben steigt ein Herr in scharlachrotem Talar mit einem Schulterkragen von Hermelin und einer gepuderten Perücke im Stil Ludwig XIV. Feierlich schreitet das Scharlachgewand unter dem Geleit der Bediensteten, die ihm entgegengeeilt waren, die Treppe hinan; die Menge starrt mit offenem Munde nach und den Leuten fallen vor Bewunderung fast die Augen aus dem Kopfe.

„Was für eine Vorstellung findet denn da drüben statt?" sagte der Amerikaner mit jener kühlen Unbefangenheit, die seinen Landsleuten eigen ist.

„Mein lieber Herr," sage ich ihm, „das ist ganz einfach ein Richter, der heute Vormittag über das Schicksal von ein paar Spitzbuben entscheiden wird, welchen England, wie Sie sehen, viel Ehre anthut."

Mein Amerikaner sah nachdenklich drein und schwieg. Vermutlich rechnete er im stillen die Besoldung eines solchen Richters, die Kosten für Wagen und Repräsentation, die Anwaltsgebühren, die Gehälter der Polizeibeamten und Thürsteher, die Kosten des Gebäudes und tausenderlei andre Dinge zusammen, und hielt neben diese Gesamtsumme die fünfzig Franken, die ein unredlicher Buchhalter vielleicht aus der Kasse seines Herrn entwendet haben mochte und derenthalben all dieser Pomp entfaltet wurde.

Man kann sich nichts Einfacheres denken als einen amerikanischen Gerichtshof. Vier kahle Wände ohne den geringsten Schmuck, Strohsessel oder Bänke, keine Uniformen,

keine Talare, keine Perücken, kein Barett, keine Thürsteher in Livree. Richter und Advokaten sind im schwarzen Rock, der sich von dem der Gerichtsdiener nur durch größere Sauberkeit unterscheidet.

Wie in England, wird der Angeklagte nicht zum Wort zugelassen; werden Fragen gestellt, so ist sein Anwalt ihm zur Seite und spricht für ihn. Der Anwalt befragt Entlastungs- und Belastungszeugen und plaidiert; der Richter führt den Vorsitz, sonst beteiligt er sich nicht an der Verhandlung.

Der Angeklagte hat seinen Platz inmitten des Saals auf einem Stuhl und zwar so nahe beim Publikum, daß er oft Ellbogen an Ellbogen mit den Zuschauern sitzt und ich mehrmals die mich begleitenden Amerikaner fragen mußte, welcher denn der Angeklagte sei.

Das amerikanische Gerichtsverfahren ist jeden Gepränges entkleidet. Es ist nicht wie in England und namentlich auch in Frankreich ein Schauspiel mit großartiger Scenerie, sondern ein Mensch hat einfach vor seine Mitbürger zu treten, sich über seine Missethat zu verantworten oder seine Unschuld zu beweisen, es ist eine Familienwäsche, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Die Schlichtheit der Formen geht so weit, daß, nachdem ich durch einen Anwalt dem vorsitzenden Richter vorgestellt worden war, ich die Aufforderung erhielt, mich neben diesen zu setzen, um besser hören und sehen zu können, was vor sich ging.

Die Schlichtheit kann sogar noch weiter gehen.

Als sich eines Tages ein Angeklagter erhoben und den Richter in mehr als dreister Weise angeredet hatte, verließ dieser seinen Platz, legte seinen Ueberrock ab, ging auf den Angeklagten zu und versetzte ihm einige kräftige Hiebe. Dann nahm er seinen Sitz wieder ein und bemerkte, indem er sich an die Anwälte wandte: „Der Zwischenfall, der soeben stattgefunden hat, steht in keinerlei Beziehung zum

Geschäftsgang. In meiner Eigenschaft als Privatmann habe ich dem Angeklagten eine Züchtigung angedeihen lassen, ich nehme jetzt meine Thätigkeit als Richter wieder auf; ich bitte, daß Sie fortfahren."

Weit entfernt, dem Angeklagten die Beleidigungen von vorhin nachzutragen, schien der Richter, sobald er mit ihm abgerechnet hatte, jede Erinnerung daran verloren zu haben und führte nun die Verhandlung in gänzlich unparteiischer Weise zu Ende; das Ergebnis war eine Freisprechung.

In Frankreich besolden wir eine Heerschar, richtiger gesagt eine Horde, von Richtern und Polizeibeamten zum Schutz unsrer Sicherheit, und nie, aber auch gar nie, wird uns in den Sinn kommen, denselben bei Ausübung ihres Berufs behilflich zu sein. Bleibt ein Verbrechen dunkel und unaufgeklärt, so sagen wir uns: „Man hat ja eine Polizei; die soll sehen, daß sie den Thäter entdeckt. Mich geht das nichts an, und den Fahnder spielen paßt mir entschieden nicht."

Anders in den Vereinigten Staaten; dort haftet jeder einzelne für das Allgemeine.

Wird irgendwo ein Verbrechen verübt, so fühlt die gesamte Einwohnerschaft sich entehrt und sie macht sich Mann für Mann auf die Suche nach dem Verbrecher. Man bildet Abteilungen und durchstreift die Gegend; mit Hunden und Gewehren verfolgt man die Fährte eines Verbrechers in den Wäldern, wie die eines wilden Tieres. Wird er entdeckt und setzt er sich allzu eigensinnig zur Wehr, so wendet man eine Kugel an ihn und geht beruhigt nach Hause.

Ist die Aufregung über ein in der Stadt verübtes Verbrechen allzugroß, so fürchtet man, der Angeklagte könne an Ort und Stelle voreingenommene Richter finden, und man stellt ihn, um ihm ein unparteiisches Urteil zu sichern, an einem ziemlich weit entlegenen Ort vor Gericht.

Das steht in seltsamem Widerspruch mit dem Lynchgesetz, von dem im nächsten Abschnitt die Rede sein wird.

Auch noch andres ist zu bewundern.

In England und Frankreich beantworten die Geschwornen nur die Frage der Schuld oder Unschuld des Verdächtigen, ja in England ist denselben nicht einmal das Recht zugestanden, mildernde Umstände anzunehmen. Daraus ergibt sich, daß die Geschwornen häufig ganz verblüfft sind, wenn der Richter das Urteil verkündigt: sie glaubten den Schuldigen zu ein oder zwei Jahren Gefängnis verurteilt zu haben, und der Wahrspruch lautet auf zehn Jahre Zwangsarbeit.

Bei Anklagen des Mordes richtet in England der Gerichtsschreiber nach Schluß der Verhandlung an die Geschwornen die Frage: „Hat der Angeklagte vorsätzlich getötet?"

„Gewiß hat er den Mann getötet, aber in der Aufwallung der Eifersucht. Seine Frau hat ihn betrogen und er erschlug den Elenden, der ihn entehrte."

„Das gehört nicht hierher," entgegnet man ihnen. „Sie haben die Frage, ob der Angeklagte vorsätzlich ein Menschenleben zerstört hat, mit ja oder nein zu beantworten."

Da die Geschwornen nun nicht im stande sind, die Frage zu verneinen, so sehen sie sich gezwungen, einen Mann, dem sie vor ihrem eignen Gewissen die Achtung keineswegs entzogen haben, an den Galgen zu bringen; sie sind gezwungen, einen Unglücklichen, dem Schmerz und Wut die Sinne verwirrten, zu verurteilen gleich dem Verbrecher, der einen lange geplanten Raubmord verübt hat.

Das amerikanische Geschwornengericht beantwortet nicht nur die Frage der Schuld und Unschuld, sondern es fällt das Urteil selbst und kann sagen: „Wir sind der Ansicht, daß der Angeklagte des Verbrechens in diesem oder jenem Grad schuldig ist und wir verurteilen ihn daher zu dieser oder jener Strafe."

Tadelnswert ist die Langsamkeit des Verfahrens in Amerika. Wenn er es geschickt angreift, kann es einem Verurteilten gelingen, seinen Fall immer wieder zur Ver-

handlung zu bringen und sich Monat um Monat wieder aburteilen zu lassen.

In Fällen von Mord finde ich es grausam, den Unglücklichen, den hinrichten zu lassen man entschlossen ist, ein Jahr und länger in Untersuchungshaft zu halten — das heißt dem Todesurteil die Folter hinzufügen.

Und wenn das alles wäre!

Bruder Jonathan ist ein so warmer Menschenfreund, daß er sich zur Tötung seines Nächsten sogar in gesetzlicher Weise nur schwer entschließt. Hat er dann seinen Verbrecher ein Jahr lang eingesperrt gehalten und muß er endlich wohl oder übel zur Hinrichtung schreiten, so führt er ihn aufs Blutgerüst und legt ihm den Strick um den Hals, läßt sich aber dann noch zwölf bis sechzehn Minuten Zeit zum entscheidenden Ruck.

Wunderliche Art der Nächstenliebe!

Es ist zu hoffen, daß die Hinrichtung vermittelst Elektricität, wie der Staat New York sie vor kurzem eingeführt hat und wie die übrigen Staaten sie ohne Zweifel auch in Bälde einführen werden, dieser qualvollen, verschärften Todesart ein Ende machen wird.

Ja, man darf hoffen, daß sogar noch Besseres zu erwarten ist, und daß die Amerikaner über kurz oder lang die Todesstrafe abschaffen werden, ist mir zweifellos. Sie sind viel zu verständige Leute, um nicht zu begreifen, daß die Todesstrafe keinen Verbrecher schreckt, und zwar aus guten Gründen. Entweder ein Vergehen wird im Sturm der Leidenschaft begangen oder mit Vorbedacht. In ersterem Falle hat der von Wut oder Verzweiflung Verblendete keinen Gedanken an Strafe, im zweiten glaubt ein jeder seinen Plan so klug angelegt zu haben, daß keine Möglichkeit einer Entdeckung vorhanden.

Der eben besprochene Gegenstand ist etwas düsterer Art und ich will zum Schluß eine kleine Geschichte erzählen, die das Tageslicht der Oeffentlichkeit noch nicht gesehen hat, die

ich aber zu ergötzlich finde, um sie im Dunkeln lassen zu können.

Der Schauplatz ist das Rauchzimmer eines dramatischen Klubs in London.

Ein berühmter Verbrecher hatte am Morgen die Todesstrafe erlitten. Mehrere Klubmitglieder unterhielten sich über den Vorgang und jeder äußerte sich darüber, wie ihm wohl zu Mute wäre, wenn man ihn zum Blutgerüst führte.

Während dieses Gesprächs saß ein wohlbekannter Schauspieler, dem jedoch die Bühnenvorstände, ich weiß selbst nicht weshalb, nur untergeordnete Rollen anvertrauten, schweigend in seinem Lehnstuhl und blies den Rauch in kunstvollen Ringen nach der Decke.

„Halt!" rief plötzlich ein Klubmitglied, sich an den Künstler wendend, „N... hat uns seine Meinung noch gar nicht gesagt! Wie denkst du dir die Gefühle eines zum Tode Geführten? Wie meinst du, daß dir dabei zu Mute wäre?"

Der Schauspieler schlug die Augen zur Zimmerdecke auf, schickte eine gehörige Rauchwolke nach oben und erwiderte lächelnd: „Kinder, da hätte ich doch endlich die Genugthuung, eine erste Rolle zu spielen."

XXIV.

Das Lynchgesetz. — Gehenkt, verbrannt und erschossen. — Die Kerkermeister können die in ihrem Gewahrsam Befindlichen nicht schützen. — Die komische Seite des Lynchgesetzes.

Das Lynchgesetz ist ein summarisches Verfahren, welches in den Vereinigten Staaten von Amerika vom Volke selbst ausgeübt wird an Verbrechern, die, sei es wegen Unzulänglichkeit der Gesetze oder Mangel an einer erreichbaren Behörde in der Nachbarschaft, sonst straflos ausgingen. Von einer Untersuchung oder auch nur von einem Verhör keine

Rede; der Pöbel setzt sich in den Kopf, daß der oder jener der Thäter des Verbrechens sei, das genügt; man sucht ihn auf, schleppt ihn von seiner Familie weg, führt ihn an den für die Urteilsvollstreckung bestimmten Ort, henkt, verbrennt oder erschießt ihn, je nach Laune. Zuweilen ist der Verdächtige schon festgenommen worden und sitzt hinter Schloß und Riegel; die Untersuchung zieht sich in die Länge, man gerät in Angst, er könnte der Gerechtigkeit entrinnen. Möglicherweise wäre der Unglückliche ja im stande, vor dem Gericht seine Unschuld zu beweisen, und das würde der erregten Menge schlecht taugen. Man rottet sich zusammen, zieht vierzig, fünfzig Mann stark vors Gefängnis und fordert die Auslieferung des Opfers. Verweigert der Gefängnisvorstand dieselbe, so schlägt man die Thüren ein, reißt den Gefangenen heraus und schleppt ihn stehenden Fußes zur Richtstätte. Zur Ehre der Amerikaner müssen wir hoffen, daß dieser Schandfleck, der ihrer Kultur noch anhaftet, bald verschwinden werde.

Das Wort „Lynchen" ist von einem Eigennamen abgeleitet und rührt von John Lynch her, der im achtzehnten Jahrhundert sich in Karolina ansiedelte und dem seine Mitkolonisten unumschränkte Macht übertrugen, nach Belieben Gericht zu üben und die Unordnungen, wie sie in jeder werdenden Kolonie vorkommen, sofort mit Gewalt zu unterdrücken. Diese Maßregel wurde dann in verschiedenen Staaten von Amerika, wo die Verhältnisse ähnlich lagen, nachgeahmt.

Die Zahl der Opfer des Lynchrechts, die, ob unschuldig oder schuldig, immerhin Opfer zu nennen sind, ist sehr beträchtlich. Fast jeden Tag kann man in den amerikanischen Zeitungen irgend eine Schauergeschichte lesen im Geschmack der folgenden, die ich der in New York erscheinenden vorzüglichen französischen Zeitung „Le Courrier des Etats-Unis" entnehme:

„Das Dorf Pemberton Ferry, Florida, ist kürzlich durch

ein schreckenerregendes Drama in fürchterliche Aufregung versetzt worden.

„Bei einer sehr angesehenen weißen Frau stellten sich eines Abends drei Neger ein und baten mit übertriebener Höflichkeit um etwas zu trinken. Als sie sahen, daß die Frau sich mit ihren beiden Töchtern allein befand, fielen die drei Elenden über die Frauen her, knebelten dieselben und thaten ihnen Gewalt an.

„Sobald das Geschehene ruchbar wurde, unternahmen mehrere Bewohner von Pemberton Ferry, mit Waffen versehen, einen Streifzug zur Verfolgung der Schuldigen. Nachdem die umgebenden Wälder durchstöbert waren, fanden die Bewaffneten — es waren erst wenige Stunden vergangen — zwei verdächtig aussehende Neger zusammengekauert in einem Sumpfe versteckt. Sofort warfen sich die Lyncher auf dieselben, ergriffen sie und führten sie unter einen Baum, wo man sie aufhängte, nach kurzer Zeit aber, um ihnen ein Geständnis zu erpressen, wieder abschnitt. Nachdem beide lang ihre Unschuld beteuert hatten, gestanden sie schließlich, des Verbrechens schuldig zu sein.

„Dies Geständnis steigerte die gerechte Entrüstung der Bürger von Pemberton Ferry zu grenzenloser Wut. Rascher, als es erzählt werden kann, war am Fuß des Baumes von harzigen Tannenzweigen und dürrem Holz ein Scheiterhaufen geschichtet; man steckte denselben in Brand und hing die Beiden an die Aeste, an denen sie zuvor schon gehangen, gerade über das Feuer.

„Der Anblick der Qualen, welche die mit so viel Erschwerungen Zutotgemarterten auszustehen hatten, war so jammervoll, daß ihre Richter trotz aller Wut und Empörung denselben nicht allzulange ertrugen und in einer Anwandlung von Erbarmen das Leiden der Verbrecher durch Flintenschüsse abkürzten. Das Feuer wurde gelöscht; die Leichen ließ man als warnendes und abschreckendes Beispiel am Baum hängen."

Das Blatt setzt hinzu: „... Der dritte Schuldige ist

laut unsern letzten Nachrichten noch nicht gefunden; wird man seiner habhaft, so steht ihm wahrscheinlich die nämliche Todesart wie den beiden Gelynchten bevor."

Die zwei Unglücklichen werden also erst gehenkt und dann wieder abgeschnitten, um Geständnisse abzulegen. Man nimmt sich nicht einmal die Zeit, sie ihren Opfern gegenüberzustellen, obwohl dieselben sicher nicht weit zu suchen gewesen wären, dann werden sie wieder gehenkt, langsam geröstet und schließlich, Gott sei Dank, erschossen.

Wird das Lynchrecht unter der unmittelbaren Wirkung des Entsetzens über ein Verbrechen, bei hochgradiger Aufregung, vollzogen, so ist es zwar nicht entschuldbar, aber bis auf einen gewissen Grad doch verständlich, zumal in einem Land, wo alles erst im Werden. Daß aber Menschen, die eines Verbrechens angeklagt sind, und über deren Schuld oder Unschuld ein Gerichtshof zu entscheiden sich anschickt, daß diese ungestraft aus dem Gefängnis gerissen und vom Pöbel hingerichtet werden können, das übersteigt das Fassungsvermögen selbst in einem Land, wo man sich über gar nichts wundern soll.

Das ist aber noch nicht alles.

Das Lynchen hat auch seine komische Seite, seinen Humor, das finden wenigstens die Amerikaner des Westens in der ihnen eignen cynischen Ausdrucksweise: nämlich . . . wenn man sich geirrt hat, wenn ein Unschuldiger gelyncht wurde, man den Fehler erkennt und nun alles wieder von vorne anfangen muß.

Ich gebe wieder den Bericht einer amerikanischen Zeitung, des „Chicago Herald":

„Die kleine Stadt Sankt Helena ist in Bewegung. Gestern früh traf eine Bande von Lynchern hier ein und begab sich augenblicklich nach der Wohnung von Mrs. Williams, um ihr mitzuteilen, daß ihr Mann heute nacht aus Versehen gelyncht worden sei. Nachdem sie derselben ihr Bedauern

ausgesprochen, begab sich die Truppe aufs neue an die Verfolgung des wirklichen Uebelthäters. Der Jammer der unglücklichen Frau spottet jeder Beschreibung; man fürchtet für ihren Verstand."

So geschehen im Jahre des Unheils 1888, im Monat Februar.

Zuweilen weiß das Lynchgesetz den Leuten heilsame Furcht einzuflößen.

Ein irländischer Agitator hatte, es sind jetzt einige Jahre her, angefangen, das Evangelium des Dynamits und der Unterdrückung der Reichen zu predigen. Die Menge strömte zahlreich herbei, um den Brandreden des Anarchisten zu lauschen. Da thaten sich die hervorragendsten Leute des Orts, welchen der Irländer mit seiner Gegenwart beehrte, zusammen und eröffneten dem Volksfreund schriftlich, daß, falls er sich noch einmal unterfinge, öffentlich aufzutreten, man ihn kurzweg gefangen nehmen und an dem nächsten besten Laternenpfahl aufknüpfen würde.

Der Irländer zog es vor, die Ankündigung weiterer Vorträge rückgängig zu machen, und verließ die Stadt, ohne seine Adresse zu hinterlassen.

XXV.

Eherecht und Ehescheidungen. — Lustspiel- und Operettenstoffe. — Ein Zahnarzt aus Liebhaberei.

Wie ich anderwärts schon erwähnte, hat jeder Staat in Amerika seine eigne Gesetzgebung, woraus natürlich hervorgeht, daß, was in dem einen gesetzlich, im andern verboten ist.

Am seltsamsten und auch am meisten untereinander verschieden sind die Ehegesetze.

Sich zu verheiraten ist in Amerika gar nicht schwierig, sich zu „entheiraten" noch weniger.

Wenn man zum Beispiel in New York mit einer Dame in ein Hotel geht und sich im Fremdenbuch als Herr So und So mit Gemahlin einschreibt, so ist man in diesem Staate gesetzlich der Gatte dieser Frau, ohne daß die Verbindung in den übrigen Staaten anerkannt würde. Um die Scheidung im Staat New York zu erlangen, muß die Untreue der Frau bewiesen werden, man braucht aber nur über den Hudson zu fahren, so erlangt man dieselbe in New Jersey schon wegen Unverträglichkeit der Charaktere oder Grausamkeit. Gelingt es auch dort nicht, so fahre man mit dem Schnellzug nach Chicago, wo allen, welche danach lechzen, die Befreiung aus dem Joch der Ehe winkt.

Der Ehescheidungshof in Chicago, in Amerika die „Scheidemühle" genannt, hat im Jahre 1887 sechshunderteinundachtzig Ehen getrennt. Im Staat Indiana und Illinois gedeiht diese Einrichtung ebensogut und es heißt drüben allgemein, daß die Bahnzüge in Indianapolis zwanzig Minuten Aufenthalt haben, damit unglückliche Eheleute sich auf der Durchreise scheiden lassen können.

Ein Ehemann, der schnarcht, Tabak kaut, übelriechenden Atem hat oder seine Frau nicht zart anfaßt, eine Frau, die falsches Haar trägt, zu laut spricht oder die Zeitung liest während der Mann ihr Liebesworte zuflüstert, das sind vor diesen Gerichtshöfen vollwertige Ehescheidungsgründe.

Es ist gar nicht nötig, daß ein Amerikaner auf dem Gebiet von Utah seinen festen Wohnsitz nimmt, wenn er sich einen Harem anlegen will. Allerdings werden seine verschiedenen rechtmäßigen Gattinnen nicht in jedem Staat als solche angesehen werden, allein wenn er die verschiedenen Ehegesetze sorgfältig studiert, kann er sich diesen Luxus erlauben, ohne daß er zu fürchten brauchte, wegen Vielweiberei in Untersuchung zu kommen.

Ich habe in amerikanischen Zeitungen wirklich erheiternde Scheidungsprozesse gelesen.

Handelt es sich um Erbschaften, so wird die Sache, wie

man sich leicht vorstellen kann, sehr häufig über die Maßen verwickelt. Welches sind die rechtmäßigen Kinder, welches die unehelichen?

Natürlich finden die Männer des Gesetzes bei dieser Verwirrung ihre Rechnung und sind deshalb der Ansicht, daß die amerikanische Gesetzgebung die vortrefflichste der Welt sei.

Die Stadt Chicago allein besitzt eintausendsiebenhundertsiebenundsechzig Anwälte; lauter wohlgenährte, fröhliche Herren.

Welch köstlicher Stoff für eine komische Oper oder ein Vaudeville ließe sich aus dem Zeitungsbericht über eine Sitzung des Ehescheidungsgerichts in Chicago herausgreifen! Was für drollige Verwechslungen! Was für lustige Aussprüche kommen da zutage! Chor der Advokaten, Chor der rechtmäßigen Ehefrauen mit dem Kehrreim:

„Wir, wir sind die Mrs. Jonathan!“

Ich sehe es ordentlich vor mir.

Diese Leichtigkeit im Ehenschließen und Ehenlösen hat auch ihre tragische Seite, und es gibt in Amerika Schurken, die das Heiraten als Spekulation betreiben.

Täglich fast hört man von einem armen, leichtgläubigen Mädchen, das sich mit irgend einem Individuum verheiratet und zwei oder drei Tage nach der Trauung verlassen wird — daß der Gatte dabei ihren Schmuck und ihr bißchen Erspartes nicht zurückgelassen hat, ist selbstverständlich.

„Wozu ein Mädchen verführen?“ sagt sich der Gauner, „wenn heiraten so viel einfacher ist.“

Schließlich bleibt der Armen der Trost, wenigstens ihre Ehre nicht verloren zu haben, und das ist immerhin ein Großes.

Während meines Aufenthaltes im Staate Michigan wurden von der Polizei der Stadt Detroit Nachforschungen nach einem Ehrenmann angestellt, den siebzehn Frauen als den ihrigen beanspruchten — alle waren regelrecht getraut, bestohlen und im Stich gelassen worden.

Ich entnehme einer Zeitung aus Chicago folgenden Auszug aus einem Protokoll, der sehr viel Humor hat und äußerst originell ist. Die Klägerin steht vor Gericht.

„Was für eine Beschäftigung treibt Ihr Mann?“ fragt der Anwalt.

„Das Trinken.“

„Thut er sonst nichts?“

„Doch, er raucht Cigarren.“

„Gute?“

„O ja, gar keine schlechten.“

„Ist er nicht auch Zahnarzt?“

„Ja wohl, Herr Doktor, aber nur aus Liebhaberei.“

„Hat der Beklagte Ihnen nicht sechs Zähne ausgezogen?“

„Allerdings.“

„Hat er zu dem Behuf Chloroform, Aether oder ein andres Betäubungsmittel bei Ihnen angewandt?“

„O nein.“

„Hat er Ihnen die sechs Zähne an verschiedenen Tagen ausgezogen?“

„O nein. Alle auf einmal.“

„Hat er die Berechtigung, den Beruf eines Zahnarztes auszuüben?“

„Nicht, daß ich wüßte. Er hat mir einmal gesagt: ‚Ich gebe dir sechs Dollars Haushaltungsgeld in der Woche. Jeden Sonnabend hast du mir Rechnung abzulegen, und wenn du mich je um fünf Centimes betrügst, so schlage ich dir die Zähne ein.‘ Am letzten Sonnabend habe ich mich in meiner Rechnung um fünfundsechzig Centimes gestoßen, da hat er mich auf den Mund geschlagen, daß mir sechs Zähne abgebrochen sind; zwei habe ich geschluckt.“

„Haben Sie die vier andern?“

„Hier sind sie.“

Die Scheidung ist erkannt.

XXVI.

Mr. Grover Cleveland, der Präsident der Vereinigten Staaten. — Ein öffentlicher Empfang im Weißen Hause. — Eine Privataudienz. — Weshalb ein Yankee sich des Besuchs beim Präsidenten enthält. — Was ein Präsident die Nation kostet. — Mrs. Cleveland. — Ihre Beliebtheit. — Das Leben im Weißen Hause.

Von allen Bürgern der großen neuweltlichen Republik ist der Präsident der Vereinigten Staaten der zugänglichste.

Dreimal wöchentlich begibt er sich in den Empfangssaal im Erdgeschoß des Weißen Hauses und hat eine Stunde lang für jeden, den die Lust anwandelt, bei ihm einzutreten, einen Händedruck. Es gibt wohl auf der ganzen Welt keinen Menschen, der so viele Hände schüttelte, wie der Präsident der Vereinigten Staaten. Zur allgemeinen Empfangsstunde begibt man sich in den Salon des Weißen Hauses, gerade, wie man sich zur Stunde des Gottesdienstes in die Kirche begibt. Man sieht dort Neger, Frauen, die vom Markt heimkommen und ihren Korb im Vorzimmer gelassen haben, Leute jeder Art und jeden Standes, und das ganze Schauspiel ist so demokratisch, als man sich nur etwas denken kann. Einer hinter dem andern tritt jeder an und sagt sein Sprüchlein.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Herr Präsident — ich hoffe, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin sich wohl befinden.“

Dann kommt der nächste dran und so geht die Sache weiter.

Dank einer liebenswürdigen Einführung, die Mr. Roustan, unser wohlwollender Gesandter in Washington, mir an den Privatsekretär des Präsidenten, Oberst Lamont, zu geben die Güte hatte, erlangte ich mit Leichtigkeit eine Privataudienz bei Mr. Grover Cleveland.

Derselbe ist ein Mann von einundfünfzig Jahren, groß, stark, mit ergrauendem Haar, feinem, klugem Gesicht und

von bemerkenswerter Einfachheit im Auftreten. Seine kleinen, aber durchdringenden Augen sprechen sehr deutlich Takt und tiefe Kenntnis der menschlichen Natur aus, alles an ihm atmet Kraft und Entschlossenheit, mehr als geniale Beanlagung. Zuvorkommender als er kann man nicht wohl sein, und er versteht es, seinem Besucher sofort volles Behagen einzuflößen. Seine ganze Haltung hat eine schlichte Würde, ohne den leisesten Anflug von Hochmut.

Während der zehn Minuten, die unsre Unterredung dauerte, nahm er Gelegenheit, mir tausenderlei liebenswürdige Dinge über Frankreich zu sagen, und mir in verbindlichster Weise einen genußreichen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu wünschen, so daß ich die Bibliothek, in welcher er mich empfangen hatte, mit einem Gefühl der Rührung über die Einfachheit, mit der man sich im Weißen Hause beträgt, verließ. Es war mir dies ordentlich eine Offenbarung. „Das Haupt der Exekutivgewalt, sozusagen der Regent eines großen Volkes, sicherlich des größten der Zukunft," sagte ich mir, „empfängt also ohne alle Schwierigkeit und Förmlichkeit, genau wie ein Privatmann. Wenn sich ein englischer Bürger je einfallen ließe, bei dem Prinzen Heinrich von Battenberg oder irgend einem der zahlreichen, zur Disposition gestellten kleinen Prinzen, denen England den „Unterstützungswohnsitz" gewährt, und deren Müßiggang John Bull in seiner Eigenschaft als Steuerzahler noch begünstigt, einen Besuch machen zu wollen, so stehe ich dafür, daß ein unverschämter Kammerdiener demselben mit sittlicher Entrüstung die Thür weisen und sich dabei sagen würde: ‚Bis zu welchem Grad doch die Vermessenheit der Leute gehen kann.'"

Nach meiner Unterredung mit dem Präsidenten erlebte ich eine äußerst amerikanische kleine Geschichte. Ein liebenswürdiger Yankee hatte mich ans Weiße Haus begleitet, und während ich Mr. Grover Cleveland meine Aufwartung machte, wartete er in der Vorhalle auf mich.

„Weshalb sind Sie eigentlich nicht mit mir hinauf-gegangen und haben dem Präsidenten gleichfalls einen Be-such gemacht?" fragte ich, als ich dort wieder mit ihm zu-sammentraf.

„Weshalb?" sagte er. „Ganz einfach deshalb, weil ich den Präsidenten zum Arbeiten und nicht zum Schwatzen be-zahle. Schlimm genug, wenn ihm die Bummler, welche Washington auf der Durchreise berühren, seine Zeit weg-nehmen."

Allerdings, der Präsident ist für das Arbeiten bezahlt. Sein Einkommen beträgt fünfzigtausend Dollars, also etwa zweihundertfünfzigtausend Franken, wobei er aber die Unter-haltungskosten für das Weiße Haus vollständig zu tragen hat. Mr. Cleveland arbeitet zehn bis vierzehn Stunden im Tag. Er ist der thätigste, eifrigste aller Amerikaner. Für die ungeheure Arbeitslast, die er zu erledigen hat, kostet der Präsident der Vereinigten Staaten sein Land zweimal weniger als was England einem Vizekönig von Irland dafür bezahlt, daß er in Dublin hie und da einen Bazar eröffnet und die irischen Patrioten hinter Schloß und Riegel setzt. Weder König noch Königin, noch Prinzen, noch Herzöge, noch Kanzler, noch Hofhunde irgendwelcher Gattung!

Glücklicher Staat, den die oberste Gewalt nicht mehr als ein paar tausend Franken kostet!

Mr. Cleveland, den das Volk schon vor drei Jahren seiner Talente, seiner Arbeitslust und seiner Redlichkeit wegen liebte und achtete, hat eine bedeutende Zunahme seiner Beliebtheit erfahren, seit er sein Geschick an das der hübschesten und liebenswürdigsten aller Amerikanerinnen geknüpft hat.

Mrs. Cleveland ist ein junge Frau von kaum fünf-undzwanzig Jahren, und ihre Schönheit ist schon so häufig beschrieben und besungen worden, daß es langweilig wäre, diesen Gegenstand noch einmal zu erörtern. Gleichviel wel-cher Partei sie angehören, über diesen Punkt sind alle Ameri-

kaner einig, und das ganze Volk sieht Mrs. Cleveland mit den Augen des Präsidenten.

Die Etikette des Weißen Hauses hat entschieden nichts gemein mit der Etikette europäischer Höfe, und Mrs. Cleveland mußte jenen feinen Takt, durch den die Amerikanerinnen sich auszeichnen, in hohem Grad besitzen, um mit einem Schlag die anmutigste und beliebteste Hausherrin eines so ungeheuren Landes wie Amerika zu werden. In diesem Takt, in dieser Fähigkeit, sich anzupassen, erblicke ich abermals eine Aehnlichkeit zwischen Amerikanerin und Französin, und das nicht nur zwischen solchen aus der guten Gesellschaft, der die Präsidentin angehört, sondern selbst denen der untern Klassen. Man versetze eine gescheite, kleine, französische Arbeiterin in einen vornehmen Salon, und man wird erleben, daß sie nach Verlauf einer Stunde geht und steht, plaudert und sich bewegt, wie eine Dame aus der Gesellschaft, während einer Engländerin aus dieser Schichte stets etwas von der Atmosphäre, in der sie aufgewachsen ist, anhaften wird.

Ich erinnere mich, in einem in New York erscheinenden Witzblatt eine Karikatur gesehen zu haben, welche die junge Präsidentin darstellt, wie sie ihren Gemahl auf den Schultern ins Weiße Haus zurückträgt. Einer Karikatur muß, wenn dieselbe gut sein soll, immer etwas Wahres zu Grunde liegen, in diesem Fall war die Richtigkeit leicht zu erkennen, denn Mrs. Cleveland wird zur Wiederwahl ihres Gatten ein gut Teil beitragen.

Einen Präsidenten an seinen häuslichen Herd heimschicken, das nehmen die Amerikaner nicht schwer und thun es so ziemlich alle vier Jahre, aber eine reizende Frau, die drei Jahre lang mit so viel Anmut und Takt im Weißen Hause die Herrin gespielt hat, daraus verbannen — das werden sich die ritterlichen Amerikaner wohl zweimal überlegen und gar mancher wird den Clevelandschen Stimmzettel in die Urne werfen und dabei der schönen Augen der Präsidentin gedenken.

Ach, und dann heißt es auch, daß sie die graziösen Hütchen, die sie so gut kleiden, selbst anfertige! Die Putzmacherinnen werden das zwar nicht so ganz am Platz finden, die Ehemänner aber sagen sich: „O, wenn diese Sitte doch allgemein würde!“

Mrs. Cleveland hätte zur Sicherung der Wiederwahl ihres Mannes noch mehr beitragen können, und zwar wenn sie — ja, wie soll ich das eigentlich sagen? — wenn sie dem Präsidenten als Weihnachtsgeschenk 1889 ein rosiges, kleines Baby in Aussicht gestellt hätte.

„Glauben Sie, daß Mr. Cleveland wieder gewählt wird?“ fragte ich eines Tages einen Amerikaner, der mit Leib und Seele zur republikanischen Partei gehört.

„Ich fürchte es,“ war die Antwort. „Das republikanische Lager ist in voller Auflösung und Mrs. Cleveland ist der Abgott des Landes geworden. Ueberdies sagt man, daß sie sich in andern Umständen befinde.“

„Sollte das etwa Ihrer Partei hinderlich sein?“ fragte ich lachend.

„Und wie! Wenn dem so wäre, so könnten die Republikaner die große Trommel aus Leibeskräften rühren, sie würden doch nicht eine Stimme bekommen.“

Um diesen Scherz zu verstehen, muß man wissen, daß die Ehrfurcht vor der Mutter werdenden Frau dem Amerikaner jeden Standes angeboren ist. Nehmen Sie zum Beispiel an, es sei einer nicht im stande, seine Miete zu bezahlen. Sobald der Hauswirt erfährt, daß die Frau ihrer Entbindung nahe oder auch nur seit kurzer Zeit in der Hoffnung ist, wird er gar nicht daran denken, des Mannes Hausrat mit Beschlag zu belegen oder ihm den Befehl zum Verlassen des Hauses zu erteilen.

Das Weiße Haus ist eine anspruchslose, inmitten eines hübschen Parks gelegene, zweistockige Wohnung, äußerlich und innerlich von gleicher Einfachheit, eine Heimstätte der

Arbeit, nicht des Genusses und Reichtums, und das Leben, wie es in demselben geführt wird, ist vollständig bürgerlich.

Um neun Uhr morgens wird das Frühstück aufgetragen, welches wie in den guten amerikanischen Gasthöfen aus drei bis vier Gerichten besteht. Der Präsident trinkt Kaffee, die junge Frau zieht den Thee vor.

Um ein Uhr ist das Lunch bereit — Geflügel, Schinken, Mehlspeise, das ist so in der Regel der Speisezettel, und am Sonntag besteht diese Mahlzeit ausschließlich aus kaltem Fleisch, damit der Koch seinen Nachmittag frei hat.

Um sechseinhalb Uhr findet das Diner statt, welches nie länger als eine halbe Stunde dauert und dessen Zusammenstellung ganz dem Haushofmeister überlassen bleibt. Die Herrschaften sind nicht schwer zu befriedigen und das Essen findet immer Beifall.

Ob Gäste da sind oder nicht, der Präsident wird bei sämtlichen Mahlzeiten zuerst bedient. Ludwig XIV. hätte es vielleicht abgelehnt, vor den Damen bedient zu werden, aber Mr. Cleveland besitzt so viele Tugenden, die Ludwig XIV. abgingen, daß es kleinlich wäre, an solcher Einzelheit mäkeln zu wollen. Ueberdies ist es nicht Mr. Cleveland*), dem die Ehre erwiesen wird, sondern der erste Beamte Amerikas — die Höflichkeit gilt der Nation.

---

*) Die Erwartungen meiner Gewährsmänner vom demokratischen Lager haben sich nicht erfüllt — soeben ist der Kandidat der Republikaner, General Harrison, als Sieger aus der Wahlurne hervorgegangen (8. November 1888).

XXVII.

Die Politik. — Die Parteien. — Die Gesellschaft und der Politiker. — Der „biedere" Hans und der „lustige" Roger. — Die Irländer in Amerika. — Weshalb die Amerikaner auf seiten der Unabhängigkeit Irlands stehen. — Der Bürgermeister von New York und die grüne Flagge. — Die amerikanische Verfassung und der Präsident. — England hat mehr Freiheit als Amerika. — Die Wahlen. — Eine Anekdote.

Die Politik ist in Amerika ein einträgliches Handwerk, sehr einträglich sogar für die, welche sich darauf verstehen.

Wie in England gibt es auch hier zwei große Parteien, die sich statt Liberale und Konservative Republikaner und Demokraten nennen. Der Unterschied zwischen diesen Herren ist der, daß die einen am Ruder sind und am Ruder bleiben möchten, die andern nicht daran sind, aber hinkommen möchten. Alles, was die einen thun, wird von den andern im voraus mißbilligt und gescholten, das ist der „Partei—otismus."

Klugerweise hält sich die gute Gesellschaft in Amerika von Politik und Politikern fern. Wenn ein Bedienter einen Politiker anmeldet, so raunt ihm sein Herr ins Ohr: „Schließe das Silber ein und paß gut auf, daß nichts herumliegt." Treu dem erhaltenen Wink steht Johann im Vorsaal Wache und läßt die Ueberröcke und Regenschirme nicht aus den Augen, wenn er den Mann der Politik hinausführt.

Im übrigen ist die Demokratie in Amerika genau dieselbe wie überall. Um Chemiker zu werden, muß man Chemie studieren, um Rechtsanwalt zu werden, die Rechte, um in einer Demokratie Politiker zu werden, nur seinen eignen Nutzen. Die unterrichteten, gut erzogenen, aufgeklärten Leute wollen nicht, daß man sie mit den Straßenpolitikern in einen Topf werfe, und scheiden deshalb aus der Partei. Bankiers und Großkaufleute haben keine Zeit, Politik zu treiben. Die Senatoren und die Abgeordneten

sind die Auserwählten des Volks und die gute Gesellschaft sagt: „Nein, ich danke; ich bleibe hübsch zu Hause.“ Somit hat die geräuschvolle Mittelmäßigkeit freies Feld, und sobald ein Mann aus der Gesellschaft sich mit Politik befaßt, wird er anrüchig, und um sich einigermaßen in Respekt zu setzen, muß er es dann mindestens bis zum Weißen Haus bringen, und auch dann! Der amerikanische Gentleman hat durchaus nicht den Ehrgeiz, sich im Schmutz herumziehen und sich einen „Dieb“ nennen zu lassen, oder Spitznamen zu erhalten, wie: „der biedere Hans“, „der lustige Roger“ ꝛc. Er versteht ja Spaß, aber wenn man ihn ein Kongreßmitglied oder einen Senator nennen wollte, wäre er im stande, wegen Verleumdung vor Gericht zu klagen, und selbst der Präsident, so fähig und so unantastbar er ist, entrinnt keineswegs jener Mißachtung, welche der Politiker dem Mann von Welt einflößt. Wenn man mich in Amerika fragte, welche berühmten Leute ich kennen gelernt, so pflegte ich zu antworten: „In erster Linie habe ich die Ehre gehabt, Ihrem Präsidenten meine Aufwartung zu machen,“ mußte aber bald inne werden, daß diese Antwort gänzlich verfehlt war. „Ach! So,“ hieß es, „nun ja . . . Sie sind ein Fremder.“ Damit entschuldigte man mich und die Amerikaner wiesen mir wenigstens nicht die Thür!

Amerika wird gegenwärtig von den Irländern beherrscht.

Die Deutschen, die Schweden, Holländer, all diese fremden Elemente, von denen alljährlich eine neue Zufuhr von Glücksuchenden herüberkommt und allmählich von Amerika aufgesogen wird, wenden sich nach dem Westen und machen Wälder und Brachland urbar, wogegen die Irländer in den großen Städten bleiben, sich zusammenrotten und Politik treiben. Die Stadt New York zum Beispiel, die nacheinander von Holländern, Engländern und Yankees erobert wurde, befindet sich heute in der Hand der Irländer und ist die eigentliche Hauptstadt Irlands.

Ich war am 17. März, dem Fest des heiligen Patrick, in Amerika und erinnere mich, daß die Irländer eine offizielle Feier des Tages in New York forderten und vom Bürgermeister kurzweg verlangten, daß er die grüne Flagge auf dem Rathaus aufhisse. Da er sich weigerte, ihr Begehr zu erfüllen, wurde er am andern Tag als schlechter Patriot und Verräter behandelt.

Die Engländer können sich nie recht erklären, weshalb die Amerikaner für die Losreißung Irlands Partei nehmen und den Kampf um dessen Unabhängigkeit mit ihrem Geld unterstützen, und doch ist dies Rätsel sehr einfach zu lösen. Die guten Amerikaner hoffen, daß, sobald Irland wieder den Irländern gehören würde, sämtliche Söhne Erins heimwärts segelten!

Auch ich möchte es wünschen, daß die Irländer ihr Irland hätten, wenn auch aus andern Gründen. In erster Linie und hauptsächlich deshalb, weil sie samt und sonders ihr Vaterland lieb haben und auch in der Fremde, als naturalisierte Amerikaner, die Insel, an der ihr Herz hängt, nicht vergessen. So amerikanisch sie in Amerika auch sind, sie bleiben Irländer. Amerika leisten sie den Eid der Treue, ihr Herz bewahren sie dem grünen Erin.

Welch ein Gegensatz zu den Deutschen, denen man in Amerika begegnet! Sie vergessen ihre Sprache, ihre Kinder lernen dieselbe nicht, das Vaterland wird hart beurteilt. Wo der Deutsche sich ansiedelt, wird er zum Eingebornen. Er kolonisiert nicht: er nimmt sofort Gewohnheiten, Glauben und Sprache seines neuen Vaterlandes an: in Afrika wird er zum Neger! Uebrigens ist dem von jeher so gewesen. Als die germanischen Völker im fünften Jahrhundert Gallien überschwemmten und in Besitz nahmen, wurden sie in kürzester Zeit „gallisiert", sprachen lateinisch und ließen nicht mehr als etwa fünfhundert Wörter teutonischen Ursprungs in unsrer Sprache zurück.

Wie sollte man nicht diesen Irländern, die, tausend

Meilen von der Heimat entfernt, Irländer zu bleiben verstehen, die Möglichkeit einer Heimkehr in ihr Land wünschen und wie sollte man diesen wackern, liebenswürdigen und geistvollen Söhnen Erins nicht von Herzen gut sein? Irland ist mit Frankreich vielleicht das einzige Land der Welt, in dem man Poesie und Geist selbst in den untersten Schichten der Gesellschaft findet. Eine kleine Geschichte mag es beweisen.

Ein Freund von mir ging eines schönen Tages in der Umgebung des herrlichen Sees von Killarney spazieren, und er und seine Gesellschaft stießen auf eine arme Frau, die vor einer Madonna an einem Bethäuschen Kerzen aufsteckte.

„Zünden Sie eine Kerze an," sagte die alte Irländerin, „und bitten Sie um irgend etwas — Gott wird Ihren Wunsch auf der Stelle in Erfüllung gehen lassen."

Die junge Frau weigerte sich als gute Protestantin, derlei Aberglauben mitzumachen, und suchte sich mit der Versicherung, daß sie vollkommen glücklich sei und gar keine Wünsche habe, loszumachen.

„Ach, mein liebes Kind," rief die Alte, „wollen Sie denn den lieben Gott nicht bitten, daß dies immer so bleibe?"

Selbstverständlich reichte die junge Frau ihre drei Pence hin und ließ sich eine Kerze anstecken.

Das ist irländische Art — voll Anmut und Geist.

Man hat mich häufig gefragt, ob ich, nachdem ich über die Engländer und die Schotten verschiedenes geschrieben, nicht auch im Sinn habe, den Irländern einen Band zu widmen.

Weshalb ich das nicht thue? Ja, das ist ganz einfach.

Wenn ich über ein Volk spreche, so macht es mir Vergnügen, dessen Lieblingssünden, Fehler, Schwachheiten ein wenig zu geißeln ... bei den Irländern habe ich nie welche ausfindig machen können.

Sie begreifen jetzt, weshalb ich mich nicht an diese Aufgabe mache — das hieße mein bißchen Schriftstellerruhm aufs Spiel setzen.

Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Amerika ist man entschieden nicht befähigt und berechtigt, über die Verfassung des Landes ein Urteil zu fällen.

Trotzdem glaube ich versichern zu können, daß England politisch freier ist, als die Vereinigten Staaten, und daß die konstitutionelle — fast hätte ich gesagt republikanische — Monarchie Englands der gewaltthätigen Demokratie Amerikas vorzuziehen ist.

Die amerikanische Verfassung wurde nach dem Vorbild der englischen, wie diese im Jahr 1776 war, festgesetzt, und man hat damals dem Präsidenten annähernd dieselben Rechte eingeräumt, wie Georg III. sie in England besaß. Heutzutage sind die Engländer vorgeschritten und die Amerikaner sind stehen geblieben. Stillstand ist aber bekanntlich Rückschritt. Die Engländer vom Jahre des Heils 1888 würden ihre Königin an die Luft setzen, wenn dieselbe sich in Sinn kommen ließe, von ihrem Volk die Macht zu fordern, deren der Präsident der Vereinigten Staaten sich erfreut: das würde bei ihnen viel weniger Zeit kosten, als in Amerika die Beseitigung eines lästigen Präsidenten.

Vier Jahre lang sind die Amerikaner in der Hand ihrer selbsterwählten Herrscher, und kaum haben diese die Lehrjahre in der Kunst des Regierens und der Politik hinter sich, so schickt man sie wieder nach Hause. Die Folge ist, daß sie immer nur Neulinge haben; Politiker, aber keine Staatsmänner. Diese kleinen Politiker beschäftigen und interessieren das Publikum überdies so wenig, daß die amerikanischen Zeitungen ihren Lesern weit eingehender über die Aeußerungen im Palais Bourbon, im englischen Parlament oder im Deutschen Reichstag berichten, als über die Vorgänge im Kapitol zu Washington.

Es ist in Amerika beständig von Reformen die Rede, aber wie dieselben zu stande bringen, da die öffentliche Meinung in der Politik nur in ganz untergeordneter Weise Geltung hat? In England würde eine Verfassungsrevision

in weit kürzerer Zeit zu erreichen sein, als in Amerika; dort stehen die Regierenden im Dienste des Volks, hier sind sie seine Herren. Das englische Parlament steht fortwährend unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, der amerikanische Kongreß keineswegs, und die Volksvertreter legen ihren Wählern nur ganz selten Rechenschaft ab von der Art und Weise, in der sie ihr Mandat ausüben.

Jeder gebildete Amerikaner, jede anständige Zeitung verlangt einen internationalen Vertrag zum Rechtsschutz des geistigen Eigentums — der Kongreß stellt sich, als wüßte er nichts davon, und kommt dem Verlangen des Volkes in keiner Weise entgegen. Das ist ein Beispiel von Hunderten.

Vier Jahre lang hat der Präsident unumschränkte Gewalt; er ist Herr über Krieg und Frieden und kann die ganze Gesetzgebung stillstehen lassen. Eine derartige Machtvollkommenheit der Demokratie scheint mir alle Gefahren und Nachteile der absoluten Monarchie zu enthalten, ohne dann durch die Vorzüge einer solchen, die Dauer und Stetigkeit, zu entschädigen.

Es ist etwas Wunderliches um diese Stellung eines Präsidenten der Vereinigten Staaten. Man stelle sich einen König vor, der nach vierjähriger Dienstzeit in die vollkommenste Dunkelheit zurücktritt und von dem, falls er nicht ermordet wird, kein Mensch mehr hört oder spricht, ja dessen Züge sogar vergessen werden, vorausgesetzt, daß sie nicht auf Papiergeld und Briefmarken verewigt sind.

Alle vier Jahre findet eine Präsidentenwahl statt und diese Wahl bedeutet im amerikanischen Leben eine Periode des Fiebers, des Deliriums der ganzen Nation. Monate vor dem dafür festgesetzten Tage beschäftigt kein andrer Gedanke die Gemüter, die Wahl ist alles. Sämtliche Spalten der Zeitungen sind davon erfüllt, das Gespräch dreht sich um nichts andres; die Leidenschaften sind entfesselt, die In=

trigue hat freien Spielraum, die greulichsten Verleumdungen werden in Umlauf gesetzt, man schreckt vor keinem Mittel zurück, um seiner Partei den Sieg zu sichern. Die drei bis vier letzten Wochen vor dem entscheidenden Tage nichts als Reden, Versammlungen, Fahnen, Fackelzüge. Sobald das Schicksal zwischen den zwei Bewerbern entschieden hat, ist die Ruhe wieder hergestellt, das Murren zu Ende, man streckt den Arm nur noch aus, um einander die Hand zu drücken, und die Besiegten tragen ihre Niederlage so tapfer, wie sie gekämpft haben, und jeder geht wieder seinen Geschäften nach.

Die Vereinigten Staaten verdienen ihren Namen redlich, die Einigkeit ist in That und Wahrheit dauernd und zuverlässig. Sie beruht auf der Zufriedenheit. Amerika besteht aus etwa dreißig Republiken, respublicae in republica. Jeder Staat hat seinen Gouverneur und seine zwei gesetzgebenden Kammern, das heißt, jeder regiert sich auf seine eigne Weise. In dem einen Staat zum Beispiel wird eine Ehe nur getrennt, wenn Untreue der Frau nachgewiesen werden kann, in einem andern ist es ein Scheidungsgrund, wenn die Frau den Eigensinn hat, das Beefsteak nicht durchzubraten. Im einen Staat ist Trunksucht kein Vergehen, im andern ist der Verkauf von geistigen Getränken aufs strengste untersagt. Da die Amerikaner das Recht haben, ihre lokalen Angelegenheiten nach Gutdünken zu verwalten und einzurichten, leben sie im übrigen im besten Einvernehmen miteinander. Was Amerikas Stärke ausmacht, ist, daß alle Bürger mit der Regierungsform zufrieden und einverstanden sind. Ich habe vorhin gesagt, daß Amerika keine großen politischen Redner besitze und daß die Vorgänge im Kongreß von Washington niemand sonderlich interessierten, aber sind es nicht gerade die Schäden des öffentlichen Lebens, welche die großen Redner anregen und hervorbringen und ist nicht das politische Leben jedes Volkes, das glücklich und in ungestörter Ruhe und

Sicherheit lebt, uninteressant? Wohl der Nation, deren Politik der Presse des Auslandes keine aufregenden Nachrichten liefert!

Ich habe oben gesagt, daß ich das englische Volk für politisch freier halte, als das amerikanische. Dieser Satz bedarf einer Erklärung, und ich habe damit nur sagen wollen, daß in England das Volk mehr Einfluß auf die Regierung ausübt als in Amerika, und daß die Engländer ihren Beamten weit weniger Macht einräumen. Ein amerikanischer Schutzmann zum Beispiel ist mit einer Machtvollkommenheit ausgestattet, deren er sich in tyrannischer Weise bedienen kann, während ein englischer Schutzmann im Dienste des Publikums steht, demselben für seine Handlungen verantwortlich ist, von jedem einzelnen, den er beleidigt, hart angelassen oder fälschlich angeklagt hat, stehenden Fußes festgenommen werden kann. Die Büreaukratie macht sich in Amerika weit unangenehmer bemerklich, als in England. Man kann keinen Schritt thun, ohne einem unredlichen Bediensteten zu begegnen, der irgend eine „Instruktion" geltend macht. Was das heißen will in einem Land, wo man sich mit dem Himmel auf so verschiedene Weise abfindet, ist natürlich klar, und man wendet ein für allemal das unwiderstehliche Beweismittel des Dollars an. In der Eisenbahn ist es mir zum Beispiel vorgekommen, daß mir der Schaffner das Recht bestritt, ein neben dem meinigen befindliches, unbesetztes Bett im Schlafwagen, das mir besser gefiel, zu benützen. „Ihre Fahrkarte hat die und die Nummer; ich kann keine Veränderung vornehmen lassen. Das ist meine Instruktion." Ihm begreiflich zu machen, daß es für die Verwaltung vollkommen gleichgültig sei, ob ich mich in dieses oder jenes Bett lege, war ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist seine Instruktion. Zieht man aber einen halben Dollar aus der Tasche, so ist das Hindernis sofort beseitigt. Derartige Vorschriften sind in Amerika nur vorhanden, um übertreten zu werden.

Die Engländer haben die Gewohnheit, es sich überall und namentlich da, wo sie bezahlen, behaglich zu machen, und nichts ist ihnen so gründlich zuwider, wie diese tausenderlei kleinen Gewaltthätigkeiten, die sich Vorschrift, Instruktion und ich weiß nicht wie noch, nennen. Will man die Ellbogen frei haben, so muß man nach England gehen.

Niemand bezweifelt, daß England das freieste Land der Welt sei, nicht einmal unsre geschwornen Republikaner.

Einige Wochen vor seiner Erwählung zum Präsidenten der französischen Republik wohnte Jules Grévy eines Abends einem politischen Diner in dem schönen Palast der Vicomtesse von Rainneville bei. So wie die Dinge damals lagen, sah es keineswegs günstig für die Wahl Grévys aus, und mit ein wenig mehr Entschlossenheit von seiten der orleanistischen Prinzen würde Grévy — so sagt Herr von Grandlieu, der die Geschichte seiner Zeit im „Figaro" erzählt hat, boshafterweise — wahrscheinlich nie einen andern Palast kennen gelernt haben, als den, in welchem seine Verteidigungsreden nie im stande waren, die Richter aus dem Schlummer zu wecken.

Nach Tisch nahm einer der Gäste, der geistreiche Graf R..., Herrn Grévy in dem eleganten Rauchzimmer mit den schönen gestickten Lilien auf blauem Grund, beiseite und sagte: „Sagen Sie sich denn auch angesichts der neuesten Vorgänge nicht von der Republik los, Herr Grévy?"

„Im Gegenteil! Ich kehre eben aus einem Land zurück, wo sich mir mein Glauben an dieselbe fester als je bestätigt hat."

„Woher kommen Sie denn? Aus der Schweiz?"

„Nein, aus etwas weiterer Ferne."

„Doch nicht aus Amerika?"

„O nein!"

„Ja, aber in welchem Land können Sie denn gewesen sein, wo Sie Ihre republikanischen Ansichten so gestärkt haben?"

„Ich komme ganz einfach aus England."

XXVIII.

Mr. Ingersolls Anschauungen. — Der Mensch. — Sein Leben. — Sein Wirken. — Ein Geistlicher lehnt des Obersten Platz in dieser und jener Welt ab. — Robert Ingersoll wird ohne weiteres im Paradies aufgenommen.

Ich fragte eines Tages eine der geistreichsten Frauen von New York, ob sie den Oberst Ingersoll kenne.

„Nein,“ gab sie mir zur Antwort, „ich kenne ihn nicht, und habe auch gar kein Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Und darf ich fragen, weshalb nicht?“

„Ganz einfach deshalb, weil man nicht mit ihm verkehren kann, ohne ihn zu bewundern und zu lieben.“

„Nun, und?“

„Nun, und — ich will ihn weder bewundern, noch lieben.“

Mir wurde die Ehre zu teil, Mr. Ingersoll kennen zu lernen, und wie alle, die mit ihm in Berührung kommen, hat er auch mich mit Bewunderung und Verehrung erfüllt.

Mr. Ingersoll ist eine der größten Erscheinungen des großen Amerika und man kann diesen berühmten Advokaten nicht mit Stillschweigen übergehen. Er ist eine ganz und gar eigenartige Persönlichkeit und hat mit seinen Mitbürgern nichts gemein als den Titel Oberst.

An Stelle der Liebe zur Religion hat er die Religion der Liebe und der Familie gesetzt. In seinen Augen hat Religion nur den einen Zweck, den Menschen zu lehren, wie er hienieden glücklich sein mag, und er wiederholt mit Jesus: „Kindlein, liebet euch untereinander, und wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr!“ und setzt hinzu: „Ein Gott, den man uns darzustellen sucht wie eine Spinne, die ihre Fäden zieht, um darin die Seelen der Menschen zu fangen, ist keiner Anbetung wert.“ In Bezug auf die Unsterblichkeit hütet er

sich vor jeder gewagten Behauptung, und seine Antwort auf derartige Fragen lautet: „Ich weiß es nicht.“ Die Frommen finden seine Anschauungen verwerflich; er ist ihnen der Antichrist, aber einstimmig sind die Amerikaner in Anerkennung seiner Aufrichtigkeit und seiner ungewöhnlichen Begabung.

Ich wiederhole, daß ich in diesen Reiseeindrücken keine Urteile niederlege und keine Theorieen aufstelle — ich erzähle, was ich gesehen und gehört, das ist alles.

Mr. Robert Ingersoll ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, sechs Fuß hoch, eine herkulische Gestalt, körperlich und geistig ein Riese. Aus seinen Augen blitzen Geist und helle Lebensfreude; der Mund ist spöttisch und allzeit lächelnd; der mächtige Kopf ist gut aufgesetzt auf den breiten Schultern; das Gesicht glatt rasiert, der Schädel stark entwickelt, und das Herz ist ein Löwenherz in allen Kämpfen des Lebens und ein weiches Weiberherz dem menschlichen Elend gegenüber. Er ist der Antichrist und, wenn ihr wollt, auch der Teufel, aber ein Teufel, dem aller Adel sittlicher und geistiger Bedeutung eigen ist. In seiner Gegenwart fühlen die Männer sich klein und die Frauen schirmen ihre Augen mit der Hand — wobei sie es sicher nicht unterlassen, zwischen den Fingern durchzuschielen. Wenn er ein Teufel ist, so ist's ein gefährlicher.

Mr. Ingersoll ist nicht allein der größte Redner Amerikas, er ist auch ein großer Schriftsteller und ein großer Denker, gewissermaßen eine Verschmelzung von Johnson, Voltaire und Milton. Er verfügt über des erstern haarscharfe Logik, hat die Ironie des Franzosen und das erhabene Pathos des letztern. Seine Behauptungen sind aufgebaut wie geometrische Sätze; seine Ausdrucksweise kraftvoll, klar wie ein Felsenquell, voll Anmut, Poesie und Humor; seine Frische und Wärme sind unversieglich.

Er betet zu seiner eignen Dreieinigkeit, der Dreieinigkeit der Wissenschaft, Vernunft, Beobachtung, Erfahrung.

Seine Feinde nennen ihn einen Atheisten, weil er an

ihren Gott nicht glaubt. Der Mensch hat sich einen Gott geschaffen nach seinem Bild, und glaubt einer nicht an denselben, wie er ihn sich zu seinen Zwecken gefertigt hat, so heißt er ein Atheist. Voltaire, welcher sagte, daß man Gott, wenn er nicht wäre, erfinden müßte, wird heute noch als solcher behandelt.

Ich habe Mr. Ingersoll niemals sagen hören, daß er an keinen Gott glaube.

Er bestreitet das Vorhandensein Jehovahs, des Gottes der Juden, jenes Gottes, welcher seinem auserwählten Volke befahl, alles niederzumetzeln, Greise, Weiber und Kinder. Ihm ist Jehovah ein Mythus, die Ausgeburt der Phantasie einer feigen, ungerechten, grausamen Rasse. Und in der That, wie läßt sich dieser harte, zornmütige, rachedurstige, kleinliche, unerbittliche Gott, welcher die, so ihn beleidigt haben, mit ewigen Qualen straft, zusammenreimen mit jenem Gott der Barmherzigkeit, jenem milden Erlöser, der in Palästina die Lehre der Sündenvergebung verkündigte und seine Jünger zwang, das Schwert in die Scheide zu stecken, wenn sie verfolgt wurden.

„Wenn es einen Gott gibt," erwiderte Mr. Ingersoll einmal einem presbyterianischen Geistlichen, der ihn mit den höllischen Flammen bedrohte, „so ist er gewiß ebenso gut, wie Sie, Herr Pfarrer, darauf können Sie sich verlassen."

Mr. Ingersoll lästert Gott nicht, sondern er nimmt ihn in Schutz gegen die abscheulichen Verleumdungen, die seit Jahrhunderten gegen ihn von Mund zu Mund gehen. Er sieht eine fürchterliche Schmähung, ein Vergehen an der göttlichen Majestät darin, wenn man Gott die Absicht zuschreibt, seine Kinder willkürlich erfundener Sünden halber Ewigkeiten lang in der Hölle brennen zu lassen. „Euer Gott," sagt er zu den Presbyterianern, „wäre ein Torquemada, nur mit dem großen Unterschied, daß Torquemada dem Tod, der den Qualen seiner Opfer ein Ende machte, keinen Einhalt gebot." Und angesichts des menschlichen Elends, der

Ungerechtigkeit der Welt, der Kriege, Hungersnöte, Epidemieen, Ueberschwemmungen macht der Oberst es diesem Gott zum Vorwurf, daß er allzuviele Zeit darauf verwende, die Haare auf den Häuptern seiner Geschöpfe zu zählen.

Oberst Ingersoll findet die Religion unsittlich in dem Sinne, daß sie dem Menschen sagt: „Sündigt nicht, aber wenn ihr sündigt, so beruhigt euch; ihr braucht nur zu mir zu kommen, ich wasche euch schneeweiß.“ Eine derartige Lehre ist wenig dazu angethan, das menschliche Geschlecht zu bessern. Wir sollen das Rechte thun, nicht um eines Tages dafür belohnt zu werden und nicht aus Furcht vor Strafe, sondern ganz einfach um des Guten willen. Mr. Ingersolls Religion ist die Religion der Humanität, eine Religion, die den Menschen lehrt, glücklich zu sein. Das Glück ist der Zweck des Lebens, die Tugend das Mittel, ihn zu erreichen. Leben, um recht und gut zu handeln, lieben, sein Glück darin finden, zum Glück aller, die um uns sind, beizutragen, und dann sich hinlegen und mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gegen die Menschen erfüllt zu haben, einschlafen. „Laßt uns hienieden glücklich sein,“ sagt er, „es ist uns nur dies eine Mal vergönnt, da zu sein. Bittet nicht Gott um Verzeihung für das Unrecht, das ihr einem Menschen angethan habt, sondern bittet den Menschen um Verzeihung und macht euer Unrecht wieder gut.“

„Ich bestehle den Smith,“ ruft der Oberst in der ironischen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, „und Gott verzeiht mir. Vortrefflich, nur hat der Smith herzlich wenig davon.“

Smith um Verzeihung bitten, ihm das seinige zurückerstatten und hernach, wenn es einem Bedürfnis ist, auch Gottes Vergebung nachsuchen, das allerdings wäre sittlich und logisch das Richtige.

Mr. Ingersoll findet, daß im Christentum weit weniger die Liebe zu einem allgerechten, barmherzigen Gott, als die Furcht vor einem nach Menschenblut lechzenden Dämon gelehrt werde.

Die Völker Asiens werfen sich vor greulichen Götzenbildern mit Klauen und fürchterlichen Rachen nieder, bringen ihnen Gaben dar und flehen sie an, ihren Zorn nicht an ihnen auszulassen.

Die sogenannten Christen thun nichts andres, und die Schotten, welche eine tiefe Kenntnis der menschlichen Natur besitzen, sagen mit Recht, daß Gott lange nicht so viele Anhänger hätte, wenn der Teufel tot wäre.

Der Oberst ist der Ansicht, daß, wenn dem Menschen Hände zum Tasten und Greifen, Beine zum Gehen, Augen zum Sehen gegeben wurden, er ein Gehirn empfangen habe zum Denken, ein Herz zum Lieben, ein Gewissen, um ihn zu leiten, und einen Verstand, um zu urteilen.

Er greift die katholische Religion an, weil sie, wie er meint, auf Aberglauben beruhe, er kehrt sich aber ebenso gegen die protestantische und presbyterianische Religion, die auf Vernunft zu beruhen vorgeben. „Wenn ihr die kritische Betrachtung zulaßt," sagt er, „nun wohl, so sehen wir uns die Sache einmal genau an!" Nur daß er bei dieser Kritik alles in Frage stellt und das ganze Gebäude niederreißt.

Oberst Ingersolls Anschauungen sind das natürliche Ergebnis der Anwendung des kritischen Denkens auf religiösem Gebiet. Was Sache des Gefühls ist, läßt sich nicht erwägen; das Unverstehbare erklärt man nicht.

Im Protestantismus liegt eine Mischung von Glauben und Urteilen, zwei Dinge, die sich, wie man zugeben muß, sehr schlecht vertragen. Der Protestant sieht in der Bibel eine Offenbarung Gottes. Er legt dieselbe nach Belieben aus und greift heraus, was ihm paßt, um diese oder jene neue Sekte zu gründen. Jeder findet etwas und sogar der Trunkenbold kann behaupten, daß Gott seinem Volk gestatte, sich zu berauschen, denn es heißt: „Siehe, meine Knechte sollen trinken, ihr aber sollt dürsten."

Wenn man mit ansieht, wie all diese Protestanten verschiedener Färbung sich über den Sinn der Gottesworte

herumzanken und der eine schreit: „Gott sagt so," und der andre: „Nein, er will damit sagen . . .", so lacht der Oberst aus vollem Halse und sagt nichts als: „Wie schade, daß euer Jehovah sich nicht deutlicher auszudrücken verstand."

Daß Mr. Ingersoll in der Bibel keine göttliche Offenbarung sieht, ist selbstverständlich; er betrachtet dieselbe als eine litterarische Sammlung, etwas in der Art, wie die Märchen von Tausend und eine Nacht, und gerade das macht es so schwierig, ja nahezu unmöglich, mit ihm zu streiten. Wie soll man sich auch ein Wortgefecht zwischen Glauben und Vernunft vorstellen?

Für die Protestanten ist die Religion eine Sonntagsbeschäftigung, für Mr. Ingersoll eine Alltagsarbeit, die darin besteht, seine Pflichten gegen die Menschen täglich und stündlich zu erfüllen.

„Die Fanatiker," hat George Sand gesagt, „lieben Gott unmenschlich." Die humanistischen Anschauungen Ingersolls streifen, so edel sie sind, darin etwas an Fanatismus, daß sie die Liebe zum Menschen so ausschließlich predigen, daß der, welcher alle Menschen geliebt hat, davon ausgeschlossen wird, und der Oberst beraubt die Unglücklichen ihres höchsten Trostes, der ihnen Elend und Leiden tragen hilft, der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Sohn eines protestantischen Geistlichen, hat Robert Ingersoll von frühester Kindheit an eine ganz besondre Fähigkeit zur Erörterung theologischer Fragen entwickelt. Mit sechzehn Jahren hatte er das Alte Testament gründlich durchstudiert und wußte darin Bescheid wie ein Doktor der Gottesgelahrtheit. So sehr der Vater ihn auch auf alle Schönheiten der Bibel hinwies, der Sohn fand darin immer nur Abgeschmacktes und Widersinniges. „Es ist mir ein großer Schmerz, meinen Robert so sprechen zu hören," rief der wackere Mann, „aber ich richte nichts aus gegen ihn. Ich bin nicht im stande, seine Gründe zu widerlegen: er ist mir

zu stark." Diese Klage wiederholen heute die Geistlichen der Hunderte von Sekten, die in den Vereinigten Staaten in Blüte stehen, und gehen Ingersoll vorsichtig aus dem Weg, und keiner wagt, mit dem reckenhaften Kämpen im Klub des neunzehnten Jahrhunderts eine Lanze zu brechen.

Was Mr. Ingersoll zu einem so gefährlichen Gegner macht, ist nicht so sehr seine Beredsamkeit, sein durchdringender Geist, sein ätzender Spott, sein Pathos, sein Humor, sondern vielmehr das Leben, das er führt, das Beispiel aller häuslichen und menschlichen Tugenden, das er gibt. Wem das Glück zu teil geworden, ihm näher zu treten, ins Heiligtum seines ehelichen Glücks einen Blick zu thun, der weiß, welche Ehrfurcht dieser Mann auch denen einflößen muß, die seine religiösen Anschauungen verabscheuen. Sein Haus ist die Heimstätte der reinsten Familienfreuden; es umschließt vier Herzen, die in innigster Gemeinschaft schlagen.

Mr. Ingersoll bewohnt in der fünften Avenue von New York ein prächtiges Haus. Seine Familie besteht aus seiner Frau und zwei Töchtern, die an Schönheit miteinander wetteifern — Athen und Venedig nannte sie ein Amerikaner, mit dem ich mich eines Abends in Ingersolls Salon unterhielt. In der That mahnt uns die eine an Tizians lieblichste Schöpfungen, indes die andre wie eine Erscheinung aus der alten Götterwelt, eine auf den Höhen des Erymanthos wandelnde Gestalt vor uns tritt. Wenn sie mit schüchtern gesenkten Blicken, fast als ob sie um Verzeihung bitten wollte, daß sie so schön ist, mit einem spricht, so erinnert man sich unwillkürlich an die Dichtung André Chéniers, des letzten griechischen Dichters, wie Edmond About denselben in seiner „Grèce contemporaine" so richtig bezeichnet hat.

Den Winter über ist jeden Sonntag Abend offenes Haus bei Oberst Ingersoll. Schriftsteller, Journalisten, Künstler, die ganze denkende Gesellschaft von New York findet sich dort zusammen. Wenn dann gegen elf Uhr nur noch der engere Kreis beisammen ist, führt man den Hausherrn

allmählich in ein behagliches Eckchen, setzt sich im Kreis um ihn her und veranlaßt ihn, sich über irgend ein Lieblingsthema auszusprechen, über Poesie, Musik, vielleicht sogar über die „Mosaischen Irrtümer". Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht man seinen Worten und aller Augen hängen an seinem Mund. Seinen Shakespeare kennt er wie die Bibel, nur daß er ihm mehr Ehrfurcht und Bewunderung zollt als der letztern. Der Oberst ist Wagnerianer und stellt den „Meister" über Beethoven — dies beweist wieder einmal, daß jeder von uns seinen „Sparren" hat und daß Mr. Ingersoll, so gut wie andre Sterbliche, nicht vollkommen ist. Nach Mitternacht, gegen ein Uhr, sagt man sich gute Nacht, und auf dem Heimweg wird jedes geistreiche Wort, das man vernommen, jeder boshafte Hieb, der ausgeteilt worden, jede humane Meinung, die sich kundgegeben, wiederholt und überdacht, und wenn man sich auch vielleicht weder bekehrt noch zum „Ingersollismus" verführt fühlt, so gedenkt man doch seines Nebenmenschen mit größerer Wärme und jedenfalls legt man sich mit der Ueberzeugung, einen köstlichen Abend verlebt zu haben, zu Bett.

Eines Abends wohnte ich im Klub des neunzehnten Jahrhunderts einer Disputation über Poesie bei. Der Oberst hatte zugesagt zu sprechen, da aber eine Gerichtsverhandlung in Washington ihn länger in Anspruch nahm, als er vorausgesetzt, mußte er in letzter Stunde absagen. Sofort sandte der Präsident des Klubs an einen wohlbekannten Geistlichen eine Depesche, in welcher er denselben bat, an Oberst Ingersolls Stelle zu sprechen.

„An Oberst Ingersolls Stelle?" rief der würdige Herr, als er das Telegramm gelesen. „Für die danke ich in dieser und jener Welt."

Diese Antwort wurde von der gesamten Zuhörerschaft mit unauslöschlichem Gelächter und rasendem Beifallsklatschen vernommen.

Des Obersten irdische Stellung ist gar nicht zu ver-

schmähen, denn seine Thätigkeit als Anwalt trägt ihm jährlich etwa fünfhunderttausend Franken ein, und die, welche er im Jenseits einnehmen wird, von der Hand weisen, welche Thorheit!

Wenn Robert Ingersoll sich eines Tages an der Paradiesespforte einstellen und der heilige Petrus dieses fröhlichen, glückstrahlenden Gesichts gewahr werden wird, so müssen sich die Thore weit aufthun, um ihn einzulassen, und der Heilige wird ihm sagen: „Nur herein, Robert, nur herein! Dein gutes, fröhliches Gesicht gefällt mir. Eben vorhin ist eine ganze Ladung Jammergestalten — Presbyterianer, da möchte ich drauf wetten — eingetroffen, und da thut es einem wohl, dich anzusehen. Freilich hast du vom lieben Gott nicht allzeit mit der schuldigen Ehrfurcht gesprochen, aber du hast die Schlange des Aberglaubens nach Kräften erstickt und dein Möglichstes gethan, die Lästerungen, die über unsern Herrn in Umlauf sind, zu widerlegen. Immer herein, Freund, du hast geliebt und bist geliebt worden, du hast Tugend, Glück, Liebe, Eintracht gepredigt; du sollst einen Platz einnehmen unter den Wohlthätern der Menschheit."

XXIX.

Der gewöhnliche Mann in Amerika ist ungewöhnlich. -- Seine Stimme, seine Gewohnheiten, seine Unterhaltung. — Er mißhandelt seine Sprache und unsre Ohren. — Beurteilen wir ihn nicht voreilig.

Gewöhnlich ist in Amerika gar nichts, und sogar der sogenannte „gewöhnliche Mann" ist dies in ganz außergewöhnlichem Maße.

Er nimmt sich mit jedermann große Freiheiten, namentlich auch mit der englischen Grammatik, und mißhandelt unsre Ohren so gut wie seine Sprache. Er schwatzt und

renommiert, er kaut Tabak, schnaubt und spuckt, aber er hat eine gewisse fröhliche Gutmütigkeit, die uns doch abhält, ihn unerträglich zu finden.

Seine Finger, seine Krawatte und sein Hemd funkeln von Diamanten.

In der Unterhaltung wagt er sich mit unerschütterlichem Selbstvertrauen an jeden nur denkbaren Gegenstand. Er spricht über alles — durch die Nase. Dabei erhebt er die Stimme selten und summt mehr, als er spricht; aus einiger Entfernung wähnt man eher einen Dudelsack als eine menschliche Stimme zu vernehmen.

Trifft man mit ihm im Eisenbahnwagen zusammen, so fragt er ohne alle Umschweife sofort, was man treibe, wohin man reise und woher man komme. Nach und nach wird er kühner und es dauert gar nicht lange, so faßt er den Ueberrock des Mitreisenden prüfend an und fragt, was der Stoff gekostet habe. Dabei hat er weder die Absicht noch das Bewußtsein, lästig zu fallen, und er wird mit Vergnügen über seine Person ebenso eingehend Aufschluß geben, als er es vom andern erwartet. Er setzt seine eigne Neugier bei allen Menschen voraus und ist ganz bereit, dieselbe zu befriedigen.

Bald aber gibt der Mann, den man anfangs für einen ungebildeten Schwätzer gehalten, dem Gespräch eine Wendung, die uns in Erstaunen setzt. Er bringt die Rede auf Frankreich, und wir nehmen zu unsrer Ueberraschung wahr, daß er von allen dortigen Vorgängen unterrichtet ist. Was der General „Bolanegère“ thut und wie er es thut, weiß er ganz genau und er kennt die hervorragendsten Mitglieder des Ministeriums mit Namen, er ist über Pasteurs Versuche unterrichtet, hat eine Besprechung von Renans letztem Werk oder Sardous neuestem Drama gelesen und macht in Bezug auf Litteratur ganz scharfsinnige Bemerkungen. Seinen Shakespeare kennt er, wie kein Franzose seines Standes Corneille, Racine, Molière oder Viktor Hugo kennt, und über Amerika

und dessen Einrichtungen weiß er ebenso praktisch als genau Auskunft zu geben.

Ueber Politik spricht er als vernünftiger Mensch und er versteht die irische Frage weit besser als Leute seines Schlags in England. Der Engländer der unteren Klassen ist entweder konservativ oder liberal, in beiden Fällen ohne recht zu wissen weshalb, und in der Regel nur, weil sein Vater das eine oder das andre gewesen ist. Fragt man ihn, warum die Irländer seit Jahrhunderten Klage führen über die Art und Weise, in der sie von England regiert werden, so wird er nichts als ein paar landläufige Redensarten zur Antwort geben. „Wir haben das Land erobert, es hat uns zu gehorchen," oder vielleicht: „Wir können es nicht zugeben, daß die Irländer unser ‚Vereinigtes Königreich' zerstückeln!" Wie wenn die „Vereinigung" nicht darin bestünde, daß man miteinander in Eintracht lebt, und wie wenn die Vereinigten Staaten Amerikas dadurch gefährdet wären, daß jeder Staat seine eigne Regierungsform hat. Um gerecht zu sein, muß ich sagen, daß der Engländer niederen Standes, welcher auf Seite der Selbständigkeit Irlands steht, seine Anschauung keineswegs besser und ernsthafter zu begründen weiß. „Gladstone sagt, es solle so sein," darüber kommt man nicht hinaus. Dem einen wie dem andern ist die Geschichte Irlands und der Ursprung der Lehenspflicht in diesem unseligen Lande unbekannt.

Dieser nämliche Amerikaner weiß auch über Theologie zu sprechen. Er denkt über die Bibel nach und läßt sich in Erörterungen ein; er liest Oberst Ingersolls Bücher und verwirft dessen Ideen, oder billigt seine Schlußfolgerungen. Kurz und gut, während man anfangs geglaubt hat, mit einem lästigen, ungebildeten Geschäftsreisenden in Berührung zu kommen, wird man schließlich inne, daß man sich ein paar Stunden mit einem denkenden und unterrichteten Mann unterhalten hat.

XXX.

Die amerikanische Geschäftigkeit. — Deren Abglanz auf den Gesichtern. — „Drücken Sie auf den Knopf!“ — Einkäufe daheim. — Mein Impresario hetzt mich zu Tode. — Gefahren für den Verdauungsapparat. — Der Rentier in Amerika. — Zwang zur Arbeit. — Sechs Tagereisen für ein Bankett. — Ein Journalist unterwegs. — Weshalb ein Amerikaner sich nicht getraut, in England bei Nacht auszugehen. — „Warte nicht mit dem Essen auf mich; ich fahre nach Europa.“

Was der Europäer bei seinem ersten Gang durch die Straßen von New York bemerkt, ist das vollständige Fehlen dummer Gesichter. Nicht alle sind schön, aber alle sind gescheit und voll Leben und Rührigkeit. Das zweite, was uns auffällt, ist der Eindruck von Gesundheit, den das Volk macht. Man sieht wenig oder gar keine körperlichen Mißbildungen und kann zehntausend Personen begegnen, ohne daß ein Hinkender oder Buckliger darunter wäre. Mit Ausnahme von ganz alten Leuten sind es auch der Brillentragenden nur wenige, und bis auf die blasse Hautfarbe scheint alles ein gesundes, rühriges, kräftiges Geschlecht anzuzeigen. Die Rassenkreuzung muß auch das ihrige dazu beitragen, die amerikanische Rasse körperlich und geistig zu verschönern.

Die Männer sind mager, die Frauen neigen zur Wohlbeleibtheit. Es läßt sich daraus sofort der Schluß ziehen, daß die Männer in einer wahren Siedehitze der Geschäftigkeit, die Frauen im größten Behagen leben. Dieser erste Eindruck nimmt immer festere Gestalt an und bestätigt sich mehr und mehr.

Die Amerikaner gehen wenig und zwar nicht aus Trägheit — weit entfernt — sondern weil die Geschwindigkeit der Beine für ihre Zwecke ungenügend ist.

Die Gesichter der Männer, denen man begegnet, sind sorgenvoll; der Hut ist tief in die Stirn gedrückt. Auch

dies ist ein Zeichen von Intelligenz. Bitte, lächeln Sie nicht! Der dumme Mensch setzt den Hut auf den Kopf, der Mann, dessen Gehirn stark arbeitet, steckt den Kopf in den Hut.

Diese Gesichter sind auch blaß; Männer und Frauen ergrauen ungemein früh. Der Mangel an Bewegung, die Trockenheit der Luft, die erstickende Hitze in den Zimmern, die verdorbene Luft in den Häusern, deren Fenster den einzigen Zweck zu haben scheinen, ein wenig Licht durchzulassen, das alles erklärt diese beiden Erscheinungen ausreichend.

Die Frauen aller Länder erklären einstimmig den Amerikaner für einen schönen Mann, und da es sehr wenige Männer gibt, welche die Amerikanerinnen nicht entzückend fänden, kann wohl als unbestreitbar festgestellt werden, daß die amerikanische Rasse schön ist. Was aber die Schönheit des Amerikaners ausmacht, ist, wie ich schon gesagt habe, nicht die Regelmäßigkeit der Züge, sondern die Intelligenz, die sich in denselben ausspricht, und die wunderbare Beweglichkeit und Thatkraft desselben.

Wunderbar ist dafür eigentlich nicht das rechte Wort, „schwindelerregend“ bezeichnet die Sache besser.

Diese Rührigkeit findet man in allen Klassen der Gesellschaft, in Börsenkreisen, litterarischen, politischen, künstlerischen, überall; es ist ein Fieber, welches die ganze Nation ergriffen hat.

Ich habe erlebt, daß junge Mädchen um acht Uhr abends in eine Vorlesung gingen, sich von dort auf den Ball begaben, bis morgens sechs Uhr tanzten, dann nach Hause fuhren und nur die Kleider wechselten, um arme Kinder lesen zu lehren.

Für den biederen, friedliebenden Franzosen, der nicht gereist ist, erscheint der Amerikaner als ein etwas übergeschnappter Kerl, der alles anders angreift als andre Leute. Schließlich ist Excentricität nur eine gesteigerte Form der Thätigkeit und engherzigen Menschen ist Excentricität und Narrheit ein und dasselbe.

Sehen wir uns die Amerikaner ein wenig in ihrer Häuslichkeit an und sagen Sie mir dann, ob ich Sie mit meiner Behauptung, daß amerikanisches Leben ein Zauberspuk sei, betrogen habe.

Fangen wir mit dem Privathaus an. In einer gut gehaltenen Wohnung werden Sie im Erdgeschoß in einem versteckten kleinen Zimmerchen eine Platte mit verschiedenen Klingelknöpfen finden. Sie drücken auf den ersten, und sofort steht eine Droschke vor der Thür; Sie drücken auf den zweiten, und es erscheint ein Dienstmann, der auf dem Telegraphenbüreau verwendet wird und Ihre Depesche in Empfang nimmt, auch sonst jeden Auftrag, den Sie ihm erteilen, ausführt. Drücken Sie auf den dritten Knopf, so steht wie mit Zauberschlag ein Schutzmann da und erkundigt sich, ob Sie unter Ihrem Bett einen verborgenen Dieb vermuten. Sie drücken auf den vierten, und, hast du nicht gesehen! erscheint die Feuerwehr, mit Spritzen, Mannschaft, Rettungsschlauch und so weiter. Und das ungefähr in derselben Zeit, die Aschenbrödels Patin brauchte, um den Kürbis in eine Karosse zu verwandeln.

Dabei läßt aber Bruder Jonathan die Sache nicht bewenden. Es wird gar nicht mehr lange anstehen, so werden die Architekten in jedem auf Eleganz Anspruch erhebenden Haus außer Wasser, Gas, Telephon und elektrischem Licht auch Opernhaus- und Kirchen-„Anschluß" anbringen.

Schon jetzt geschieht diesen häuslichen Bedürfnissen der Zukunft in den besten Häusern Chicagos wenigstens zu zwei Dritteilen Genüge und die Hausfrau besorgt ihre Einkäufe, ohne den Fuß über die Schwelle zu setzen. Sie tritt ans Telephon und klingelt.

„Hallo!" erwidert das Centralamt.

„Setzen Sie mich mit zweitausendvierhundertachtunddreißig in Verbindung" (die Nummer des Fleischers).

„Hallo!"

„Hallo!"

„Ist der Fleischer da?"

„Ja."

„Schicken Sie mir um zwölf Uhr zwei Pfund Schlachtbraten und eine Keule."

„Gut."

„Keine Knochenbeilage."

„All right. Sonst nichts?"

„Nein."

Darauf klingelt die Dame wieder.

„Hallo!" ruft das Centralamt abermals — es thut den ganzen Tag nichts andres.

„Verbindung mit zwölfhundertsiebenundsechzig" (das ist der Gemüse- und Obsthändler).

Und wieder klingelt es.

„Hallo!"

„Hallo!"

„Der Obsthändler?"

„Ja."

Und nun fängt es von vorne an — und auf dieselbe Weise wird mit dem Bäcker, dem Spezereihändler und sämtlichen Lieferanten verhandelt.

Man geht in einen Laden und macht Einkäufe. Sie kaufen sich zum Beispiel eine Krawatte um einen Dollar und geben dem Kommis einen Fünfdollarsschein. Er steckt die Rechnung und den Schein in eine Kugel, welche er in einen kleinen Luftballon von Eisendraht legt, dann drückt er auf eine Feder, die Kugel steigt und kommt auf eine schiefe Ebene zu liegen, von wo sie unmittelbar nach der Hauptkasse gleitet. Blitzschnell ergreift der Kassier dieselbe, macht sie auf, nimmt den Inhalt heraus, legt die quittierte Rechnung und das gewechselte Geld wieder hinein und beides gelangt auf einer andern schiefen Ebene wieder an seinen Ausgangspunkt. Der ganze Vorgang nimmt natürlich nicht annähernd so viel Zeit in Anspruch, wie die Schilderung dieses kleinen Taschenspielerkunststücks.

Man ist gegenwärtig in New York und Chicago damit beschäftigt, das Servieren in den Wirtschaften zu beschleunigen und die Kellner abzuschaffen. Die Sache ist ganz einfach und bietet keine Schwierigkeiten, die einen Amerikaner aus dem Concept bringen könnten.

Es soll folgendermaßen gemacht werden: Der Saal des Restaurants ist mit kleinen, nummerierten Tischen versehen und jeder Tisch steht durch Schienengeleise in unmittelbarer Verbindung mit der Küche. Auf dem Tisch befinden sich elektrische Klingelknöpfe mit den Aufschriften: Hammel, Beefsteak, Kotelette, Gemüse und so weiter. Man drückt auf den einen, oder je nachdem man Appetit hat, auf drei, vier, sechs, und der Koch empfängt auf diese Weise die Bestellung.

„Beefsteak mit Kartoffeln; Tomatensauce; Schokoladecreme für Tisch Numero zweiundfünfzig. . . . Gut! . . . Vorwärts!"

Und im nächsten Augenblick steht die Platte mit der gewünschten Mahlzeit auf dem Tisch.

Kein Kellner, also auch keine schmutzigen Hände. Sobald der Gast seine Mahlzeit vertilgt hat, drückt er auf den Knopf: „Zahlen!" und im Nu fliegt ihm die Rechnung auf den Teller. Der gesättigte Amerikaner wird sie beim Hinausgehen dem Kassierer vorzeigen und bereinigen. Das ist alles so einfach wie nur etwas.

Man hört in Amerika sehr häufig die Klage, daß es nicht möglich sei, ein Gabelfrühstück in weniger als zehn Minuten einzunehmen. Dem Uebel wird in Bälde abgeholfen sein.

Will man sich einen wirklich überraschenden Anblick verschaffen, so muß man zur Stunde des zweiten Frühstücks in eines der großen Restaurants von New York oder Chicago gehen. Wie diese Amerikaner die Gabel handhaben, das ist wirklich schwindelerregend. Aus einiger Entfernung ist man in der That versucht zu glauben, sie spielen das Hackbrett.

Einmal frühstückte ich in Astor House im Herzen von dem Ameisenhaufen des New Yorker Börsenviertels. Ich stand an der „Bar“ und stopfte mir, nur um möglichst rasch den hinter mir Andrängenden Platz zu machen, Riesenstücke in den Mund. Dabei hörte ich die ganze Zeit sagen: „Na, der hat einmal keine Eile! Wie lange der nicht fertig wird! Braucht er denn eine Stunde, um seinen Futtertrog zu leeren?“

Du ißt zu rasch, mein lieber Bruder Jonathan, und ich kann mir leicht erklären, weshalb in deinem Land alle Mauern mit den Ankündigungen von die Verdauung befördernden Pillen beklebt sind. Du stirbst jung und du lebst nicht, du verbrennst, du verzehrst dich. Wie die Kugel aus dem Rohr rennst du dem Dollar nach und hast nicht Zeit, das Glück zu beachten, das auf der Seite steht und den Arm nach dir ausstreckt. Nicht einmal der Abend gehört dir. Kaum daß du eins deiner herzigen Kinder aufs Knie gesetzt hast und seine blonden Haare streichelst, kaum daß du mit deiner reizenden Frau ein Schäferstündchen zu halten angefangen, kling, kling, kling, dein Telephon arbeitet! Hallo! Hallo! — Deine Frau und deine Kinder wünschen das Telephon ins Pfefferland, denn du bist ein liebenswürdiger Gatte und ein herzensguter Papa.

Der kleine Krämer in der Provinz in Frankreich, der seine Ladenthür schließt und den Riegel vorschiebt, solang er mit den Seinigen zu Mittag ißt, der hat die Lösung des großen Lebensrätsels, das Glück, gefunden. Chopart & Co. können ihre Zahlungen einstellen, ohne daß ihn das in seiner Verdauung störte. Zweimal im Jahre holt er die bescheidenen Zinsen seiner Staatsrente auf dem Zahlamt ab, das ist kleinlich, armselig, aber sicher, und man schläft vortrefflich dabei.

Die Amerikaner sind immer in Bewegung; sogar wenn sie ausruhen, müssen sie sich rühren, und sie haben zu dem Zweck die Schaukelstühle erfunden.

Keine Ruhe: Fortgesetzte Bewegung, wildes Jagen.

Gegenüber von meinen Fenstern in dem herrlich gelegenen Hotel Richelieu zu Chicago befand sich ein kleiner Bahnhof, wo die Züge der Stadtbahn alle zehn Minuten einliefen. So oft das Glockenzeichen die Ankunft eines Zugs anzeigte, sah ich eine Menge Leute wie die Schnellläufer herbeirasen und sich auf die Wagen stürzen, die im Sturm eingenommen wurden. Alle waren sie atemlos. Hätten diese Biedermänner ihr Kontor dreißig Sekunden früher verlassen, so wäre ihnen Zeit geblieben, ruhig zu gehen und sich behaglich einen Sitz im Wagen auszusuchen.

Wer die Einnahme des Turms von Malakoff leibhaftig dargestellt sehen will, braucht sich nur gegen fünf Uhr abends nach der Station der Brooklyner Brücke in New York zu begeben.

Ein Amerikaner schrieb mir ein paar Zeilen und entschuldigte sich über deren Kürze mit der Wendung: „Nur in Eile ein Wort; ich habe kaum Zeit, zu blinzeln.“ Armer Freund! Man denke sich, kaum Zeit zu blinzeln! Schauerliche Vorstellung.

Diese fieberhafte Thätigkeit, das muß freilich gesagt werden, hat Amerika zu dem gemacht, was es ist. Gestern Urwald und Sümpfe, heute eine Stadt von zehntausend Seelen mit Kirchen, allgemein zugänglichen Bibliotheken, unentgeltlichen Schulen, Zeitungen, eine Stadt, in der man arbeitet, liest, betet, reich wird oder Bankrott macht.

Von ihren Renten leben in Amerika nur ganz wenige Leute. Reich und arm, alles arbeitet und bis zum letzten Atemzug steht jeder im Geschirr vor Mammons Karren. Ein Millionär sagt auf seinem Totenbette zum Sohn: „Ich hinterlasse dir mein Vermögen nur unter der festen Bedingung, daß du arbeitest,“ und der Sohn leistet das Gelübde, sonst würde er sich enterbt sehen.

Die Hauptredakteure der New Yorker „Tribüne“, und

der „Tribüne“ in Chicago und noch viele andre, die ich anführen könnte, sind mehrfache Millionäre, was sie aber nicht hindert, unentwegt bis ein Uhr morgens an der Arbeit zu sitzen und es sich so sauer werden zu lassen, wie irgend ein halbverhungerter Beamter.

Mit Ausnahme der Anglomanen, wie man sie in einzelnen Kreisen von New York, Boston und Philadelphia findet, hält es hier keiner für ruhmvoll, von seinen Renten zu leben.

In England ist ein Mann, der keinen Beruf hat, ein „Gentleman“, oder maßt sich doch an, einer zu sein, in Chicago nennt man den, der nicht arbeitet, „loafer“ (Schmarotzer, fast Taugenichts).

Wenn Amerika in etwa fünfzig Jahren seine zweihundert Millionen Einwohner haben wird, mag es wohl dahin kommen, daß seine Anschauungen in der alten Welt Macht gewinnen, und es könnte sich dann ereignen, daß man auch bei uns nur den Dummköpfen und Faulenzern mit Verachtung begegnete.

In einem der ersten Häuser von Chicago machte man mich eines Abends in Gesellschaft auf einen jungen Mann mit klugem Gesicht aufmerksam.

„Er ist Millionär,“ tuschelte mir die Frau des Hauses ins Ohr. „Ein paar Jahre lang hat er sich in keiner Weise beschäftigt, und man fing schon an ihn über die Achsel anzusehen. Jetzt hat er kürzlich eine Zeitung gegründet und damit ist er in der allgemeinen Achtung wieder hergestellt.“

Ich kenne Amerikaner und sogar Amerikanerinnen, die lieber, als ein müßiges Leben zu führen, zur Bühne gingen. Auch als Schauspieler und Schauspielerinnen gehören sie der guten Gesellschaft an, man bewundert sie im Theater und empfängt sie in seinem Hause. Ein derartiges Thun macht dem Geist des Volkes alle Ehre und hebt den Stand des dramatischen Künstlers in den Augen der Welt, und weshalb sollte denn eine Schauspielerin nicht ebenso geachtet und achtbar sein, wie eine Sängerin oder Klaviervirtuosin?

Die Arbeit wird in Amerika nicht nur geachtet, sie ist in einzelnen Staaten sogar gesetzlich vorgeschrieben. Im Staat Missouri zum Beispiel wird ein Mensch, der sich aus Faulheit oder Schlechtigkeit weigert, seine Familie zu erhalten, nicht nur bestraft, sondern öffentlich versteigert und gezwungen, für den Käufer zu arbeiten. Nach Verlauf von drei oder sechs Monaten erhält er seinen Lohn ausbezahlt, um seine Schulden zu bezahlen oder Frau und Kinder zu ernähren. Verfällt er nach seiner Rückkehr zur Familie wieder in die alten Laster und weigert er sich, zu arbeiten, so holen ihn die Einwohner der Stadt und führen ihn auf einen öffentlichen Platz, wo ihm eine gehörige Tracht Stockprügel zugemessen wird. Hilft auch das nicht zu seiner Besserung, so ist es gar nicht unmöglich, daß die Frau ihn nächster Tage an einem Baum in der Nachbarschaft aufgeknüpft findet. Die Leute dort finden das Verfahren ganz selbstverständlich und erklären dem Fremden mit der größten Ruhe, daß die Stadt auf diese Weise die Kosten einer Polizeimannschaft erspare. Dieser Grund hat allerdings etwas sehr Ursprüngliches, aber in einer erst im Werden begriffenen Gesellschaft muß man einräumen, daß Faulheit ein Verbrechen ist und daß die Bienen ein Recht haben, die Drohnen aus dem Stock zu stoßen.

Bruder Jonathan ist der erweiterte John Bull, ein John Bull, der die Ellbogen frei hat. Deshalb setzt ihn auch nichts in Erstaunen und nichts erscheint ihm als Hindernis.

Entfernungen gibt es für ihn nicht. Beim jährlichen Bankett des Clover Klubs in Philadelphia saß mir der Hauptredakteur einer Zeitung von Chicago gegenüber, der eigens zum Zweck dieses Diners nach Philadelphia gefahren war. Schließlich sind das ja auch nur vierundzwanzig Stunden Fahrt. Trotzdem konnte ich mich nicht enthalten, gegen meinen Tischnachbar eine Bemerkung darüber laut werden zu lassen.

„Daran ist aber doch ganz und gar nichts Erstaunliches,“ gab er mir gelassen zurück. „Sehen Sie da unten den kahlköpfigen Herrn mit dem langen weißen Bart? Der kommt von San Francisco.“

Ein Stückchen Ente, das ich eben zum Munde geführt, blieb mir im Hals stecken.

„Entschuldigen Sie,“ sagte ich, nachdem die Erstickungsgefahr beseitigt war, „ich bin erst seit drei Monaten in Amerika ... ich werde mich daran gewöhnen, gewiß, ich werde mich daran gewöhnen!“

Ach! Wohl oder übel muß man sich daran gewöhnen.

Mein Impresario hatte mir ein Verzeichnis der Vorträge, die ich in der folgenden Woche zu halten hätte, zugeschickt. Ich warf einen Blick hinein und las zu meiner Bestürzung:

„Montag, New York;

„Dienstag, Youngstown (Ohio);

„Mittwoch, Indianopolis (Indiana).“

Eilends laufe ich zu diesem Yankee, dem nichts heilig ist, und sage: „Wie ist es denn menschenmöglich, daß ich in diesen so weit voneinander entfernten Städten immer rechtzeitig eintreffen soll?“

„Nichts leichter,“ erwiderte er, indem er nach dem Eisenbahnfahrplan griff. „In New York findet Ihre Vorlesung um drei Uhr nachmittags statt und um fünf Uhr geht ein Zug, mit dem Sie am andern Tag gegen Mittag in Youngstown eintreffen. Dort halten Sie Ihren Vortrag um acht Uhr abends, Sie müssen daher Ihre Hotelrechnung bezahlen und Ihr Gepäck zur Bahn schicken, ehe Sie sich nach der Musikakademie begeben, wo Sie zu sprechen haben. Sobald Sie zu Ende sind, springen Sie in einen Wagen, und Sie werden gewiß den Zehnuhrzug noch erreichen, vermittelst dessen Sie vollkommen frühzeitig genug nach Indianopolis kommen.“

„Ich soll im schwarzen Frack auf die Bahn gehen?“ rief ich entrüstet.

„Als ob das etwas Großes wäre! Sie werden sich doch so wie so zum Schlafen auskleiden, vermute ich?"

„Was für ein Handwerk!" dachte ich bei mir. „Diese Gesellen schrecken vor nichts zurück!"

Will man sich einen deutlicheren Begriff machen, was es heißt, in Amerika Vorlesungen zu halten, so denke man sich, daß man einen Abend in London, den nächsten in Paris, am dritten in Berlin, am Tag darauf in Wien, dann in Petersburg, Konstantinopel, drauf in Teheran und so weiter, vor das Publikum zu treten hätte. O, diese Karte der Vereinigten Staaten!

Hier eine kleine Scene aus dem amerikanischen Leben, die mir ohne jegliche Aufschneiderei als das natürlichste Ding der Welt erzählt wurde, und zwar von Mr. Metcalf, dem Herausgeber des „Forum", einer der hervorragendsten unter den in New York erscheinenden Revuen.

Mr. Metcalf hätte für sein Blatt gern eine Studie über die Mormonen gehabt, und zwar nicht nur einen jener Artikel, wie der Durchreisende sie schreibt, sondern eine ernsthafte Arbeit, in der etwas geleistet wird. Seit Wochen stand er darüber mit einem der mormonischen Kirchenvorstände im Gebiet von Utah in Briefwechsel.

„Mit all diesem Hin- und Herschreiben bringen wir nichts zustande," sagte sich Mr. Metcalf eines schönen Tages, „eine Stunde mündlichen Verkehrs wird die Geschichte ins Blei bringen."

Zwei Stunden drauf saß er in dem Bahnzug nach dem Salzsee. „Es sind ja nur fünf Tage Fahrt," sagte sich der Redakteur des „Forum" wahrscheinlich, „was will das heißen, wenn es sich um eine ernsthafte Unterredung zu gunsten der Revue handelt." Er fuhr ab, kam an, sah, sprach, stieg wieder in den Zug und fuhr nach Hause.

„Aber," fragte ich bescheiden, „wie konnte die Revue während Ihrer Reise im Gang bleiben?"

„Der Revue hat meine Abwesenheit nicht im geringsten

Abbruch gethan," sagte Mr. Metcalf. „Ich fuhr im Salonwagen, wo ich mich häuslich einrichten und meine Korrespondenz ganz bequem erledigen konnte. An den Stationen gab ich dann meine Briefe auf, schickte Depeschen ab und erhielt solche, gerade so gut, wie in New York."

„Aber erlauben Sie, konnten Sie denn in der Bahn gut arbeiten?"

„Weit besser als auf meinem Arbeitszimmer, denn dort störte mich kein Mensch."

Ich wiederholte dieses Gespräch einmal einem andern amerikanischen Journalisten.

„Ihr seid überwältigende Leute, ihr Amerikaner," sagte ich; „ich glaube, ihr würdet nach den Sandwichinseln reisen, um Neues über den König von Honolulu zu erfahren."

„Ganz gewiß," versetzte er, „das habe ich gethan."

„Ich habe es gethan," das ist immer der Schluß.

Ein Amerikaner fährt von New York nach San Francisco, wie wir Pariser nach Versailles oder Chartres fahren. Er macht die Ueberfahrt nach Liverpool mit so wenig Vorbereitung und Umständen, wie unsereiner mit dem kleinen Dampfer nach Auteuil fährt, und man darf ihn bei seiner Abreise ja nicht fragen, ob er auf dem nämlichen Weg zurückkommen werde. Möglich, daß ihn die Lust anwandelt, über China und Australien heimzureisen. Sein eignes Land ist bedeutend größer als ganz Europa, und Frankreich, England, Italien, Deutschland, Spanien, ja sogar Rußland, all diese Namen haben ihm keinen andern Klang als Ohio, Pennsylvanien oder ein beliebiger andrer Staat innerhalb der Republik.

Es war einmal von England die Rede und man fragte einen Amerikaner, was er davon halte.

„Ach, Sie meinen die kleine Insel im Nordwesten von Europa? Sprechen Sie mir nicht von der — ich hatte nie den Mut, bei Nacht auszugehen aus lauter Angst, geradezu ins Wasser zu laufen."

Falls der Fragende ein Engländer gewesen, mag er ein langes Gesicht gemacht haben.

Ein Amerikaner verläßt morgens sein Haus, um ins Geschäft zu gehen. Auf seinem Kontor findet er einen Brief vor, aus dem er ersieht, daß seine persönliche Gegenwart in London zum Abschluß einer wichtigen Angelegenheit unentbehrlich ist. Die Vorbereitungen nehmen nicht viel Zeit in Anspruch. Er belegt sich telephonisch bei der Dampfschiffgesellschaft eine Kabine auf dem heute nachmittag abfahrenden Dampfer; er schickt seiner Frau ein Billet, um ihr zu sagen, daß sie nicht mit dem Essen auf ihn warten soll, kauft sich eine Reisetasche, steckt etwas Weißzeug und ein Toilettenetuis hinein und ist um drei Uhr an Bord.

Dieser Amerikaner ist keineswegs ein Phantasiegebilde, sondern ein solcher war auf der Fahrt von Amerika nach Europa mein Reisegefährte.

XXXI.

Der Klub des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Rührigkeit auf geistigem Gebiet. — Litterarische Abende. — Licht allerorten.

Um zu zeigen, bis zu welchem Grad die Rührigkeit auf geistigem Gebiet in Amerika gehen kann, ist es am Platz, hier vom Klub des neunzehnten Jahrhunderts zu sprechen.

Es sind zwei oder drei Jahre her, daß einer der bedeutendsten Männer in New York, Mr. Courtlandt Palmer*), ein Millionär und überdies ein Mann von Geist und Talent, den glücklichen Einfall hatte, die Mitglieder der guten Ge-

---

*) Zu meinem tiefen Bedauern empfange ich, während dies in die Druckerei geht, die Nachricht vom Tode dieses liebenswürdigen Amerikaners, dem ich in New York viele höchst angenehme Stunden zu danken hatte.

sellschaft in New York aufzufordern, sich zweimal monatlich in seinem Haus zu vereinigen, um wichtige Tagesfragen gemeinsam durchzusprechen. Sein Aufruf fand Anklang und dieser Klub, welcher auch die Damen zuläßt, ward gegründet.

Nichts Interessanteres, als die Vorträge, die hier gehalten werden, und an welche sich lebhafte Erörterungen über alle erdenklichen Fragen der Politik, Wissenschaft, Litteratur, Religion und Kunst anschließen. Es sind dies wahre Feste des Geistes und ich wüßte nichts zu nennen, was mir je einen so tiefen und so angenehmen Eindruck hinterlassen hätte.

Diese Zusammenkünfte sind so stark besucht und die Zahl der Mitglieder wächst so rasch, daß man sich alle sechs Monate nach einem geräumigeren Saal umsehen muß, um all die interessanten Leute, die sich über diese und jene Frage, welche dem denkenden Menschen zu schaffen macht, aufklären wollen, unterzubringen.

Die Gesellschaft verfährt dabei auf eine ungemein einfache und praktische Weise.

Will man zum Beispiel einen Abend darauf verwenden, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen, so ergeht von seiten des Vorstandes an einen bekannten Sozialisten die Aufforderung, den Mitgliedern des Klubs seine Anschauungen darzulegen, und ebenso wird ein begabter Gegner dieser Richtung eingeladen.

Der Klub des neunzehnten Jahrhunderts öffnet seine Pforten, wie die „North American Review" ihre Spalten, allen neuen Gedanken, die dem Tageslicht zudrängen.

Ich wohnte eines Abends einer Debatte über das Sektenwesen bei, zu welcher der Präsident einen katholischen Priester, Geistliche der Hochkirche, Presbyterianer, Siconisten und, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, auch einen Atheisten geladen hatte. Jeder fand aufmerksame Zuhörer und sein Teil Beifall.

Ein andermal war Gegenstand der Erörterung: „Der

Triumph der Demokratie". Der erste Redner, ein Mr. Andrew Carnegie, legte dar, daß in Amerika, als in der besten aller Demokratieen, alles aufs Vorzüglichste bestellt sei, der zweite suchte im Gegenteil zu beweisen, daß die amerikanische Regierungsform nichts tauge. Da Mr. Carnegie vor etlichen zwanzig Jahren mit den üblichen vierzig Sous in der Tasche von Schottland herübergekommen, und, dank seiner Arbeitskraft und seiner Begabung, einer der fettesten Millionäre der Vereinigten Staaten geworden ist, fand ich es nicht mehr als billig, daß er die Einrichtungen, denen er so viel verdankt, pries und verteidigte. Man wird doch die Leiter, auf der man emporgestiegen, nicht schlechtmachen.

Durch die Beweglichkeit ihres Geistes besitzen die Amerikaner die Gabe, auch den trockensten Gegenstand fesselnd zu machen. Humoristische Randbemerkungen, Anekdoten, Witze, geistvolle Einwürfe erheitern und beleben diese Erörterungen, die den Charakter der Plauderei nie verleugnen. Ich brauche kaum zu sagen, daß all diese Debatten mit der größten Höflichkeit geführt werden. Die schärfsten Waffen, deren man sich bei solchen Geistesturnieren bedient, sind Sarkasmus und Spott, und beide weiß der Amerikaner mit unvergleichlicher Geschicklichkeit zu handhaben.

Die Achtung vor den Anschauungen eines andern ist in Amerika derart ausgebildet, daß die abgeschmacktesten und ungereimtesten Ideen kein Murren des Widerspruchs hervorrufen; die Zuhörer lächeln und scheinen zu sagen: „Das ist einmal komisch!" Und wird das abgeschmackte, ungereimte Zeug mit Geist vorgetragen, so wird dem Redner auch Beifall gespendet.

Ich erinnere mich, daß im Verlauf einer Besprechung des internationalen Verlagsrechts ein Amerikaner, ohne mit der Wimper zu zucken, die Ansicht aussprach, daß ein Schriftsteller kein Recht auf seine eignen Gedanken und also auch keinen Anspruch auf Honorar habe. Er entwickelte diesen Satz mit großem Geschick und in fesselnder Weise, und am

Schluß seiner Rede ward ihm ebenso warm wie ironisch Beifall gespendet.

Das alles ist so ergötzlich wie nur möglich, aber es ist auch interessant und erhebend!

Sobald die eigentliche Sitzung beendigt ist, erheben sich die Zuhörer und man begibt sich ans Büffett, um Erfrischungen zu sich zu nehmen und seine Eindrücke über das Gehörte auszutauschen. Dann geht man auf und ab, plaudert mit diesem oder jenem, es ist keine Versammlung mehr, sondern eine „Conversazione“, ein Empfangsabend, bei dem die Gattin des Präsidenten die Hausfrau spielt.

Von allem, was ich in Amerika gesehen habe, hat mich nichts mehr überrascht und nichts erschien mir so vielversprechend für die Zukunft des Landes wie der Anblick dieser vier-, fünf-, sechshundert Personen, worunter alte Männer, junge Leute und junge Mädchen, die alle im Ballanzug hier zusammenkamen, um sich zu unterrichten und um von allen neuen Gedanken Kenntnis zu erhalten. Ein jeder war bereit, an der Erörterung persönlich Anteil zu nehmen, und jeder war hierzu befähigt.

Es finden sich überdies in New York allein noch mehrere andre Gesellschaften dieser Art, worunter zum Beispiel der Dämmerungsklub zu nennen wäre, dessen Mitglieder monatlich zweimal zu gemeinsamer Mahlzeit zusammenkommen. Beim Nachtisch werden die Cigarren in Brand gesteckt, und statt zu musizieren und Rauchzimmer- oder Boudoirgeschichten zu erzählen, unterhält man sich über ein beim vorhergehenden Zusammensein festgesetztes Thema. An dem Tag, als ich dort eingeführt wurde, plauderte man nach Tisch über: „Die Bücher, welche den bedeutendsten Einfluß auf uns gehabt haben,“ und am Schluß wurde als Thema für das nächste Diner festgesetzt: „Welche Ideen haben am tiefsten auf Sie eingewirkt?“

Ich könnte noch mehrere derartige Klubs, wie den Drawing room und den Donnerstagsklub, anführen.

Kurz, überall rührt man sich, und ein geistiges Leben wird von Frauen wie von Männern geführt.

Wie sollte man nicht endlich der Wahrheit auf die Spur kommen, wenn doch allerorten Licht wird?

XXXII.

Das Klima spornt Bruder Jonathans Thatkraft an. — Die Kälte ist gesund. — Weshalb die Trunksucht in Amerika selten ist. — Man darf seine Nase nicht aus den Augen lassen. — Ratschläge für den Fremden, welcher Amerika im Winter bereist. — Besuch des Niagarafalls. — Türkische Bäder unentgeltlich.

Dem strengen, aber kräftigenden Klima Nordamerikas hat man in erster Linie Bruder Jonathans Thatkraft und sein daraus entspringendes Gedeihen zuzuschreiben.

Diese scharfe, trockene Luft treibt zur Thätigkeit und man vollbringt in Amerika Dinge, die man in Europa sich nicht unterfangen würde, zu planen.

Der Winter ist ungemein kalt, aber man leidet nicht darunter, ja, man bemerkt die Kälte kaum. Es ist ein Frost, der nicht durchdringt und gegen den man sich trefflich schützen kann. Er ist trocken, gesund, kräftigend, befördert den Blutumlauf und schafft allgemeines Wohlbefinden und Lebenskraft.

Die Luft ist stark mit Ozon und Elektricität geladen. Es ist mir mehrmals vorgekommen, daß beim Berühren einer Wärmeröhre oder einer von der Decke herabhängenden Messinglampe Funken von ein oder zwei Millimeter Länge hervorsprangen. Wenn man sich die Haare bürstet, so hört man häufig ein andauerndes, leises Knistern, das von den durch die Reibung mit der Bürste hervorgerufenen elektrischen Funken herrührt.

Das amerikanische Klima ist heiter; selten ist der Himmel mehr als zwei bis drei Tage nacheinander umzogen. Man lebt in einer reinen, lachenden Atmosphäre, die zum Frohsinn

stimmt. Auch sind die Amerikaner so frohgemut als möglich. Sage mir, wo du lebst, und ich will dir sagen, wer du bist!

Ein Nervenreiz durch Getränke ist daher völlig entbehrlich; das Wasser genügt und die meisten Amerikaner trinken bei den Mahlzeiten nichts andres. Geistige Getränke verbieten sich durch das Klima; eine Flasche Wein steigt in Amerika weit mehr zu Kopf als in Frankreich und England ihrer zwölf. Solang ich in Amerika war und zwar während des Winters, hatte ich immer Durst; die Trockenheit der Luft machte meine Zunge rauh wie ein Reibeisen. Wasser und Gefrornes genügten, meinen Durst zu löschen.

Trunksucht ist demzufolge kein Nationalfehler der Amerikaner, sondern kommt im Gegenteil in den niedern Ständen nur ausnahmsweise, in den höhern gar nicht vor.

Wird ein Betrunkener auf der Straße gefunden, so heißt es: „Das ist ein neuangekommener Irländer!“

Ich habe bei Gelegenheit der großen Bankette, die sich manchmal die halbe Nacht durch in die Länge ziehen, die Mäßigkeit der Amerikaner sehr bewundert. Nach dem Dessert wird überhaupt kein Wein mehr aufgestellt, sondern nur Mineralwasser. Die Diener gießen Limonade, Apollinaris, Vichy- oder Saint-Galmier-Wasser ein, und damit feuchtet man sich während des Rauchens und Plauderns die Lippen an.

Die Luft ist so trocken, daß man in den nördlichen und nordwestlichen Staaten im Theater, Konzert- und Ballsaal nur mit Mühe atmet, und daß in Amerika viele Leute übelriechenden Atem haben.

Ich wiederhole es, der Frost ist gesund und der Fremde, welcher im Winter Amerika bereist, leidet höchstens unter der erstickenden Hitze in den Zimmern. Mit einem Pelzrock und geschützten Ohren hat er draußen nichts zu fürchten, höchstens für seine Nase, die ich ihm rate, nicht aus den Augen zu verlieren.

Wenn Sie im Winter nach Amerika gehen, so nehmen

Sie nur Sommer- und Herbstkleider mit. Nicht nur die Häuser sind Tag und Nacht auf eine Temperatur von fünfundzwanzig Grad geheizt, sondern auch Eisenbahn- und Pferdebahnwagen. Jeder Mietwagen ist mit Decken und Pelzen versehen und Sie wüßten mit Winterkleidern wirklich nichts anzufangen. Innerhalb der Häuser, Gasthöfe, Eisenbahnen hält man es überhaupt nur in einem Sommeranzug aus. Nehmen Sie sich also einen guten Pelzmantel mit, den Sie leicht über die Schultern werfen, damit sind Sie versorgt.

Die Amerikaner, welche in ihren Häusern eine Siedehitze lieben, fürchten den Frost im Freien so wenig, daß sie in den Staaten Illinois, New York, Wiskonsin bei einer Kälte von nahezu dreißig oder vierzig Grad unter Null mit Vorliebe im offenen Wagen fahren. In Chicago, Buffalo, Milwaukee hält es schwer, einen geschlossenen Wagen zu finden, um sich abends ins Theater oder auf den Ball zu begeben. Ebenso ist es in Kanada. In Toronto, Ottawa, Montreal und Quebec sind sämtliche Schlitten offen, der Kutscher packt einen ganz in Pelz ein, das hält Füße und Leib warm und die kalte Luft, welche einem das Gesicht zerschneidet, thut auch das ihrige, den Blutumlauf zu befördern. Die Empfindung ist wirklich angenehm.

Ich unternahm anfangs Februar einen Ausflug nach den Niagarafällen und konnte ohne jegliche Beschwerde während eines ziemlich unangenehmen Schneesturms, der aber die Großartigkeit des Bildes noch erhöhte, drei Stunden lang im offenen Schlitten bleiben. Als ich in Prospect House anlangte und vor der Abfahrt mit dem Zug nach Buffalo eine Tasse Thee zu mir nahm, schälte ich mich aus meinen Pelzen heraus. Nicht nur hatte ich nicht im mindesten gefroren, sondern eine wohlige Wärme durchströmte meine Adern und ließ mich ein erhöhtes Lebensgefühl empfinden.

Der Niagara! Der gewaltigste und der furchtbarste Anblick, der sich dem Menschen je bietet.

Was die Gesundheit des Fremden einigermaßen in Frage stellt, sind die unvermittelten Temperaturübergänge zu Anfang des Winters*) und der ungeheure Unterschied zwischen der äußeren Luft und der Zimmerwärme**).

Ein Amerikaner, bei dem ich mich darüber beklagte, und der auch nicht den geringsten Tadel gegen sein Land aufkommen lassen wollte, sagte mir: „Mein Bester, solche Uebergänge sind ungemein heilsam. Das peitscht das Blut durch, befördert die Cirkulation und übt auf den ganzen Körper den heilsamen Einfluß eines türkischen Bades."

XXXIII.

Bruder Jonathans kleine Uebertreibungen. — Da der Arc de Triomphe nicht zu mieten ist, macht ein Amerikaner den Vorschlag, ihn zu kaufen. — Der Stadtrat von Paris läßt sich das Geschäft entgehen. — Versicherungsgesellschaft gegen eheliche Untreue. — Beisetzung eines Beines. — Letztwillige Bestimmungen eines Amerikaners, welcher dem jüngsten Gericht zu entkommen hofft.

Bruder Jonathan mißt alles mit seiner Riesenelle.

Seine Vorstellungen sind wie das Land, das er bewohnt, groß, weit, fast unbegrenzt. Er hat schon so vieles zustande gebracht, daß er sich alles zutraut.

Die Folge ist, daß Amerika das Land aller Vermessenheit und aller Uebertreibungen ist. Ich wende beide Wörter in dem Sinne an, den man ihnen in Frankreich beilegt — in den Augen der Amerikaner sind diese Absonderlichkeiten und vermessenen Thaten das Natürlichste von der Welt und gerade das verleiht der Sache solchen Reiz.

Für Bruder Jonathan ist nichts unerreichbar, alles ist

---

*) Im November hatte man in Washington eines Tages 27° Wärme. Am andern Morgen war alles fest gefroren; das Thermometer war mit einemmal auf 15° unter Null heruntergegangen.

**) Dieser Unterschied wechselt oft von 26, 27 und 28° über Null zu 20, 30 und 40° unter Null.

nur Frage des Gelds und des Wollens. Wie viel kostet es? So viel? Nun — da ist es.

Man erinnert sich in Paris mit Vergnügen jenes amerikanischen Millionärs, der aus Anlaß der Verheiratung seiner Tochter beim Stadtrat von Paris anfragte, ob der Hochzeitszug durch den Arc de Triomphe gehen dürfe. Man erteilte ihm den Bescheid, daß der Arc de Triomphe nicht zu vermieten sei.

„Ach, das macht nichts," versetzte er, „ich kaufe ihn. Wieviel wollen Sie dafür?"

Das Anerbieten war königlich, und der Amerikaner fand es sehr dumm von dem Magistrat, sich das Geschäft entgehen zu lassen.

Bruder Jonathan wäre es ein Kleines, bei der Königin von England anzufragen, ob sie ihm nicht Schloß Windsor den Sommer über vermiete.

In Boston kam einmal ein Amerikaner auf den Einfall, seinen Freunden ein Oratorium vorzuführen. Da sein Salon viel zu klein war, um die Zahl derer, die er einladen wollte, zu fassen, gedachte er einen Saal oder eins der Theater der Stadt zu mieten.

„Nein," sagte er sich dann, „die Aufführung eines Oratoriums wirkt weit feierlicher in der Kirche."

Und er ging hin und mietete die Kathedrale.

Derartige Dinge berühren uns komisch, und wir sagen uns, „diese Amerikaner sind Narren".

Die allertollsten Einfälle finden in Amerika Anhänger — und Leute, die ihr Geld dafür einsetzen.

So habe ich in einer der verbreitetsten Zeitungen der Vereinigten Staaten den Prospekt einer kürzlich mit einem Grundstock von fünfhunderttausend Dollars gegründeten Gesellschaft gelesen, deren Namen folgendermaßen lautete: „Versicherungsgesellschaft gegen eheliche Untreue."

Im Prospekt dieses Unternehmens ist alles mit lobenswerter Klarheit ausgeführt. Jeder Versicherte, welcher be-

weisen kann, daß er betrogen worden, erhält von der Gesellschaft einen Check, mit dem er seine Hörner vergolden lassen kann. Ich würde keine vier Sous da hineinstecken, denn ich würde mir keine großen Dividenden versprechen von einem Unternehmen, welches, sobald es den dreißig oder vierzig Ehefrauen eines Mormonen in den Sinn käme, Streiche zu machen, ganz tolle Summen auszuzahlen hätte! „Die Trösterin" schiene mir ein gut gewählter Name für diese Versicherung gegen eheliches Mißgeschick.

Ich erwähne auch das Vorhandensein einer „Harmonieversicherung", deren Zweck ist, heiratslustige Männer und Frauen zu untersuchen und ihnen ein Gesundheitszeugnis auszustellen. Jeder Enttäuschung wird vorgebeugt. Die Männer sind als kräftig beglaubigt; den Frauen werden natürlicher Teint und wirklich vorhandene Reize bescheinigt. Vielleicht wird die Gesellschaft in Bälde auch noch den Totenschein der künftigen Schwiegermutter liefern.

Die wunderlichsten Dinge werden in Amerika wirklich ausgeführt.

Ich gebe aus einer New Yorker Zeitung folgenden Bericht: „Nachdem Mrs. Margareth R . . . von New York sich kürzlich ein Bein abnehmen lassen mußte, bestand sie darauf, daß dasselbe in geweihter Erde begraben und in der Familiengruft bei den übrigen ‚Gliedern' ihres Hauses beigesetzt werde. Demzufolge wurde ein Totenschein ausgestellt, in welchem vorschriftsmäßig gesagt war, daß obgenanntes Bein infolge einer Amputation am 29. November 1887 im Alter von fünfzig Jahren, verheiratet, als Teil einer Familienmutter gestorben sei. Darauf fand die Bestattung mit den landesüblichen Gebräuchen statt."

Da dies eine ganz natürliche Sache war, hatte der Zeitungsschreiber keinerlei Bemerkung hinzugesetzt. Die Mitteilung hatte ihm einfach Gelegenheit zu einer wirksamen Ueberschrift gegeben, sonst war nichts Auffallendes dabei.

„Ein Bein, das man voraus in den Himmel schickt, um einen Platz zu belegen," etwas Derartiges stand darüber.

Ein gewisser Mr. Ambroise R . . . von Pittsburg, der offenbar die Absicht hatte, dem jüngsten Gericht zu entkommen, traf folgende letztwillige Verfügungen.

„Ich wünsche, daß mein Leichnam in die heilige Michaelskirche gebracht und nach Beendigung des Trauergottesdienstes meiner Familie wieder zugestellt werde. Dieselbe wird Sorge tragen, daß er in Samsons Leichenverbrennungsofen dem Feuer übergeben wird. Darauf soll die Asche in einer Flasche verwahrt und dem deutschen Konsul in Pittsburg zugeschickt werden. Dieser wird sie dann dem deutschen Konsul in New York übermitteln, von wo sie dem Kapitän des Dampfers „Elbe" übergeben und seiner Sorgfalt anempfohlen werden soll. Ich wünsche, daß der Kapitän der „Elbe" die Flasche in Verwahrung behält, bis das Schiff sich in der Mitte des Atlantischen Oceans befindet. Dann soll er einen Matrosen anweisen, die Spitze des höchsten Mastes zu erklettern, die Flasche dort zu entkorken und meine Asche in alle Winde zu verstreuen. Die sämtlichen Passagiere an Bord sollen eingeladen werden, Zeugen des Vorgangs zu sein. Bei seiner Rückkehr nach New York wird der Kapitän der „Elbe" meiner Familie einen eingehenden Bericht über die obgenannte Ceremonie zustellen, damit sie Gewißheit hat, daß mein letzter Wille pünktlich befolgt worden ist. Die Zeitungen von Pittsburg werden diesen Bericht veröffentlichen, damit es auch zur Kenntnis meiner Freunde und Bekannten gelangt, wo meine Asche ruht."

Den Ocean mit seinen Ueberresten bestreuen lassen, das heißt, sich großartig in Scene setzen.

Chateaubriand war nicht minder anmaßend und nicht minder excentrisch als dieser Yankee, aber er legte weit weniger Humor an den Tag.

Ich sage es ja immer — hoffärtige Menschen haben keinen Humor.

XXXIV.

Die Anzeigen. — Wundersame Anpreisungen. — Die illustrierte Reklame. — Ein Yankee, der eine gesellschaftliche Stellung sucht. — Ein Cirkusdirektor und der Präsident der Vereinigten Staaten. — Unwiderstehliche Heiratsanträge. — Ein Journalist „für Alles". — Nervenberuhigungssyrup. — Wanderärzte. — Ein Advokat empfiehlt den Herren Spitzbuben seine Dienste. — Mr. Phineas Barnum, der Schwindlerkönig. — Phineas, dem modernen Phönix, ist nichts heilig. — Mein Impresario bedauert, daß Mr. Gladstone und Lord Randolph Churchill auf seine Wünsche nicht eingingen.

Die Amerikaner sind in Bezug auf Annoncen so abgestumpft, daß es ungeheuer schwer hält, ihre Aufmerksamkeit noch zu erregen. Man muß zu dem Zweck vollkommen Unerhörtes erfinden.

Eine Ware ankündigen und sagen, daß dieselbe weit besser sei, als alles, was bisher davon in den Handel gekommen, Zeugnisse aller braven Leute, die durch dieses oder jenes Arzneimittel geheilt worden sind, veröffentlichen, eine Stelle suchen und dabei versichern, daß man ehrlich und arbeitsam ist, da kann man ebensogut „Magnificat" singen und den lieben Gott bitten, einem Abnehmer zuzuführen.

Erst zeigte man gewöhnliche Dinge an, dann ungewöhnliche — heutzutage zieht kaum mehr das Fabelhafte.

Am meisten in die Augen fallend und fesselnd erweist sich immer die illustrierte Reklame. Da ist zum Beispiel die „Capilline", welche Bart- und Haupthaare nur so in die Höhe schießen macht*). Auf der linken Seite der Annonce steht ein armer blutter Teufel mit einem Leichenbittergesicht. Ein junges Mädchen dreht ihm den Rücken zu und schneidet ein Gesicht, darunter steht: „Vor der Anwendung der ‚Capil-

---

*) Man muß diese Flüssigkeit mit großer Vorsicht anwenden, denn läßt man einen Tropfen davon auf seine Nase fallen, so hat man sofort einen Büschel Haare.

line' abgeblitzt." Auf der rechten Seite ist ein männliches Wesen stolzester Art dargestellt, mit üppigem Bart- und Haupthaar. Das nämliche junge Mädchen schmiegt sich zärtlich an seine Schulter und schmachtet mit leuchtenden Augen zu ihm empor. „Dank der ‚Capilline', welche in Monatsfrist diese Wandlung hervorgebracht, ist er erhört worden." Was mir noch viel wunderbarer erscheint, ist, daß die „Capilline" auch den Schnitt seiner Kleidung umgewandelt hat — erst war er angezogen wie ein Seminarzögling, nach der Wunderkur trägt er sich wie ein Mitglied des Jockeyklubs.

Ich gebe eine kleine Blumenlese aus einer New Yorker Zeitung.

Stellegesuch als Warenmakler oder Zahlkellner. Ein schlanker, gut gebauter, geriebener, gescheiter, geschickter, thätiger und unternehmender Yankee sucht Stellung in einem Kontor, Gasthof oder Laden. Ausgezeichnete Zeugnisse und Empfehlungen. Keck wie ein Page und eigensinnig wie ein Maulesel. An Beharrlichkeit und Dreistigkeit nimmt er es mit jedem Bewohner Nordamerikas auf, Grafschaft Bucks in Pennsylvanien mit eingerechnet.

Und nun eine Idylle. Sie ist überschrieben: „Sein Herz und eine Hütte." Stundenlang saß sie trunken vor Entzücken, den Blick tief eingetaucht in die Augen des Geliebten. „Wie schön du bist," flüsterte sie, „und wie du von Glück strahlst! O, Geliebter — sage mir, ist es meine Liebe, die dich so beseligt?" Der schöne junge Mann umfing die Braut und drückte einen langen Kuß auf ihre süßen Lippen. „Ja," sprach er, „weil du mich liebst, bin ich glücklich, aber dies strahlende Ansehen der Gesundheit, das du an mir wahrnimmst, verdanke ich Doktor Bensons Syrup."

Ein Modewarenhändler in Chicago kündigt seinen jährlichen Ausverkauf folgendermaßen an: „Verkaufen oder zu

Grunde gehen, zahlen oder sterben! In dieser Woche muß ich all meine Waren absetzen!"

Ein Friseur schreibt auf sein Schild: „Rasierpalast. Der Herr Professor Rogers ist in Person thätig."

Mr. Cleveland, der Präsident der Vereinigten Staaten, bekam einmal Lust, sich eine Cirkusvorstellung anzusehen, und ließ sich eine Loge vorbehalten. Der Cirkusdirektor hatte nichts Eiligeres zu thun, als in allen Straßen der Stadt eine Schar von menschlichen Sandwiches herumzuschicken, welche vorn und hinten Riesenplakate hängen hatten: „Der Präsident der Vereinigten Staaten und dessen junge und schöne Gemahlin werden heute abend meinen Cirkus mit ihrer Gegenwart beehren."

Die Vorstellung wurde so besucht, daß man viele Leute abweisen mußte, aber Mr. und Mrs. Cleveland, welche erfahren hatten, wie mit ihrem Namen Reklame gemacht worden war, erschienen nicht.

Am Schluß der Vorstellung jedoch verlangte ein großer Teil des Publikums die Hälfte des Eintrittsgelds herausbezahlt, weil das Programm nur zur Hälfte ausgeführt worden sei, indem die Zuschauer den Präsidenten und seine junge Frau nicht, wie die Sandwiches versprochen hatten, zu sehen bekamen.

Der Cirkusdirektor mußte in den sauren Apfel beißen und diese Ansprüche befriedigen, setzt die Zeitung, welcher ich den Bericht entnehme, hinzu.

Ich rate jedermann, nie eine amerikanische Zeitung aus der Hand zu legen, ehe er die Annoncen gelesen hat. Zehn gegen eins wird man für seine Ausdauer belohnt.

Folgendes Gesuch findet sich in der Spalte der Heiratsgesuche im New Yorker Herald: „Ein christlicher Herr, hübscher Mensch, gut gewachsen, einer sehr ehrenwerten Familie angehörig, gut erzogen, gebildet, wünscht seine kraftvolle Mannesjugend einer Jungfrau, die Renten hat, hinzugeben."

An einer andern Stelle sucht ein Amerikaner französischen Unterricht und zwar drückt er sich so aus: „Ein Herr wünscht bei einer jungen, hübschen, wohlerzogenen und heiteren Französin Unterricht in ihrer Muttersprache zu nehmen."

Meine Mitbürgerinnen mögen sich das hinter die Ohren schreiben. Das Anerbieten ist lockend.

Ein zur Verfügung stehender Zeitungsschreiber empfiehlt sich den Redaktionen amerikanischer Blätter: „Ein kinderloser Journalist, der nur Wasser trinkt, sucht Stellung als Reporter. Er liefert Leitartikel, leichte Chronik, Interview, litterarische Besprechungen, Theater- und Konzertkritiken, sowie Berichte über Versammlungen und Gerichtsverhandlungen. Fruchtbare Einbildungskraft: ist im stande, über den geringfügigsten Vorfall eine oder zwei spannende Spalten zu schreiben."

Daß ein Apotheker einen nervenberuhigenden Sirup mit der Behauptung anzeigt, daß keine Ehe glücklich sei, wenn der Gatte seiner Frau nicht allmorgendlich einen Eßlöffel voll seines Säftchens beibringe, mag noch hingehen, aber es sind keineswegs nur die Krämer, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, sondern auch Aerzte, Advokaten. Ganz gewiß darf man diese Schwindler nicht in einen Topf werfen mit den ernsthaften Männern, die ihrem Beruf wirklich Ehre machen, aber schließlich sind es doch Leute, die auch ihre Examen bestanden haben und zur Ausübung ihres Berufs gesetzlich ermächtigt sind.

Es gibt in Amerika Wanderdoktoren, Aerzte, die von Stadt zu Stadt ziehen und die Bewohner einer jeden zu ermäßigten Preisen gesund machen.

Einer davon läßt zum Beispiel in den Lokalblättern der Stadt, wo er gerade „operiert", sein Porträt mit folgender Anpreisung erscheinen: „Herr Doktor R*** kann nur eine Woche an hiesigem Platz bleiben. Wer ihn konsultieren will, muß also dazu thun. Tausende von Kranken harren in den Nachbarstädten sehnsüchtig seines Erscheinens. Er hat sein Wort gegeben, ihnen zu Hilfe zu kommen, und nichts auf

der Welt vermöchte ihn zu bewegen, die Armen verzweifeln zu lassen. O, wartet in Geduld, ihr Kranken und Gebrechlichen, in wenigen Tagen wird Doktor N*** mitten unter euch sein! Er bleibt nur eine Woche hier, das merke man sich!" Und tschinteratata!! und die Gänse lassen sich die Zunge von ihm besehen und den Puls fühlen.

Ein Advokat ist schamlos genug, folgende Ankündigung in allen Gefängnissen die Runde machen zu lassen: „Anwalt H. erlaubt sich, den Herren Verbrechern seine Hochachtung zu bezeigen, und hofft, daß sie ihn mit ihrem Vertrauen beehren werden. Nur wenn der Prozeß gewonnen wird, nimmt derselbe ein Honorar an. Herr H. ist beredt, weiß zu überzeugen, zu rühren, verfügt über Pathos, Leidenschaft, je nachdem der Fall es nötig macht. Er versteht die Zeugen aus der Fassung zu bringen und den Geschwornen ans Herz zu greifen. Die größten Verbrecher verdanken ihm die Freiheit und sogar das Leben."

An Bord des „Germanic" sprach mich ein Amerikaner im Rauchzimmer an und sagte: „Soviel ich höre, gedenken Sie in Amerika Vorlesungen zu halten?"

„Allerdings, mein Herr," erwiderte ich.

„Und wer rührt die große Trommel für Sie?"*) fragte er ohne jeglichen Rückhalt weiter.

Mir müssen beinahe die Augen aus dem Kopf gefallen sein und ich war ganz starr vor Verwunderung. Dann ließ ich mir diesen Amerikanismus erklären und vernahm, daß die Frage nichts weiter zu bedeuten hatte, als: „Wer ist Ihr Impresario?"

„Na," dachte ich mir, „ich werde da drüben meine blauen Wunder erleben! Es fängt schon recht niedlich an!" Ich ging in meine Kabine und suchte mir ein Bild von dem Yankee zu machen, der die große Trommel für mich rühren würde.

*) „Who is booming your show?"

Die berümteste und größte aller amerikanischen Trommeln handhabt der eine, der große, der einzige Barnum.

Die Persönlichkeit des Schwindlerkönigs ist nur insofern interessant, als sie einzig in Amerika entstehen und bestehen kann.

Mr. Barnum (Phineas obendrein!) wird so vom Schicksal verfolgt, daß er alle fünf Jahre das Opfer einer Feuersbrunst wird. Sein Brand tritt wie Mars zur Fastenzeit ein, kaum ist er gelöscht, so sind wie mit Zauberschlag alle Wände mit farbigen Bildern beklebt, auf welchen Phineas Barnum als der Phönix, der sich aus der Asche erhebt, dargestellt ist.

Mr. Barnum empfindet die gründlichste Verachtung für jeden Menschen, der sich eine Gelegenheit, Geld zu verdienen, entschlüpfen läßt. Er fände gar nichts Besondres dabei, dem General Boulanger zehntausend Franken wöchentlich zu bieten, um ihn lebendig in seinem Museum aufstellen zu dürfen, aber er fände es ganz und gar unnatürlich, wenn der General auf dieses Anerbieten nicht einginge. Es ist bekannt, daß der unternehmende Phineas eines Tags an Herrn Pasteur schrieb und ihm einen Vorschlag machte. Er wollte sich dem berühmten Gelehrten für eine Einnahme von fünfzigtausend Dollars verbürgen, wenn dieser sich bereit fände, täglich zweimal in Anwesenheit des Publikums zu impfen. Das war gar nicht gewagt; die fünfzigtausend Dollars wären mit Leichtigkeit verdient worden. Barnum mußte sich jedoch begnügen, einen bebrillten Herrn, welcher dem großen Meister von der Rue d'Ulm leidlich ähnlich sah, für seinen Zweck zu verwenden, aber es gelang ihm, die vier kleinen Amerikaner, welche Pasteur von der Tollwut gerettet hatte, zu gewinnen. Monatelang wurden dieselben — vermutlich mit Brunnenwasser — in New York und den andern Großstädten Amerikas geimpft, und der Tierschutzverein, welcher seine Fürsorge nicht auf den Menschen erstreckt, ließ das ruhig geschehen, und Barnums Kasse machte vortreffliche Geschäfte.

Barnum begreift einfach nicht, daß man ein vorteilhaftes Anerbieten von der Hand weisen kann. Für ihn ist alles käuflich oder mietbar, und der allmächtige Dollar ist ihm der Herr der Welt. Eines Tages setzte er sich in den Kopf, Shakespeares Geburtshaus zu kaufen und zu möblieren; die Engländer verstanden aber keinen Spaß, und Mr. Barnum mußte unverrichteter Sache abziehen.

Das Museum Grévin in Paris und Mrs. Tussaud in London stellen die Tagesgrößen in Wachs aus; Barnums Ehrgeiz geht dahin, sie in Fleisch und Blut auszustellen.

Wenn heute in Europa die republikanische Staatsform die Oberhand gewänne, so könnten alle abgedankten Fürsten nach Amerika gehen; sie würden dort reiche Leute, und des größten Schwindlers höchster Ehrgeiz wäre befriedigt.

Den Amerikaner selbst setzt übrigens gar nichts in Erstaunen, und die Ruhe und Harmlosigkeit, mit der er von den allerüberwältigendsten Dingen spricht, sind ein Hauptreiz seiner Unterhaltung.

Mein New Yorker Impresario hatte mich für eine Reihenfolge litterarischer Vorträge in den Vereinigten Staaten und Kanada angeworben.

„Für nächstes Jahr," bemerkte er dabei, „habe ich zwei Europäer auf meiner Liste, Mr. Charles Dickens und Sie. Ich hätte gern zwei andre gehabt, konnte sie aber nicht bekommen."

„Nicht sehr schmeichelhaft, diese Mitteilung," sagte ich. „Wer sind denn die zwei andern, die Sie im Stich gelassen haben?"

„Mr. Gladstone und Lord Randolph Churchill," erwiderte er mit der größten Kaltblütigkeit und setzte nach einer Weile hinzu: „Ja, Gladstone hätte ein schönes Stück Geld machen können, und Churchill hätte einen ‚eleganten' Erfolg gehabt" — elegant sagt der Amerikaner ja mit Vorliebe für „prachtvoll".

XXXV.

Die Eisenbahnen. — Die Vestibülzüge. — Gasthöfe auf Rädern. — Fenster, Ventilatoren und deren Gebrauch. — Ein erbarmungsloser Henker. — Der Schaffner und seine Befugnisse. — Verblüffung eines Reisenden. — Grobheit der Bediensteten. — Die Schauspielerin und der Schaffner. — Ein neugieriger Reisender. — Ein Neger mit großem Einkommen. — Handel während der Fahrt. — „Aepfel, Orangen, Bananen!" — Der Negerwaggon. — „Kümmern Sie sich um Ihre eignen Angelegenheiten."

Die Amerikaner haben den Begriff der Entfernung aus der Welt geschafft, dadurch, daß sie ihre Reiseeinrichtungen so sehr vervollkommnet haben.

Man steigt nach Tisch in den Bahnzug, und er setzt sich in Bewegung. Man bleibt eine Stunde oder zwei im Rauchzimmer, legt sich zu Bett, schläft, wacht auf und ist an Ort und Stelle.

In Bezug auf Behagen und Bequemlichkeit stehen die amerikanischen Eisenbahnen zu den französischen und englischen im selben Verhältnis wie die letzteren zur Postkutsche von Anno dazumal.

Einen Pullmann übertrifft an Bequemlichkeit und Eleganz höchstens jener noch weit vervollkommnetere Pullmann, der den Namen „Vestibülzug" führt. Sechs oder sieben Wagen, die miteinander verbunden sind, gestatten dem Reisenden in einer Länge von ein paar hundert Metern frei umherzuspazieren, und er verfügt über Speisesaal, Schlafzimmer, Salon, Rauch- und Lesezimmer, Bad- und Ankleidekabinett, und das alles im besten Geschmack eingerichtet. Was kann man mehr verlangen? Es ist ein bewegliches Hotel, ein ganzes, gut geleitetes Hauswesen, das in vierundzwanzig Stunden von New York nach Chicago hindampft. Koch, Heizer, Barbier — am Ende des Zugs befindet sich eine Friseurstube — Kammerdiener, alles hat man zur Hand.

Der Raum zwischen den einzelnen Wagen ist durch

Thüren, die sich von innen nach außen öffnen, verschlossen, so daß man beim Durchgehen keineswegs der Zugluft und Kälte preisgegeben ist. Alles ist mit weiser Fürsorge ausgedacht, und falls die Amerikaner nicht dieser Tage einmal Häuser erfinden, die man abbricht und mit größter Leichtigkeit von einem Ort zum andern trägt, wozu man sicherlich auch noch gelangen wird, so wüßte ich nicht, daß man sich etwas Bessres wünschen, ja, sich nur etwas vorstellen könnte, was an Eleganz, Annehmlichkeit und Sicherheit diese Eisenbahnwagen überträfe. Reisen ist heutzutage keine Last und keine Plage mehr, sondern ein Vergnügen.

Tritt eine Störung der Fahrt ein, gerät man vielleicht in einen Schneesturm, der den Zug stundenlang auf einen Fleck festbannt, so ist man nicht in ein enges Coupé eingeschachtelt und dem Frost und Hunger ausgesetzt, bis das Geleise freigemacht ist, und es ist wirklich nicht schwer, sich mit Fassung in sein Schicksal zu ergeben: die Wagen sind gut geheizt und an Lebensmitteln gebricht es nie.

Sich mit Reisedecken zu versehen, ist gänzlich überflüssig; vom 1. Oktober bis zum 1. April sind sämtliche Eisenbahnwagen bis zu einer Temperatur von sechsundzwanzig Grad geheizt, so daß man gleich beim Einsteigen das Bedürfnis fühlt, seinen Ueberrock so schnell als möglich abzulegen.

Der Heizer kennt kein Erbarmen, und man mag ihm sagen, was man will, er erläßt den Reisenden nicht einen Grad Wärme. Kohlen in den Ofen schieben ist das einzige, was er auf der Welt kennt.

Fenster und Ventilatoren sind vorhanden, sobald man aber sein Fenster öffnet, bemerkt man, daß sämtliche Reisegefährten die Rockkragen aufschlagen und die Reisegefährtinnen nach Tüchern und Pelzen verlangen, und ein energisches Murren und Grollen macht dem Verwegenen klar, daß man in ihm ein öffentliches Uebel erblickt. Die Amerikaner sind ein frostiges Volk, dem nur in Badewärme wohl ist.

Was die Ventilatoren anbelangt, so stehen dieselben

unter Aufsicht des Schaffners, und falls es diesem Herrn nicht zu heiß ist, können die Leute ersticken oder Ohnmachten bekommen, es rührt ihn nicht. Für das Wohlbefinden der Reisenden zu sorgen gehört nicht zu seiner Dienstpflicht und die Ventilatoren bleiben geschlossen.

Hier so gut wie im Gasthof und in allen Lagen des Lebens ist man in Amerika auf die Gnade der Diener angewiesen. Dagegen gibt es keine Hilfe und keinen Schutz.

Die Schaffner sind im allgemeinen unhöflich, sogar grob, und man hüte sich ja, Fragen an sie zu richten, namentlich jene Fragen, die der Reisende ganz gewohnheitsmäßig stellt, wie: „Werden wir bald ankommen?" — „Hat der Zug Verspätung?" — „Wie heißt die nächste Station?" Man setzt in Amerika voraus, daß ein jeder alles wisse, und weiß er es nicht, so hilft ihm kein Mensch, außer wenn er sich an die Gebildeten wendet.

Wenn Sie einen Vorübergehenden nach dem nächsten Weg zum Bahnhof fragen, so thut er, als ob er Sie nicht verstünde. Sie haben sich des englischen Worts „station" bedient; hier muß man amerikanisch sprechen und „depot" sagen.

Wenn es einem Bediensteten gelungen ist, recht grob und beleidigend zu sein, so fühlt er sich sehr, wirft sich in die Brust und sieht seine Kollegen an, als ob er sagen wollte: „Hm! Hast du gehört, wie ich's dem gesagt habe!" Er würde sich durch Höflichkeit etwas zu vergeben glauben; dieselbe erscheint ihm als Unterwürfigkeit, und er bildet sich ein, daß er sich mit gebildeten Leuten auf gleichen Fuß stelle, wenn er grob gegen sie sei, und dadurch dem obersten Grundsatz der Demokratie, der Gleichheit, zum Ausdruck verhelfe. So liebenswürdig, zuvorkommend und verbindlich der Amerikaner der guten Gesellschaft ist, gerade so unhöflich, brummig und flegelhaft ist der aus den niedern Ständen.

Sie gehen an eine Eisenbahnkasse und nehmen eine Fahrkarte. Möglicherweise stehen Ihnen, um an den Ort

Ihrer Bestimmung zu gelangen, mehrere Bahnlinien zur Verfügung. Ohne Sie anzusehen, schnarrt der Beamte: „Welche Linie? B. und O. oder S. F. und W. R. R., oder vielleicht C. J. L. und C.?“

„Ich brauche eine Fahrkarte nach Chicago.“

„Und ich frage, ob Sie mit der ...“

Folgt abermals ein Teil des Alphabets und zugleich ein mitleidiger, verächtlicher Blick. Glauben Sie ja nicht, daß er Ihnen diese rätselhaften Buchstaben in Wörter übersetzen wird ... wie Sie daraus klug werden, ist Ihre Sache.

Aergern Sie sich aber beileibe nicht; nehmen Sie die Geschichte von der komischen Seite. Das ist der Rat, den Amerikaner mir gaben, und den ich jedem gebe, der je nach Amerika will.

Ich hielt einmal ein Mittagsschläfchen in meinem Lehnstuhl. Da kommt der Schaffner, versetzt mir einen fürchterlichen Rippenstoß und schreit mir mit grimmiger Miene in die Ohren: „Ihre Fahrkarte!“

Eilig reiche ich ihm die verlangte und entschuldige mich zugleich, indem ich sage: „Ich hoffe sehr, daß ich Sie nicht habe warten lassen!“

Der Mann ging ganz verdutzt weiter; er war vollständig aus seinem Geleise gebracht.

Uebrigens muß man in Amerika gegen jedermann höflich sein; man läuft ja sonst allzeit Gefahr, einem künftigen Präsidenten der Republik die schuldige Ehrfurcht zu versagen.

Ein andres Mal befand ich mich in einem Zug einer New Yorker Lokalbahn, wo es keine Salonwagen mit Rauchzimmer gibt, auch keine erste, zweite oder dritte Klasse: ein Wagen ist wie der andre. Ich fragte den Schaffner, in welcher Abteilung das Rauchen gestattet sei, worauf er etwas in den Bart brummte, was ich nicht verstand. Mit demütigster Miene und in flehendem Ton sagte ich: „Entschuldigen Sie, ich habe Sie nicht verstanden!“

Worauf er mir in die Ohren tutete: „Hin—ter — der

— Lo—ko—mo—tive — haben Sie mich diesmal verstanden?"

Meine erste Regung war, dem Menschen eins an die Ohren zu versetzen, ich gedachte jedoch sofort des mir erteilten Rats und sagte lächelnd: „Ich habe Sie sehr gut verstanden und bitte Sie nochmals um Entschuldigung; Sie sind wirklich zu liebenswürdig."

Eine sehr bekannte amerikanische Schauspielerin speiste eines Abends in dem Restaurationswagen eines New Yorker Zugs. Um die Zeit totzuschlagen, aß sie äußerst langsam und suchte offenbar das Vergnügen möglichst in die Länge zu ziehen. Der Schaffner, dem eine solche Vermessenheit ganz und gar nicht behagte, fing an sich sehr unhöfliche Bemerkungen über die Dame zu erlauben, und zwar äußerte er dieselben so laut, daß sie nicht wohl überhört werden konnten.

Die Schauspielerin zog eine Visitenkarte aus ihrer Brieftasche und kritzelte ein paar Worte darauf.

„Schaffner," sagte sie rasch, „hier ist meine Karte; wenn Sie dieselbe morgen abend im Opernhaus vorweisen, wird man Ihnen einen Parkettsitz geben. Ich bedaure sehr, Ihnen keine Loge anbieten zu können — es thut so wohl, einmal einen höflichen Schaffner anzutreffen!"

Ich habe etliche Male solche getroffen — auf zehn grobe kommt ungefähr ein artiger.

Die Namen der Stationen sind in tiefes Dunkel gehüllt, und man entsage von vornherein jeder Hoffnung auf Aufklärung von seiten des Schaffners.

Der Zug hielt ein paar Meilen von Richmond.

„Wie heißt die Station?" fragte ein Mitreisender den Schaffner.

Dieser zuckte die Achseln und kehrte ihm den Rücken zu.

Ich stand unmittelbar neben ihm und hörte, wie er in den Bart brummte: „Was es doch für neugierige Leute gibt!"

Wer galliger Natur ist, dem können die Grobheit der Bahnbediensteten und der Stubenmädchen im Gasthaus das Reisevergnügen sehr verbittern, aber die Amerikaner sind wie die Kinder und beachten es gar nicht. Ja, ich kenne welche, die solche Grobheit sehr ergötzlich finden und einen besondern Vorrat von Humor mit auf die Reise nehmen.

Der Neger, der im Schlafwagen die Betten macht, ist weit höflicher, nur gehört seine Höflichkeit nicht zur Gattung der uneigennützigen. Einige Minuten vor Ankunft des Zuges bürstet er jedem Reisenden den Rock aus, und dieser Liebesdienst trägt ihm unfehlbar fünfundzwanzig Cents (einen Franken fünfundzwanzig Centimes) ein. Die Neger stellen sich neben dem Gehalt, den die Eisenbahnverwaltung ihnen zahlt, durch Trinkgelder auf dreißig bis vierzig Franken im Tag, thut zwölf- bis vierzehntausend Franken im Jahr.

Wie viele Weiße würden nicht um diesen Preis freudig zu Negern!

Noch gegen eine andre Verdrießlichkeit der Reise muß man sich mit Philosophie wappnen.

In jedem Zug befindet sich ein unermüdlicher Handelsmann, der im letzten Wagen seine Waren auflegt.

Kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so wird die Bude aufgemacht; zuerst nimmt er ein Paket Zeitungen zur Hand und macht mit diesen die Runde durch sämtliche Wagen, wobei er sich alle Mühe gibt, die Thüren möglichst geräuschvoll aufzureißen und zuzuschlagen. Ist das gethan, so geht er zu seinem Magazin zurück, legt die nicht verkauften Zeitungen in eine Ecke, füllt einen Korb mit Apfelsinen, Aepfeln und Bananen und macht sich wieder auf den Weg. Die Thüren fliegen krachend auf und zu und er brüllt aus vollem Halse: „Orangen! Aepfel! Bananen!“ Man macht ihm ein Zeichen, daß man nichts wolle, und er zieht ab. Er geht wieder in seine Bude zurück, erscheint aber

alsbald wieder mit Waren aus Rosenholz, und dann mit Reisemützen. Hernach kommen die Photographieen an die Reihe, und nun wird man ganz einfach gezwungen, diese Kunstwerke, die er mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer anpreist, zu besehen. Man schickt ihn fort, aber ach! nicht für lange. Kaum gedacht, steht er wieder da mit Monatschriften und schließlich mit Büchern. Ist man eingeschlafen, so hält ihn das gar nicht ab, einem ein halbes Dutzend derselben auf den Schoß zu legen, und er weckt den Reisenden mit der Frage, ob er denn wirklich und wahrhaftig fünf bis sechs Stunden fahren wolle, ohne ihm etwas abzukaufen. Nun steigt einem das Blut zu Kopf und man hat nicht übel Lust, dem Kerl seine Waren ins Gesicht, oder vielmehr zum Fenster hinaus zu werfen und ihn selbst seinen Reisemützen und Büchern nachfolgen zu lassen. Schließlich aber faßt man sich in Geduld und sagt sich: „Ewig kann die Geschichte ja nicht dauern; der Vorrat wird bald erschöpft sein und dann habe ich Ruhe.“ Arge Täuschung! Fünf Minuten drauf fängt er mit Orangen, Aepfeln und Bananen von vorne an! Was zuviel ist, ist zuviel, und nun heißt es — natürlich im stillen: „Nein, nein, nein, mach daß du zum Teufel gehst, Kerl, mit samt deinen Aepfeln, deinen Orangen, deinen Bananen, deinem Rosenholz, deinen Reisemützen, deinen Zeitungen, deinen alten Schmökern und deiner ganzen verwünschten Bude!“

Die Amerikaner besitzen eine Engelsgeduld. Ich habe sie fünf, sechs Stunden lang die verschiedenen Artikel dieses Wanderbazars mit höflichem Kopfschütteln ablehnen sehen. Es schien, als ob sie sagen wollten: „Der Mensch ist lästig, aber du lieber Himmel, jeder muß sehen, daß er etwas verdient.“

Ich hatte einmal Gelegenheit, die Thätigkeit dieses Industriellen genau zu beobachten.

Als ich von Saint-Augustin nach Jacksonville zurückfuhr, hatte ich vergessen, mir einen Platz im Salonwagen

zu belegen und sah mich deshalb genötigt, in einen der gewöhnlichen zu steigen; da die Fahrt nur etwa fünfzig Minuten dauert, war das Uebel nicht groß.

Der Zug bestand außer dem Salonwagen aus drei andern, von welchen zwei beinahe voll waren. Ich setzte mich also in den dritten, der gänzlich leer war.

Der Schaffner erscheint.

„Gehen Sie da hinaus,“ sagt er, „in dem Wagen können Sie nicht fahren.“

„Weshalb denn nicht?“ frage ich.

„Weil das der Wagen für die Neger ist.“

„Nun, ist er deshalb vielleicht zu gut für mich?“

„Ich sage Ihnen, daß Sie hier nicht bleiben können.“

„Da thut mir's zum erstenmal im Leben leid, daß ich kein Neger bin,“ seufzte ich. „Dies ist der reinlichste von all den Wagen.“

Ich wich der Gewalt und setzte mich in den letzten Wagen gerade gegenüber dem Stand mit Aepfeln, Bananen, Rosenholz und seidenen Reisemützen, und hier beobachtete ich nun die Geschäftigkeit des Mannes, die ich dem Leser soeben geschildert habe.

Die fünfzig Minuten der Fahrt war es ein unaufhörliches Gehen und Kommen.

Nachdem er seinen letzten Rundgang vollbracht, legte er die nicht verkauften Waren an ihren Platz, zog seine Uniform aus, schlüpfte in einen Ueberrock, setzte einen hohen Hut auf und steckte seine Krawatte mit einer Diamantnadel fest. Meister Jakob hat sich nicht schneller vom Koch zum Kutscher verwandelt. Keine seiner Bewegungen ging mir verloren. Sobald er fertig war, wandte er sich nach mir um, und da er bemerkte, daß ich ihn ansah, betrachtete er mich mit prüfender Gönnermiene von Kopf bis zu den Füßen. Ich glaubte schon, er werde sagen: „Was steht zu Diensten?“

„Nun,“ wagte ich zu äußern, „gehen die Geschäfte gut, hm?“

„Kümmern Sie sich um die Ihrigen!“ war die Antwort, zu der er nichts hinzufügte, als ein paar undeutliche Laute, die aber einem Fluch zum Verwechseln ähnlich klangen. Darauf gesellte er sich zu den Bahnbediensteten.

XXXVI.

Amerikanische Dienstboten. — Zur Disposition stehende Herzoginnen. — Mißverstandene Gleichheit. — Feigheit der Männer. — Die Dame mit dem Federbesen. — Mr. Vanderbilts Koch. — Die Neger. — Pompejus' Hochzeit. — Wo ist mein Frack? — Diese Damen spielen Klavier. — Die Karikaturen des Charivari bleiben hinter der Wirklichkeit zurück. — Eine Dame wünscht sich mit Geschirraufwaschen zu beschäftigen. — Weshalb man gut thut, sich mit Dienstmädchen, welche gekündigt haben, freundlich zu stellen.

Die amerikanischen Dienstboten sehen genau aus wie kalt gestellte Edelleute und zur Disposition stehende Herzoginnen.

Richtet man an einen Bedienten eine Frage, so sieht er einen, ehe er Antwort gibt, von oben bis unten wegwerfend an und scheint damit sagen zu wollen: „Wer sind Sie denn? Passen Sie gefälligst auf, in welcher Weise Sie zu mir sprechen. Wir sind ein freies Volk, mein Herr; hier herrscht Gleichheit und ich bin genau so viel wert wie Sie.“

Natürlich hätte man große Lust zu erwidern: „Ich preise Sie glücklich, in einem freien Lande zu leben, da aber hier alle gleich sind und ich höflich gegen Sie bin, weshalb, zum Kuckuck, sind Sie es nicht auch gegen mich?“

Dem Kerl gebricht es entschieden an Logik.

Der Ausdruck der Dienstmädchen ist wieder ein andrer; Verachtung und Widerwillen stehen ihr auf dem Gesicht geschrieben.

„O Gott,“ scheint sie zu seufzen, „was für erbärmliche Tropfen die Männer doch sein müssen, um uns Frauen arbeiten zu lassen! Elendes Gelichter!“

Während sie bedient, zieht sie die Augenbrauen in die Höhe, und ehe sie das Zimmer verläßt, fliegt ein verstohlener, racheglühender Blick zu dem Tyrannen herüber. In den Gasthöfen der kleinen Städte, wo bei Tisch weibliche Bedienung ist, kann man diese Erscheinung eingehend studieren.

Welch mühevollen Arbeiten das amerikanische Dienstmädchen sich unterzieht, davon macht man sich keinen richtigen Begriff, ehe man sie, den Federbesen in der Hand, einen Salon oder ein Speisezimmer reinmachen gesehen.

Man brennt in Amerika ausschließlich Anthracitkohlen, welche vortrefflich sind, große Wärme erzeugen und lange vorhalten, aber in einem einzigen Tage Möbel und Gardinen mit einer zolldicken Schicht weißlichen Staubes überziehen.

Wenn ich sah, wie das Zimmermädchen morgens die Vorhänge schüttelte und das ganze Zimmer in undurchdringliche Staubwolken hüllte, mußte ich mich gewaltsam zusammennehmen, ihr nicht zuzurufen: „Aber, Beste, wozu sich diese Mühe geben? Lassen Sie doch den Staub in Ruhe, er ist da, wo er liegt, am besten aufgehoben.“

Dank dem Federbesen war mein Wohnzimmer stets im Handumdrehen „gemacht“, aber ehe ich mich hineinwagen konnte, mußte ich immer abwarten, daß der Staub sich gesetzt hatte.

Für das Studium der Sitten und Gewohnheiten eines Landes sind dessen Witzblätter ein herrliches Hilfsmittel, denn die lachend vorgetragene Wahrheit ist fast immer die wahre.

Ich blättre im „Puck“ und stoße auf folgenden launigen Einfall:

Sarah bringt den Salon in Ordnung. Die gnädige Frau kommt herein und glaubt in dem Staub, der nach allen Richtungen umherfliegt, ersticken zu müssen.

„Aber, Sarah, was machen Sie denn?“

„Ich stäube, gnädige Frau.“

„Das sehe ich. Bitte, daß Sie sofort abstäuben.“

Der Dienstbotenlohn beträgt tausend bis fünfzehnhundert Franken im Jahr, wohlverstanden in guten bürgerlichen Häusern und nicht bei Börsengrößen. Mr. Vanderbilt bezahlt seinem Koch fünfzigtausend Franken — ich gebe diese Ziffer in Buchstaben, damit niemand den Setzer im Verdacht habe, eine Null hinzuerfunden zu haben.

Trotz dieser fabelhaften Löhne haben die amerikanischen Familien solche Not, brauchbare Dienstboten zu bekommen, daß sie häufig ihre Zuflucht zum Gasthaus und zu möblierten Zimmern nehmen, weil sie aus ihrem eignen Haus sozusagen verjagt sind, oder aber sie entschließen sich, Neger zu nehmen, welche die einzigen einigermaßen höflichen Dienstboten abgeben und wenigstens von Zeit zu Zeit ein freundliches Gesicht zeigen. Uebrigens ist man mit Negern gut bedient; sie haben ein nennenswertes Talent, nicht verlorene Dinge zu finden, und wissen die Eintönigkeit des Daseins dadurch zu beleben, daß sie des öftern in Abwesenheit der Herrschaft eine Mummerei in deren Kleidern ausführen.

Ein mir bekannter Amerikaner war zu Tisch eingeladen. Er will sich ankleiden und macht seinen Schrank auf, um seinen Frack herauszunehmen. Kein Frack da. Er ahnt, was geschehen ist, geht in das Zimmer seines Negers hinauf und findet dort Frack und Weste. Er klingelt den Missethäter herbei.

„Pompejus," sagt er, „ich habe meinen Frack und meine schwarze Weste in deinem Zimmer gefunden. Wie kommt das?"

„Ich habe vergessen, sie wieder an ihren Platz zu bringen, Massa!"

„Du hast sie getragen, Schlingel?"

„Ja, Massa."

„Und wozu, wenn ich bitten darf?"

„Massa, ich habe mich gestern verheiratet," spricht der ehrliche Pompejus und grinst von einem Ohr zum andern.

In Amerika läßt die Wirklichkeit alle Karikaturen des

„Charivari", „Punch" und anderer europäischer Witzblätter weit hinter sich.

Was ich hier gebe, sind keine Witze, sondern Thatsachen.

Ein Dienstmädchen nimmt die Stelle nicht an, wenn sie in ihrem Zimmer kein Pianino oder Harmonium hat.

Eine andre besteht darauf, ein zusammenlegbares Bett *) zu haben, das tagsüber zurückgeschlagen wird. Sie gibt dabei zu verstehen, daß es ganz und gar unpassend wäre, „Herren" in einem Zimmer zu empfangen, wo das Lager, auf dem nächtlich ihre Reize ruhen, sichtbar ist.

Ich kenne eine Dame, der eines schönen Tages die Geduld ausging und die zu ihrer Jungfer sagte: „Ich verlange, daß meine Dienstboten dies und das thun!"

„Ihre — was?" schrie die entrüstete Dienerin. „Ich will Ihnen sagen, was ich von Ihnen denke — Sie sind ja gar keine Dame!"

Daß die amerikanischen Dienstboten an Luxus der Kleidung mit ihren Damen wetteifern, versteht sich von selbst und ist eine alte Geschichte. Natürlich sind ihre Diamanten falsch, aber es gibt so viele Amerikanerinnen, die sich, ohne Dienstmädchen zu sein, mit unechtem Schmuck behängen, daß es sehr schwierig ist, eine Millionärsfrau und eine Stallmagd an ihren Diamanten zu unterscheiden.

Hier zwei Anzeigen, die ich einer Zeitung aus Indianopolis entnehme:

„Eine Dame wünscht sich in einem guten Haus mit Geschirraufwaschen zu beschäftigen. Auskunft erteilt die Expedition der „Schildwache".

„Eine Dame (Weiße) wäscht in und außer dem Hause." (Folgt die Wohnungsangabe.)

Weiter kann es die Demokratie nicht bringen. Das ist ihr letztes Wort.

---

*) Dieselben sind in Amerika sehr viel im Gebrauch und bei beschränktem Wohnraum empfehlenswert.

„Ich bin immer sehr freundlich gegen die Dienstmädchen, die mein Haus verlassen," sagte mir einmal eine geistreiche Dame aus Boston, die in meinen Augen nur den Fehler hat, die demokratischen Einrichtungen Amerikas nicht gebührend zu bewundern.

Mir schwante sofort, daß es sich um einen Spott auf die größte Republik der Welt handle.

„Weshalb?" fragte ich.

„Weil die meisten ihre Stelle kündigen, um irgend einen Viehhändler im Westen zu heiraten, und weil sie möglicherweise, wenn ihre Männer Senatoren werden, in Washington ein Haus machen und mir von Nutzen sein werden."

XXXVII.

Die amerikanische Küche. — Die Gefährlichkeit stählerner Messer. — Die Amerikaner trinken nur Wasser. — Ich entdecke eine Schlange in meinem Wasserglas. — Der Neger beruhigt mich. — Die Speisekarte. — Die länglichen Plättchen. — Welscher Hahn und Heidelbeersauce. — Ein wenig lockendes Gericht. — Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es den Dienstmädchen gut geht. — „Etwas zu essen, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Die große Masse des amerikanischen Volkes lebt von schlecht gekochtem, hartem Fleisch und schmutzigem Eiswasser.

Ohne Zweifel kommt das liebe Vieh drüben in ebenso zartem Alter zur Welt wie in Europa, vermutlich aber duldet der Tierschutzverein nicht, daß man es zur Zeit höchster Lebensfreudigkeit töte, und es gelangen deshalb nur Patriarchen auf den Tisch.

Was das Problem des Essens nahezu unlösbar macht, ist, daß man diesem Fleisch mit neusilbernen Messern zu Leib rücken muß, die es wohl zerreißen, aber nicht zerschneiden. Die Hälfte aller Amerikaner führt heute noch das Messer

zum Mund, und um Unglücksfällen vorzubeugen, muß man sich der Anfertigung stählerner Messer entschlagen. Wenn in Amerika so scharfe Messer in Gebrauch wären, wie bei uns, so würde man auf der Straße nur kreuz und quer versäbelten Gesichtern begegnen, ungefähr wie bei den Studenten in Heidelberg.

Die Amerikaner trinken bei den Mahlzeiten ausschließlich Wasser, und man fragt sich wirklich, wie es möglich ist, daß, mit Ausnahme einzelner guter Häuser, der Filtrierapparat eine in Amerika fast unbekannte Erfindung ist. Läßt man das Wasser im Glas nur wenige Augenblicke stehen, so bildet sich am Grund eine Ablagerung von Schmutz und Sand, die etliche Millimeter dick ist.

Im Süden ist es noch schlimmer.

In Jacksonville wurde ich von einem ungemein artigen Neger bedient.

Eines Tages bringt er mir Trinkwasser, wirft ein Stück Eis hinein und stellt sich dann bescheiden hinter meinen Stuhl.

Ich nehme das Glas und sehe mir den Inhalt genau an.

„Epaminondas!" sage ich.

„Massa, ich heiße nicht Epaminondas; ich heiße Karl."

„Nun, Karl, sehen Sie sich das Wasser an. Es ist eine Schlange drin."

Karl nimmt das Glas, hält es prüfend ans Licht, dann beugt er sich zurück und sagt mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt: „Sie ist tot, Massa."

„Das ist sehr tröstlich, aber vielleicht hat sie Eier zurückgelassen, aus denen dann in meinen Eingeweiden Tausende von Schlängchen ausschlüpfen werden."

Karl hat Humor und läßt sich von solch einer Kleinigkeit die gute Laune nicht verderben. Er nimmt das Glas noch einmal zur Hand, untersucht es abermals und stellt es dann wieder auf den Tisch.

„Sie können unbesorgt sein, Massa," sagt er, „. . . es ist ein Männchen."

Ich war gerettet und konnte das Getränk mit Ruhe zu mir nehmen.

Wenn man bei Delmonico und in den ersten Gasthäusern von New York, Boston, Washington, Philadelphia und Chicago wundervoll diniert, so bekommt man im übrigen Amerika allerhöchstens zu essen, mehr Fütterung als Diner.

Nehmen wir in dem Speisezimmer des besten Gasthofs in dieser oder jener Stadt, die Sie sich nach Belieben in Ohio, Pennsylvanien oder einem andern Staate aussuchen können, Platz.

Keine gedruckte Speisekarte. Eine junge Dame mit einer ebenso kühnen als ungeordneten Frisur und Diamantohrringen tritt ein, wirft uns einen Blick tiefster Verachtung zu, wendet uns den Rücken und murmelt atemlos und mit schwindelerregender Zungenfertigkeit zwischen den Zähnen: „Brotsuppeturbotochsenbratenindianheidelbeersaucekartoffeltomatapfelkuchenvanillecreme."

Machen Sie ja keinen Versuch, ihr Einhalt zu thun, das Uhrwerk ist aufgezogen und muß ablaufen, und geben Sie sich auch nicht der Hoffnung hin, die Dame werde ihr Sprüchlein wiederholen. Ob Sie es verstanden haben oder nicht, ist Ihre Sache. Unglücklicherweise sind die Folgen des Nichtverstehens sehr ernster Natur, man kommt dadurch nicht um ein einzelnes Gericht, sondern um die ganze Mahlzeit. Das ganze Diner muß auf einmal bestellt werden, und das ganze wird einem von der Suppe bis zum Käse gleichzeitig auf den Tisch gestellt.

Mich wandelte einmal die Laune an, fürs erste nur Suppe zu bestellen. Hernach weigerte sich das Fräulein rundweg, mir noch etwas Weiteres zu bringen.

„Das ist alles, was Sie bestellt haben," erklärte sie mir, „Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich Ihretwegen die Reise zwanzigmal mache?"

Ich suchte den Besitzer des Gasthofs auf und bat de-

und wehmütig um Entschuldigung. Als mildernden Umstand machte ich geltend, daß ich ein Fremder und erst vierzehn Tage in Amerika sei und die Sitten des Landes noch nicht kenne. Ich gelobte feierlich, nie mehr ein derartiges Unrecht zu begehen. Der Herr des Hauses begab sich zu dem Fräulein, unter dessen Oberbefehl die Furien des Speisesaals standen, und verwandte sich zu meinen Gunsten, so daß ich schließlich so glücklich war, begnadigt zu werden und meinen Hunger stillen zu dürfen.

Von diesem Tage ab rief ich jedesmal, wenn der weibliche Kellner hereinkam und seine Ausruferpflicht versehen wollte: „Bemühen Sie sich nicht; bringen Sie mir alles!"

Ich aß dann, was mir am wenigsten mißfiel, und ließ das übrige stehen.

Aufgetragen wird das Essen auf folgende Weise.

Die „Herzogin" wirft zuerst einen Löffel, zwei Gabeln und zwei Messer auf den Tisch; dieselben zu sammeln ist Sache des Gastes, und ich kann ihm nur raten, solches ohne Murren zu thun. Wenn die Suppe abgetragen ist, so bringt besagte „Herzogin" einen Teller, um den sie in bewundernswerter Symmetrie zwölf kleine, längliche Plättchen herstellt. Das erste derselben enthält ein Stückchen Fisch mit einem Kaffeelöffel Sauce, nach deren Namen man sich nicht zu erkundigen braucht, da die Fischsauce überall dieselbe ist und nur verschiedentlich getauft wird. Auf dem zweiten liegt eine kleine Kugel von rohem Ochsenfleisch, auf dem dritten eine Scheibe gebratenen welschen Hahns, das vierte enthält zwei zerquetschte Kartoffeln, das fünfte eine abgesottene Tomate, das sechste Heidelbeersauce, das siebente Hühnersalat, das achte ein wenig Milchreis, und das letzte schließlich — grausame Wahrheit — ein Stück Apfelkuchen und Käse. Da man diese beiden Dinge zusammen ißt, werden sie praktischerweise auch zusammen aufgetragen.

Man fängt auf der linken Seite an. Der Fisch macht

die Sauce — in Amerika macht sie der Koch. Der Fisch läßt sich ohne Schwierigkeit verzehren; jetzt wendet man sich nach rechts und nimmt den Ochsenbraten in Angriff. Derselbe ist jedoch uneinnehmbar, die Kugel ist das reinste Stachelschwein. Weiter. Der welsche Hahn ist minder widerspenstig und man verlegt sich auf ihn und führt mit jedem Bissen eine Gabel voll Kartoffeln, etwas Tomate und Heidelbeersauce zum Munde. Dank der großen Verschiedenheit des amerikanischen Klimas, welches im Süden und Norden oft einen Temperaturunterschied von dreißig Grad Kälte bis zu dreißig Grad Hitze aufweist, kann man während der ganzen Dauer des Aufenthalts in den Vereinigten Staaten welschen Hahn und Heidelbeersauce zu essen bekommen. Mein Gott, wie oft habe ich das gegessen! Hoffentlich genug für alle Zeiten, und wenn ich hundert Jahre alt würde, welschen Hahn und Heidelbeersauce esse ich nicht wieder!

Selbstverständlich werden all die kleinen Plättchen sehr rasch kalt und man ist gezwungen, doppelte Bissen in den Mund zu stopfen und die Plättchen von rechts und links mit aller Geschicklichkeit, welche die Natur einem verliehen, heranzuholen.

Endlich ist man auf der äußersten Rechten angelangt. Vorsichtig nimmt man den Käse weg, um ihn auf den Rand des Tellers zu legen, und schickt sich nun an, seinen Nachtisch zu verspeisen. Leider aber hat sich der Käsegeruch dem Apfelkuchen schon so gründlich mitgeteilt, daß man auf dessen Genuß verzichtet. Etwas Vanillegefrornes beschließt die Mahlzeit.

Zu guter Letzt überlegt man sich dann wohl, weshalb man sich in einem freien Lande die Schüsseln nicht nacheinander bestellen kann, weshalb man gezwungen ist, so hastig zu schlucken, daß die Verdauung gestört wird, und wie es eigentlich zugeht, daß der Wirt*) als Geschäftsmann nicht

---

*) Ich brauche kaum zu wiederholen, daß hier nicht von New York, Boston, Washington, Chicago, Philadelphia und einigen

in erster Linie und vor allen Dingen seine Kunden zufriedenzustellen sucht. Die Antwort liegt nahe. Nicht die Wünsche der Reisenden, sondern die Wünsche der „Herzoginnen" ergründet dieser Mann. Die Reisenden sind gezwungen, bei ihm abzusteigen, und er kann sie ungestraft vergiften. Die Dienerschaft bleibt nur bei ihm, wenn er hohe Löhne zahlt und nicht mehr als sechsstündige Arbeit im Tag verlangt, folglich heißt es auf die Ansprüche dieser Herrschaften eingehen oder die Bude schließen. Das hat die Herrschaft der dienenden Klasse zu bedeuten. So viel politische Freiheit die Amerikaner haben, so sehr sind sie im öffentlichen wie im Privatleben abhängig von ihren Untergebenen, und diese Art von Tyrannei ist völlig unerträglich. Das Joch der bevorzugten Klassen abschütteln, wohl und gut, aber ich weiß nicht, ob das der unteren vorzuziehen ist. Der Engländer befiehlt den Leuten, die er bezahlt; der Amerikaner gehorcht ihnen.

So findet zum Beispiel in allen amerikanischen Gasthöfen die Hauptmahlzeit zwischen ein und drei Uhr, das Abendbrot mit Thee zwischen sechs und acht Uhr statt. Nun kommt man vielleicht um halb vier Uhr halbtot vor Hunger und Müdigkeit an und hofft auf der Stelle eine nahrhafte Mahlzeit zu sich nehmen zu können. Große Täuschung. Zwei und eine halbe Stunde muß man warten und seine Zeit verlieren, bis die Pforten des Speisesaals sich gütigst aufthun. Wie oft habe ich mich auf flehentliches Bitten verlegt: „Könnten Sie mir denn nicht ein Kotelett, ein Beefsteak oder einen Eierkuchen machen lassen? Und wenn das nicht möglich ist, so geben Sie mir doch um Gottes willen ein Stückchen kalten Braten!" Bitten, Flehen, nichts fruchtete. Hie und da entschuldigte sich der Wirt und sprach mir sein Bedauern aus, in den meisten Fällen aber ließ er

---

andern großen Städten Amerikas die Rede ist, ebensowenig von den Gasthöfen der besuchten Bäder und Luftkurorte.

mich stehen und gab mir gar keine Antwort. Ein- oder zweimal versuchte ich es mit Drohungen, mit Toben, wobei aber ebenso wenig herauskam. Ein andres Mal entfaltete ich alle mir zu Gebot stehende Höflichkeit. „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen ungelegen komme; ich gebe mich der Hoffnung hin, daß meine Einkehr in Ihrem Hause Sie nicht allzusehr stört. Ich habe nicht den Vorzug, ein Bürger der größten Republik der Welt zu sein, ich bin nur ein armer Europäer, der Ihre Bräuche nicht kennt. In Zukunft werde ich mich besser vorsehen, einstweilen aber, und nur für dies eine Mal, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir etwas zu essen geben wollten. Es würde mich ja unglücklich machen, Ihr Personal zu belästigen, aber für diesen Ausnahmsfall, für dies eine, einzige Mal.“

Es ist sehr wohlgethan, daß man in Amerika Rücksicht auf die Dienstboten nimmt und ihnen das Leben angenehm macht, aber das Wohlergehen einer Klasse sollte nicht auf Kosten der übrigen erzielt werden, und die Leute, welche reisen, sind doch nicht minder wichtig als die, welche bei Tisch aufwarten. Willkür von oben ist ein Uebel; Willkür von unten eine Plage.

XXXVIII.

Die Amerikaner in der Sommerfrische. — Das Hotel als Zweck der Reise. — Die Karawanseraien. — Jacksonville und Saint-Augustin. — Das Hotel Ponce de Léon. — Die Schaukelstühle. — Florida. — „A good time.“ — Der Amerikaner langweilt sich niemals. — Im Hotel ist alles gesalzen, auch die Rechnung — Die Neger. — Fabelhaftes Gedächtnis derselben. — Noch einmal die „Herzoginnen“. — Die Negerinnen. — Ich beleidige eine Frau.

Das Hotel ist ein großer Anziehungspunkt . . . für Amerikaner und namentlich Amerikanerinnen.

Wenn wir in Europa auf Reisen gehen, so gehen wir

in den Gasthof, weil wir nicht überall ein eignes Absteig-quartier oder einen Gastfreund haben können, mit andern Worten, wir gehen ins Hotel, weil wir es nicht anders machen können. Wenn wir unser gutes eignes Bett und unsern guten Tisch im Stich lassen, um zum Wanderstab zu greifen, so sagen wir uns: „Das Verdrießliche an der Sache ist, ein oder zwei Monate im Hotel leben zu müssen, aber schließlich, um des Vergnügens willen, die Schweiz oder Italien oder Schottland kennen zu lernen, muß man das schon mit in den Kauf nehmen.“ Zweck der Reise ist, neue Länder zu sehen, Berge zu besteigen, schöne Touren zu machen und so weiter, und das Hotel ist das einzige uns zu Gebot stehende Mittel, um diesen Zweck zu erreichen.

In Amerika ist das anders. Dort ist das Hotel Zweck der Reise.

Man reist drei-, vier- und fünfhundert Meilen weit, um vierzehn Tage im Hotel zubringen zu können. Die Unterhaltung zwischen viel gereisten Amerikanern dreht sich weit weniger um Aussichtspunkte, die man selbst entdeckt hat, lohnende Ausflüge und Spaziergänge, die man gemacht hat, als um die Vorzüge und Schattenseiten der Gasthäuser, in denen man abgestiegen ist. Dieselben sind für sie das, was uns auf der Reise große Dome, Denkmäler, Ruinen, alte Schlösser, Seen, Berge und alle Herrlichkeiten der Natur sind.

Ich habe es erlebt, daß Amerikaner im Februar in die Sommerfrische gingen. Im Januar, Februar und März geht die große Welt von New York, Boston und den großen Städten des Nordens nach Florida, um sich dort in einer milderen Sonne zu wärmen und die Orangen blühen und reifen zu sehen. Jacksonville und Saint-Augustin sind für den Winter, was Saratoga, Newport und Long Branch für den Sommer sind, der Sammelplatz all der Elemente, die zur Aufnahme in die vornehme Welt die mindeste Berechtigung haben.

Aber was treiben denn all diese vergnügungs- und ruhebedürftigen Amerikaner in Jacksonville und Saint-Augustin? Vielleicht stellen Sie sich vor, daß man dort des Morgens in großer Gesellschaft zu Streifzügen in die Umgebung ausmarschiert oder den Fluß befährt, Picknicks abhält, ausreitet und hunderterlei vergnügliche Dinge betreibt?

Nichts von alledem geschieht. Die Leute stehen auf, frühstücken und sitzen dann drei bis vier Stunden in Schaukelstühlen auf den Hotelterrassen; dann essen sie wieder und nehmen darauf ihre alten Plätze auf der Terrasse ein; dann essen sie zu Mittag und gehen darauf in den Saal, wo sie bis zum Schlafengehen die Leistungen eines sehr mittelmäßigen Orchesters genießen — natürlich vom Schaukelstuhl aus! Und dabei gibt es in dem entzückenden kleinen Städtchen eine Menge Dinge zu sehen, und wie frisch und reizend sind die Orangenwälder mit den darin versteckten Schweizerhäuschen!

Die Damen kommen morgens gegen acht Uhr in seidenen Kleidern und mit Diamanten überladen zum Frühstück. Und was für ein Frühstück! Erst eine Apfelsine und Bananen, um den Verdauungsapparat zu erfrischen und zu ölen, dann Fisch, Speck mit Eiern, ein Beefsteak oder Kotelett mit Aepfeln, kleine Kuchen von Hafermehl, Kompot und Marmeladen.

In Frankreich liest man die Speisekarte, man studiert sie, bespricht die einzelnen Gerichte, stellt sie in Gedanken umsichtig und kunstgerecht zusammen, ehe man ihnen Gelegenheit gibt, sich im Magen näher kennen zu lernen; man ist eben Feinschmecker. In Amerika besinnt man sich höchstens, wie viele Gerichte man auf sein Gewissen nehmen kann. Man hat so und so viel im Tag zu bezahlen; die mäßigen Esser ermöglichen es dem Wirt, auch die Werwölfe zu sättigen. Unsre Kosttische zu festem Preis müßten sich in Bälde bankrott erklären, wenn sie nichts als Amerikaner zu Gästen hätten.

„Wie wenig die Franzosen essen!“ bemerkte einmal ein

Amerikaner, der mich Kaffee, Brot und Butter zum ersten Frühstück bestellen hörte.

„Dem ist durchaus nicht so," sagte ich, „nur habe ich morgens um acht Uhr nicht das Bedürfnis, zu Mittag zu essen."

Je größer das Hotel, desto höher steht es in der Schätzung der Amerikaner. Ein kleiner ruhiger Gasthof, der gut geführt ist, und wo, weil für zwanzig und nicht für tausend gekocht wird, das Ochsenfleisch anders schmeckt als das Hammelfleisch, wo man den Gast kennt, ihn mit Namen anredet, und er nicht wie ein Galeerensträfling Nr. 578 heißt, hat für den Amerikaner keine Anziehungskraft. Er will auch das Hotel groß, ungeheuer, riesig; bei ihm geht alles nach der Größe.

Jacksonville und Saint-Augustin besitzen etwa zwanzig Gasthöfe, deren jeder sechshundert bis tausend Personen aufzunehmen vermag, und sie alle sind vom 1. Januar bis 31. März überfüllt. Die ganze amerikanische Gesellschaft ist dort vertreten, Millionäre, Bankiers, Schriftsteller, Geistliche*) sämtlicher Konfessionen u. s. w.

Ich habe die amerikanischen Superlative mit der Verstärkung „der ganzen Welt" immer nur mit großem Vorbehalt angenommen, aber ich glaube versichern zu können, daß das Hotel Ponce de Léon in Saint-Augustin nicht nur das schönste und größte Amerikas, sondern der Welt ist. Im hübschesten Teil dieser ungemein malerischen Stadt gelegen, ist dieser maurische Palast mit seinen Onyxwänden, den weiträumigen, künstlerisch geschmückten Hallen, Orangenwäldchen, Alleen, Terrassen, Türmchen ein wahres Feenschloß, ein Traum aus Tausend und einer Nacht.

Hierher gehen die Amerikaner, wenn sie sich, wie man

---

*) Gerade wie in England findet man auch in Amerika an jedem hübschen Erdenwinkel protestantische Pastoren, die sich von ihres Standes Müh und Arbeit erholen. „Sind Geistliche an dem oder jenem Ort?" Dann gehen Sie ohne weiteres hin — die Herren wissen immer das Beste ausfindig zu machen.

es jenseit des Atlantischen Oceans nennt, „a good time“ (eine gute Zeit) machen wollen. Der Pensionspreis im Hotel beträgt fünfzig bis hundertfünfundzwanzig Franken im Tag, ohne Wein, wohlverstanden, wer also mit Frau und Töchtern hingeht, gibt seine drei-, vier-, fünfhundert Franken täglich aus. Für diese Summe füttert er seine Familie, hört ein mehr als mittelmäßiges Orchester und wiegt sich in einem Schaukelstuhl — kommt er nach New York zurück, so versichert er all seinen Freunden, daß er „a good time“ gehabt habe. Der Amerikaner gibt nie zu, daß er sich gelangweilt hat, besonders in Amerika nicht. Die allerkleinsten Vorkommnisse der Reise werden zu Erlebnissen und Abenteuern und seine „gute Zeit“ hat er unfehlbar gehabt. Er ist so leicht zu befriedigen wie die Kinder; alles Amerikanische weckt seine Be- und Verwunderung, zum mindesten sein Interesse, und wenn man ihn zum Beispiel darauf aufmerksam macht, daß die Bahn nach Florida einen Tannenwald von neunhundert Kilometer Länge durchschneidet, wodurch die Fahrt entsetzlich eintönig und langweilig wird, so wirft er einem höchstens einen mitleidigen Blick zu, in dem zu lesen steht: „Ungeheuer, mein Herr, ungeheuer, wie alles in Amerika.“

Die Temperatur in Florida wechselt im Winter von zwanzig bis achtundzwanzig Grad, aber das Klima ist feucht und ungesund, das ganze Land ist ein großer flacher Sumpf, so flach, daß, wenn man sich auf einen Stuhl stellt und ein gutes Glas hat, man nach allen Himmelsrichtungen hin dessen Grenzen erblicken kann. Wenn ein unternehmender Amerikaner in Florida einen Hügel errichten wollte, so wäre sein Glück gemacht; alle Welt liefe hin, um das Ding zu sehen.

Nicht jedermann kann sich den Luxus des „Ponce de Léon“ gestatten, aber jedermann hält darauf, in der besuchten Jahreszeit dort gesehen zu werden, denn wenn man nach dem Norden zurückkommt, muß man sagen können, daß man dort

gewesen sei. Das greift man ganz einfach so an: man steigt in einem Gasthof in möglichster Nähe des „Ponce de Léon“ ab; abends schleicht man — reich in Seide mit zahllosen Diamanten — heimlich aus seinem Hotel und schlüpft in den Hof der großen Karawanserai. Von da zu der riesigen Rotunde, wo das Konzert stattfindet, sind es wenige Schritte; man geht durch die Säle, wandelt in den Gängen umher, nimmt sich einen Stuhl und setzt sich an einem Punkt, wo man gesehen werden muß, zur Musik. Gegen zehn oder elf Uhr tritt man den Rückzug an und verschwindet. Ich wollte mir einmal Gewißheit über dieses Verfahren verschaffen und ging um halb zehn Uhr in die „Casa Monica“ und das „Florida House“. Von allen Gästen waren nur etwa zwanzig anwesend und diese hatten den ganzen Salon und die Leistungen der vier oder fünf Musiker, die der Wirt angestellt hat, für sich allein.

Bei meiner Abreise hörte ich auf dem Bahnhof von Saint-Augustin folgendes Gespräch: „Was, Sie reisen auch ab?“ sagte ein junger Mann zu einem Freund, der seine Frau eben in dem Zug nach Jacksonville untergebracht hatte.

„Ja, mein Bester, ich bin jetzt vierzehn Tage hier: das „Ponce de Léon“ ist entzückend, aber es kostet schweres Geld.“

„Ah bah!“ meinte der andre leichthin, „wenn Ihre Frau ihr Nadelgeld verlangt, so ziehen Sie die Hotelrechnung davon ab.“

In der That, in den amerikanischen Gasthäusern ist alles scharf gesalzen, auch die Rechnungen.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Kellner in den großen Hotels Neger. In Chicago und Washington, und ebenso in Jacksonville und Saint-Augustin gibt es keine „Herzoginnen“; man wird langsam bedient, aber höflich und mit Verständnis.

Diese wackeren Neger haben so gute, fröhliche, freundliche Gesichter! Sie freuen sich ihres Lebens so und sind

so gutmütig, daß es wirklich eine Freude ist. Sie sehen einander an und lachen, man sieht sie an und sie lachen; diese zwei Reihen blendend weißer Zähne, die im Rahmen der wulstigen Lippen immer herausleuchten, diese lässige Haltung, die sehr auswärts gesetzten Füße, der zurückgeworfene Kopf, die wohltönenden, weichen, klangvollen Stimmen: das alles läßt uns die Farbe vergessen und nach kurzer Zeit gefallen uns die Leute.

Wenn ein Neger einen andern sieht, der noch schwärzer ist als er, so ist er ganz im Glück; er sieht ihn mit Gönnermiene an und nennt ihn „darkey“ (Schwärzling).

Und wie drollig sie in ihren Antworten sind!

Ich hatte mich im Hotel Everett in Jacksonville aus Versehen an einen falschen Tisch gesetzt.

„Der Herr täuschen sich,“ bemerkte mir der Neger, welcher den Tisch, an welchem ich saß, bediente, und mit dem Finger auf einen andern Neger deutend, setzte er hinzu: „Jener ‚Gentleman‘ bedient den Herrn in der Regel.“

Allerdings mußte ich jenen „Gentleman“ als den meinigen anerkennen, aber die Sache ist die, daß die Neger sich fabelhaft ähnlich sehen, und daß einen vom andern zu unterscheiden für uns beinahe so schwierig ist, wie zwei Schutzmänner auseinander zu kennen.

Ein Gedächtnis, wie die Neger es haben, ist mir noch nie vorgekommen.

Wie schon erzählt, sind im Winter die Gasthäuser in Florida überfüllt und häufig sind sechshundert bis zu tausend Personen gleichzeitig bei Tisch. Der Neger, welcher die Aufsicht über die Kellner führt, kennt jeden einzelnen Gast und wird jeden, der zum zweitenmal den Saal betritt, unfehlbar an seinen richtigen Platz führen, ein Irrtum kommt nicht vor. Ist man nur einen einzigen Tag im Hotel gewesen und kommt man nach vier Wochen wieder hin, so wird man nicht nur sofort wieder erkannt, sondern es heißt: „Der Herr hat, als er das letzte Mal hier war, an diesem oder

jenem Platz gesessen; leider ist derselbe augenblicklich nicht frei, und ich muß Ihnen deshalb einen andern anweisen."

Am Eingang zum Speisesaal nimmt ein junger Neger von sechzehn oder achtzehn Jahren den Herren die Hüte ab und bringt dieselben auf einem Gestell unter. Nahezu fünfhundert Hüte habe ich in seiner Obhut gesehen. Man geht heraus und ohne Zögern und Besinnen greift er nach einem Hut und stellt ihn dem Besitzer zu — es ist der richtige. Wenn man sich das vorstellt, so ist es einfach fabelhaft und erscheint wirklich als ein fast unlösbares Problem. Fünfhundert Menschen, die man nie zuvor oder vielleicht nur ein- oder zweimal gesehen hat, geben beim Eintreten in einen Saal eine Ofenröhre ab — es handelt sich nämlich hier nur um hohe Hüte. Einer nach dem andern kommen sie nach vollendeter Mahlzeit heraus, und einer wie der andre empfangen sie ohne einen einzigen Mißgriff den ihnen gehörigen Hut. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber wie das gemacht wird, ist mir nie klar geworden.

Ein andrer Neger, der seinen Posten in der Vorhalle hat, fliegt, sobald man sich zur Treppe wendet, mit dem Zimmerschlüssel herbei. Ihm die Nummer zu nennen, ist ganz überflüssig, er kennt sie. Er hat Sie nur einmal gesehen, aber das genügt; er täuscht sich nicht.

Und die Negerinnen! Diese guten, dicken, vergnüglichen Seelen mit den üppigen Formen, dem leichten, anmutigen wiegenden Gang, der schlanken Taille, und der „Tournüre", die sie nicht nur tragen, sondern haben, und zwar in ihrem ganzen niedlichen Wesen, ihren zierlichen koketten Bewegungen! Wie lacht ihnen die helle Lebensfreude aus den Augen, und wie findet man sie zu guter Letzt hübsch! Ja, ich habe wirkliche Schönheiten, Prachterscheinungen unter ihnen gesehen! Am Sonntag muß man sie sehen, in scharlachroten Kleidern, mit breitkrempigen, an der Seite kühn aufgeschlagenen Hüten, wenn sie mit der Leichtigkeit und Anmut einer Prinzessin von Geblüt den Fächer handhaben.

In den Hotels verwendet man sie zu nichts als Stubenmädchen und leider Gottes findet man hier wieder einmal die „Herzoginnen“, wenn der Uebelstand auch hier weniger groß ist, als in den kleinen Städten, wo sie bei Tisch bedienen. In den guten Gasthöfen haben sie gar nichts zu thun, als die Zimmer rein zu machen, und der Reisende hat ihnen keinerlei Befehle zu erteilen. Will man irgend etwas haben, so klingelt man und es erscheint ein Neger, um die Befehle entgegenzunehmen.

Ich erinnere mich, eines Abends eine Frau beleidigt zu haben — gänzlich ohne böse Absicht natürlich —, aber das Verbrechen ist deshalb nicht minder greulich.

Die Sache war die.

Ich war zu Tisch eingeladen und brauchte warmes Wasser, um mich zu rasieren. Dreimal hatte ich geklingelt; niemand kam. Etwas ungeduldig machte ich die Thür auf, um vielleicht auf dem Vorplatz irgend einen dienenden Geist zu erspähen, der die Güte haben würde, mir das Bewußte zur Stelle zu schaffen. In dem Augenblick ging ein Zimmermädchen an mir vorüber.

„O bitte,“ begann ich, „könnten Sie mir vielleicht warmes Wasser besorgen?“

„Was sagen Sie?“

„Dürfte ich Sie vielleicht bitten, so gütig zu sein und mir warmes Wasser zu bringen . . . ich würde Ihnen sehr dankbar sein?“

„Für wen halten Sie mich denn?“ versetzte die Furie. „Haben Sie keine Klingel in Ihrem Zimmer?“

Und entrüstet schritt sie von dannen.

Zitternd ging ich in mein Zimmer zurück und erwartete, jeden Augenblick den Befehl zu sofortigem Verlassen des Hotels zu erhalten.

Ich rasierte mich mit kaltem Wasser.

XXXIX.

Der Wert des Dollars. — Eine Schneiderinnenrechnung. — Was eine Dame in Amerika für ihren Anzug ausgeben muß. — Weshalb die Amerikanerinnen alljährlich nach Europa gehen. — Der Bettler und der Nickel. — Bücher und Austern sind billig. — Bezahlung. — „Meine Mittel erlauben mir das.“

Wenn man zu einem Geldwechsler geht, so erhält man fünf Franken und etliche Centimes für den Dollar, in England vier Schilling. In Amerika aber wird man sehr bald inne, daß man für einen Dollar an Waren nur so viel erhält, wie man in Frankreich für einen Franken, in England für einen Schilling bekommt.

Eine Wohnung, die man in Paris um viertausend Franken, ein Haus, das man in London um zweihundert Pfund mietet, kostet in New York, Boston und Chicago viertausend Dollars.

Ein ganz einfaches Kleid, für das eine Pariserin von bescheidenem Geschmack hundert Franken zahlt, erhält man in Amerika nicht unter hundert Dollars (fünfhundertundfünfzig Franken). Ein Straßenkleid, das in Paris auf fünfhundert Franken zu stehen käme, kostet in New York fünfhundert Dollars. Ein Hut von fünfzig Franken wird in Amerika mit fünfzig Dollars bezahlt. Das Verhältnis bleibt immer dasselbe.

Hier eine Schneiderinnenrechnung, die mir in New York zufällig in die Hände fiel:

Ein Morgenrock	200	Dollars,
Ein Tuchkleid	175	„
Ballumwurf	500	„
Ein Reitkleid	180	„
Straßenhut	30	„
Theaterhut	50	„
Ein schwarzseidenes Kleid	240	„
Ein Ballkleid	650	„

Thut zusammen 2025 Dollars; ich multipliziere mit 5,40 und erhalte als Gesamtsumme der Rechnung 10935 Franken. Dabei ist nun kein Mantel, kein Weißzeug, keine Fußbekleidung, keine Strümpfe, Handschuhe, keine von den tausend Kleinigkeiten, die zum weiblichen Anzug gehören, und es ist nur eine von den zwei, drei oder vier Rechnungen des Jahres. Ich bin überzeugt, daß eine Amerikanerin, die sich gut kleidet, fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Franken im Jahr für ihre Toilette braucht, vorausgesetzt, daß sie einzuteilen versteht. Dazu kommt dann noch, daß die Amerikanerin sich Kopf, Schultern und Arme mit Diamanten und Juwelen aller Art bedeckt.

Eine große Zahl von Amerikanerinnen bringt jedes Jahr drei Monate in Europa zu, und das ist kein Uebermut, sondern reine Sparsamkeit. In Europa schaffen sie sich Kleider für das ganze Jahr an und ersparen dadurch, daß sie dieselben nicht in Amerika kaufen, so viel, daß nicht nur die Reisekosten gedeckt sind, sondern ein Ueberschuß von mehreren tausend Franken bleibt.

Im vierten Stock der Hotels bezahlt man für ein Zimmer, das in Paris fünf Franken kosten würde, in New York fünf Dollars. Die Droschke, die in Paris anderthalb Franken für die Fahrt kostet, bezahlt man in New York mit anderthalb Dollars.

Auch in den meisten minder bedeutenden Städten von Amerika hat der Dollar keinen höheren Wert. Ein Hotelomnibus, in dem man anderwärts um fünfzig Centimes vom und zum Bahnhof fährt, wird in Amerika mit einem halben Dollar berechnet.

Kupfergeld gibt es in Amerika, aber wenn Sie einem Bettler einen Cent (fünf Centimes) geben wollten, so würde er Ihnen das Geldstück ins Gesicht werfen. Wenn er bettelt, so sagt er immer gleich, was er will: „Einen Nickel, bitte!“ heißt es. Der „Nickel“ ist eine niedliche Münze, die fünf-

undzwanzig Centimes wert ist. Den Cent kann man in den Vereinigten Staaten überhaupt gar nicht verwenden, außer wenn man sich abends eine Zeitung kauft.

Billig sind im Lande des Dollars nur die Austern und die englischen und französischen Bücher, die übersetzt sind . . . ins Amerikanische.

Wer am meisten unter diesen fabelhaft teuren Preisen leidet, ist der Fremde; der Amerikaner beklagt sich nicht über seine Ausgaben, da seine Einnahmen im richtigen Verhältnis zu denselben stehen.

Stellen mit zwölfhundert, fünfzehnhundert, achtzehnhundert Franken Gehalt sind in Amerika etwas Unbekanntes. Ein Kommis auf einer Bank, ein Verkäufer im Laden haben ein Einkommen von fünf- bis zehntausend Franken; der Eisenbahnschaffner stellt sich auf drei- bis viertausend Franken.

Auch in den höheren Sphären, auf dem Gebiete geistiger Arbeit, verhalten sich die Einnahmen im Vergleich mit solchen in Frankreich wie der Dollar zum Franken. Ein Zeitungsartikel, den man in Frankreich mit zweihundertfünfzig Franken*) bezahlen würde, trägt seinem Verfasser in Amerika zweihundertfünfzig Dollars, über zwölfhundertfünfzig Franken, ein. Der Arzt macht unter fünf bis zehn Dollars keinen Besuch, die „Autoritäten" natürlich fordern geradezu fabelhafte Preise. Ich kenne Advokaten, die sich auf vier-, fünf-, ja auf siebenhunderttausend Franken im Jahr stellen.

In Amerika ist ein jeder gut bezahlt, nur der Präsident der Vereinigten Staaten nicht.

Wenn ich betont habe, wie teuer das Leben drüben ist, so geschah dies einfach, um der Thatsache gerecht zu werden, nicht um mich persönlich darüber zu beklagen. Ich habe Amerika nicht als Tourist bereist, sondern um litterarische Vorlesungen zu

*) Und welche Zeitung in Frankreich, mit einziger Ausnahme des Figaro, bezahlt denn zweihundertundfünfzig Franken für einen Artikel?

halten, die mir „amerikanisch" bezahlt wurden, und so oft ein Rosselenker seine anderthalb Dollar für die Fahrt forderte, sagte ich mir wie Mr. Joseph Prud'homme: „Teuer — aber meine Mittel erlauben mir das!" und bezahlte ohne Murren.

XL.

Schluß. — Antwort auf die Frage der Amerikaner. — Die soziale Lage in Amerika und in Europa. — Die europäische Staatsschuld und der amerikanische Ueberschuß. — Der Amerikaner ist nicht so glücklich wie der Franzose. — Bruder Jonathans Werk. — Ein Wunsch.

„Nun, mein Herr, wie denken Sie über Amerika?"

Ohne mir auch jetzt eine Berechtigung zum Urteilen anzumaßen, kann ich doch die in diesem Band wiedergegebenen Eindrücke zusammenfassen und die herkömmliche Frage der Amerikaner beantworten.

Wenn man bedenkt, was in einem Jahrhundert der Freiheit in Amerika erreicht worden ist und welche unerschöpflichen Hilfsquellen diesem Volk zur Verfügung stehen, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß es in Zukunft für die Amerikaner nichts Unerreichbares gibt.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten verdoppelt sich alle fünfundzwanzig Jahre und wird demnach in fünfzig Jahren zweihundert Millionen betragen. Hat Europa auch dann nur auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften Fortschritte gemacht, und ist es ihm nicht gelungen, die soziale Stellung seiner Völker zu verbessern, so wird die alte Welt der neuen gegenüberstehen, wie die Barbarei der Civilisation.

Während die Fürsten Europas militärische Revuen halten und Paraden abnehmen, während die stehenden Heere — zur Friedenszeit — jährlich fünf Milliarden kosten, während

sich die Staatsschulden in Europa auf mehrere hundert Milliarden belaufen, hat der Staatsschatz in Washington, trotz aller Unterschleife, von denen so viel gesprochen wird und die in Wirklichkeit vorkommen, einen Ueberschuß von neunhundertfünfzig Millionen aufzuweisen. Während die Regierungen in Europa sich die Köpfe zerbrechen, wo die Mittel hernehmen, um die Kosten der Monarchieen zu bestreiten, fragt sich die Verwaltungsbehörde in Washington, wie sie den Ueberschuß ihrer Kasse am besten verwende. Während in allen Tagesblättern der Welt europäische Depeschen den Verlauf von Revuen schildern, von Mobilmachung und Manövern melden, Festreden wiedergeben, in welchen die Völker an ihre Pflicht, in erster Linie dem Kaiser, in zweiter dem Vaterland zu dienen, gemahnt werden, gotteslästerliche Gebete zum Himmel senden, in welchen Gott um seinen Segen für Soldaten, Säbel und Schießpulver gebeten wird, begnügen die amerikanischen sich damit, Vieh- und Getreidepreise und den Kurs ihrer Wertpapiere zu melden. Das ist sehr uninteressant und eintönig, aber glücklich das Land, wo über einen Dauerwettlauf in Madison Gardens die Aufregung ihren Höhepunkt erreicht, während das angsterfüllte Europa sich beim Herannahen jeden Frühlings fragt, ob nicht zwei oder drei Millionen seiner Söhne zur Ehre ruhmdürstiger Kriegsherren ihr junges Leben lassen müssen.

Amerika ist nicht nur räumlich ein großes Land, die Amerikaner sind ein großes Volk, das seine Geschicke in eigner Hand hält, das durch die Gewöhnung der Freiheit sich mit jedem Tage weiser regieren lernt und das, dank der unanfechtbaren äußeren Sicherheit, in der es lebt, seine ganze Kraft und sein ganzes Können den Künsten des Friedens zuzuwenden vermag.

Der gebildete Amerikaner ist der liebenswürdigste aller Menschen; die amerikanische gute Gesellschaft ist anziehender, gastfreundlicher, geistreicher als irgend eine andre.

Und doch — je mehr ich reise, je mehr neue Völker ich

kennen lerne, desto mehr bestätigt sich mir die Ueberzeugung, daß von allen Völkern der Erde das französische das glücklichste ist.

Ganz gewiß ist der Amerikaner auf dem rechten Weg zur Entdeckung aller Mittel, die zum Wohlstand und zum Erfolg eines Volkes führen, aber den Weg zum wahren Glück hat er, so will es mir scheinen, links liegen lassen. Sein persönlicher Lebensgenuß ist, glaube ich, mehr eingebildet als wirklich.

Zu schnell leben, heißt die Kunst des Lebens nicht kennen.

Amerika leidet an allgemeiner Vollblütigkeit.

Bruder Jonathan beklagt es oft selbst, in diesem Wirbel mit fortgerissen zu sein, dem zu widerstehen er für unmöglich erklärt. Wenn uns die Möglichkeit gegeben wäre, zweimal zu leben, so würde ich sehr gut verstehen, daß man es ein erstes Mal „amerikanisch" treiben würde, um dann während des zweiten Daseins sich der im ersten errungenen Güter in beschaulicher Ruhe zu erfreuen. Da wir nur einmal zur Welt kommen, scheint mir der Franzose darin recht zu thun, daß er sich diese Gelegenheit nach Kräften zu nutze macht.

Wenn Frankreich weise regiert würde und sich größerer Sicherheit erfreute, müßte die ganze Welt uns beneiden.

Man sagt den Amerikanern nach, daß sie sich selbst rühmen. Ist es einem Menschen, der ein Wunder vollbracht hat, nicht gestattet, sein eignes Werk anzustaunen?

Man sagt, daß ihr Hang zur Uebertreibung sie auf Schritt und Tritt Dummheiten begehen lasse. Ist es nicht besser, man hat die Freiheit, hie und da einen dummen Streich zu machen, als man wird am Gängelband geführt? Wenn sie zuweilen kindisch handeln bei ihren Wahlen, so werden sie durch Erfahrung klug werden; der Wähler lernt durchs Wählen.

Gibt es in irgend einem Land Europas strengere Sitten, gesichertere Arbeit, allgemeiner verbreitete Bildung? Findet

man in irgend einem Land Europas so viel Reichtum der Natur, so viel Energie, so viele Leute, die im Vollbewußtsein ihrer geistigen und sittlichen Kraft stehen, so viele Schulen, in welchen das Kind des Millionärs neben dem Kind des Aermsten seinen Platz hat, so viele Bibliotheken, wo der zerlumpte Bettler die Geschichte seines Landes lesen und sich an den Thaten seiner Helden begeistern kann, so viele gelehrte Gesellschaften, so viele Zeitungen, so viele Wohlthätigkeitsanstalten, so viel Wohlstand?

Ernest Renan hat, als er eines Tages den Unglückspropheten spielen wollte, den Ausspruch gethan, daß Frankreich, wenn es die republikanische Staatsform beibehalte, sich zu einem zweiten Amerika entwickeln werde.

Möge meinem Lande nichts Schlimmeres widerfahren.

Ende.

Inhalt.

Seite

Seite



Mit wachsamem Auge verfolgen wir alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans und kein Opfer ist uns zu groß, wenn es gilt, ein epochemachendes Werk für unsre Sammlung zu erwerben.

Der großen Sorgfalt, die wir der Uebertragung der ausländischen Werke zuwenden, ist es gelungen, das weitverbreitete Vorurteil gegen übersetzte Romane zu besiegen.

Bisher erschienen:

Deutsche Autoren.

*Frey, Auf der Woge des Glücks.
Glümer, v., Alessa.
— Ein Fürstensohn.
*Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
— Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
— Robert Leichtfuß. 2 Bde.
Lindau, Helene Jung.
*Pasqué, Die Glocken von Plurs.
Peschkau, Frau Regine.
Remin, Die Versaillerin. 2 Bde.
— Jahre des Gärens. 2 Bde.
*Roberts, v., Satisfaction.
Voß, Kinder des Südens.
Wilbrandt, Der Wille zum Leben.
Wolzogen, v., Die Kinder der Excellenz.

Englische und amerikanische Autoren.

Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
*Alexander, Ihr ärgster Feind. 2 Bände.
Boyesen, Eine Tochter der Philister. 2 Bände.
— Novellen. (Glitzer-Brita.— Einer, der seinen Namen verlor. — Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.)
Braddon, In Acht und Bann.
*— Stella. 2 Bände.
*— Unter der roten Fahne.
Bret Harte, Maruja.
— Von der Grenze.
*Burnett, Der kleine Lord.
Conway, Aus Nacht zum Licht.
— Dunkle Tage.
— Eine Familiengeschichte. 2 Bände.
— Lebend oder tot. 2 Bände.
*Croker, Die hübsche Miß Neville. 2 Bände.
Farjeon, Die Herz-Neune.
— Zu fein gesponnen. 2 Bde.
Haggard, Eine neue Judith. 2 Bde.
Marryat, Hanna Warners Herz.
Norris, Eheglück. 2 Bände.
— Mein Freund Jim.
Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
Philips, Wie in einem Spiegel. 2 Bände.
Praed, Zéro.
Reade, Ein einfach Herz.
— Ein gefährliches Geheimnis. 2 Bände.
*Sozialisten, Die.
*Wood, Auf der Fährte. 2 Bde.

Französische Autoren.

About, Pariser Ehen.
de Bonnières, Die Familie Monach.
Claretie, Jean Mornas.
Daudet, Fromont junior und Risler senior. 2 Bände.
— Der Nabob. 3 Bände.
— Der Unsterbliche.
Delpit, Ein Mutterherz. 2 Bde.